# Auferstehung

Leo Tolstoy (graf)

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

# TOLSTOI

## Auferstehung

Verlag bei Eugen Diederichs
Leipzig 1899

Mit vorliegender Lieferung beginnt zu erscheinen:

# Leo Tolstoi, Auferstehung

Nach dem russischen Original übersetzt

von Wladimir Czumikow

Ungekürzte Ausgabe

Mit Buchschmuck von F. Lippisch

Lieferungsausgabe komplett in 9 Liefrg. zu 4—5 Bogen à 50 Pfg.
Jede Lieferung erscheint im Zwischenraum von ca. 14 Tagen.

Dieser neue Roman Tolstois ist der schlechteste, den der berühmte Autor geschrieben hat, — insofern ein Roman uns leichte, leere Unterhaltung bieten soll. Und er ist der beste Roman Tolstois, einer der besten Romane, die die Welt überhaupt gesehen hat, — insofern der Roman, neben dem Theater, das modernste und erhabenste Mittel der Kunst ist, auf die Menschheit zu wirken, sie zu erziehen, zu veredeln. Wir sagen nicht zu viel, und die Zukunft wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane der Weltlitteratur von so großem Einfluß auf ihre Zeit gewesen sind, wie dieser es für die seinige werden wird.

Das Lügengespinnst, daß das moderne soziale Leben umwoben, zerreißt der große Philosoph Tolstoi mit starker, rücksichtsloser Hand, um dem noch größeren Künstler Tolstoi Raum zum Aufbau einer neuen Welt-

Digitized by Google

# Leo Tolstoi
## Auferstehung

Digitized by Google

# Leo Tolstoi, Auferstehung

Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe
mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von
Wladimir Czumikow

Mit Buchschmuck von F. Lippisch

Band I

Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900

Digitized by Google

Matthäus 18,21. Da trat Petrus zu ihm und ſprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir ſündiget, vergeben? Iſt es genug ſiebenmal?

22. Jeſus ſprach zu ihm: Ich ſage dir, nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenzig ſiebenmal.

Matthäus 7,3. Was ſieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirſt nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?

Johannes 8,7. ... Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

Lucas 6,40. Der Jünger iſt nicht über ſeinem Meiſter; wenn der Jünger iſt wie ſein Meiſter, ſo iſt er vollkommen.

Digitized by Google

Wohl gaben sich die zu Hunderttausenden zusammengepferchten Menschen auch jetzt die erdenklichste Mühe, die Erde zu verunstalten. Sie pflasterten sie mit Steinen, damit nichts auf ihr wüchse, und vernichteten jeden Grashalm, der sich dennoch hervorwagte. Sie verpesteten die Luft mit Steinkohlen- und Petroleumqualm. Sie verschnitten die Bäume und verscheuchten alle Tiere und Vögel. Aber der Frühling blieb Frühling sogar in der Stadt. Die Sonne strahlte und wärmte. Das Gras belebte sich und begann nicht nur auf den Rasenflächen der Boulevards, sondern auch zwischen den Steinen zu grünen, überall da, wo es nicht ausgerottet wurde. Birken, Pappeln und Faulbeerbäume entfalteten ihre klebrigen, duftenden Blättchen, die Linden schwellten ihre berstenden Knospen. Die Dohlen, die Sperlinge und Tauben gingen lenzesfreudig ans Nesterbauen. An den Mauern summten sonnendurchwärmt die Bienen und Fliegen. Pflanzen und Vögel und Insekten und Kinder jubelten in glücklichem Einklang.



3029
.294
356
V.1
551371

Digitized by Google

Nur die Menschen, die großen, erwachsenen Menschen hörten nicht auf, sich selbst und einander zu hintergehen, zu quälen. Ihnen war nicht dieser Frühlingsmorgen das Heiligste und Wesentlichste, nicht die zum Wohle Aller offenbarte Schönheit von Gottes Natur — eine Schönheit, die nur zum Frieden, zu Einheit und Liebe mahnte, nein, den Menschen erschien das, was sie sich selbst erdacht und erschaffen, um über einander herrschen zu können, viel heiliger und wesentlicher.

So hielt man auch im Bureau des Gouvernementgefängnisses nicht das für heilig und wesentlich, daß alle Menschen und Tiere in Frühlingsfreudigkeit vergingen, sondern daß am Tage vorher ein mit Nummer, Siegel und Titelkopf versehenes Schreiben eingegangen war, demzufolge am heutigen Tage, am 28. April um neun Uhr morgens, drei in Untersuchungshaft befindliche Arrestanten — zwei Frauen und ein Mann, dem Gerichtshof vorgeführt werden sollten, und zwar die eine der beiden Frauen, als besonders schwere Verbrecherin, apart von den anderen. Und nun trat, auf Grund dieser Vorschrift, am 28. April um acht Uhr morgens, in den stinkenden Korridor der Frauenabteilung der Oberaufseher ein. Hinter ihm her schritt eine Frau mit abgehärmtem Gesicht und grauem, sich kräuselnden Haar, die eine Jacke mit betreßten Ärmeln anhatte und um die Taille einen blaugekanteten Gurt. Das war die Aufseherin.

Digitized by Google

„Sie wollen die Maslowa?“ fragte ſie, mit dem wachthabenden Aufſeher an die Thür einer der am Korridor liegenden Zellen herantretend.

Der Aufſeher öffnete raſſelnd das Schloß und rief, indem er die Thür der Zelle, aus welcher ihm eine noch übelriechendere Luft entgegenflutete, aufſperrte:

„Maslowa, vor Gericht!“ Dann machte er die Thür wieder zu und wartete.

Sogar auf dem Gefängnishof ſpürte man den friſchen, belebenden Odem der Felder, den der Wind in die Stadt geweht hatte. Aber im Korridor war eine deprimierende, typhöſe Luft, von Teer und Fäulnis geſättigt, die jeden Neuankommenden ſofort mit Betrübnis und Trauer erfüllte. Auch die Aufſeherin, die eben vom Hofe kam, ſpürte dieſes, obgleich ſie an ſchlechte Luft gewöhnt war. Sie fühlte ſich plötzlich, als ſie in den Korridor eintrat, müde und ſchläfrig.

In der Zelle hörte man Haſten und Gehen, weibliche Stimmen und das Auftreten nackter Füße.

„Nun, ſchneller, Maslowa, rühr' dich!“ — ſchrie der Oberaufſeher zur Thür hinein.

Zwei Minuten ſpäter trat aus der Zelle ein junges, mittelgroßes Weib, mit ſehr vollem Buſen, in einem grauen, über eine weiße Nachtjacke und weißen Unterrock angezogenen Schlafrock. Sie drehte ſich raſch um und ſtellte ſich neben den Aufſeher.

An den Füßen hatte sie leinene Strümpfe und darüber die Gefängnispantoffeln, um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch, unter welchem sie, offenbar nicht ohne Absicht, einige Löckchen des krausen, schwarzen Haares hervorscheinen ließ. Das ganze Gesicht des jungen Weibes zeigte jene besondere Bläße, welche Leuten, die sehr lange nicht an der frischen Luft waren, eigen ist, und die an die farblosen Kellerschößlinge der Kartoffeln erinnert. Ebenso blaß waren auch die zwar nicht großen, aber etwas breiten Hände und der weiße, volle Hals, der unter dem weiten Schlafrockkragen hervorsah. Bei der matten Bläße des Gesichts fielen die tiefschwarzen, glänzenden, von etwas geschwollenen Lidern umrandeten Augen besonders auf. Sie waren sehr lebhaft und das eine schielte ein wenig. Das junge Weib hielt sich aufrecht, indem sie die volle Brust herausdrückte. Mit einwenig zurückgeworfenem Kopf sah sie dem Aufseher gerade in die Augen und blieb stehen, bereit, alles, was man von ihr verlangen würde, zu erfüllen. Der Aufseher wollte bereits die Thür verschließen, als sich aus der Zelle das bleiche, strenge und faltige Gesicht einer barhäuptigen, alten Frau herausstreckte. Die Alte wollte der Maslowa etwas sagen, aber der Aufseher warf ihr die Thür vor der Nase zu und der Kopf verschwand. In der Zelle erscholl das Gelächter einer Frauenstimme. Auch die Maslowa lächelte und wandte sich zu dem kleinen, in

der Thür befindlichem Gitterfenster. Die Alte drückte sich von innen an das Fensterchen und sagte mit heiserer Stimme:

„Vor allem: red' nicht zuviel. Und bleib bei dem Einen und damit basta."

„Ach, wenn's nur ein Ende nähme, schlimmer kann's nicht werden", sagte die Maslowa.

„Natürlich, eins und nicht zwei", sagte der Oberaufseher, überzeugt von der Trefflichkeit seines Vorgesetztenwitzes. — „Na, marsch, mir nach!"

Das durch das Fensterchen blitzende Auge der Alten verschwand und die Maslowa folgte in der Mitte des Korridors mit kleinen Schritten dem Oberaufseher. Sie stiegen eine steinerne Treppe hinunter und gingen an den Zellen der Männerabteilung vorüber, in der es noch viel übler roch und lärmender war. Hinter all den Guckfensterchen heraus schauten ihnen Augen nach. Als sie in das Bureau traten, standen dort schon zwei Eskortesoldaten mit Gewehren. Ein Schreiber gab einem der Soldaten das von Tabakrauch durchdrungene Begleitschreiben und sagte, auf die Gefangene weisend: „Nimm sie in Empfang." Der Soldat, ein Bauer aus dem Gouvernement Nishnij-Nowgorod, mit einem roten, pockennarbigen Gesicht, steckte das Papier hinter den Ärmelaufschlag und blinzelte, die Arrestantin anlächelnd, seinem Kameraden, einem Tschuwaschen mit starken Backenknochen, zu. Die Soldaten gingen mit der Gefangenen die

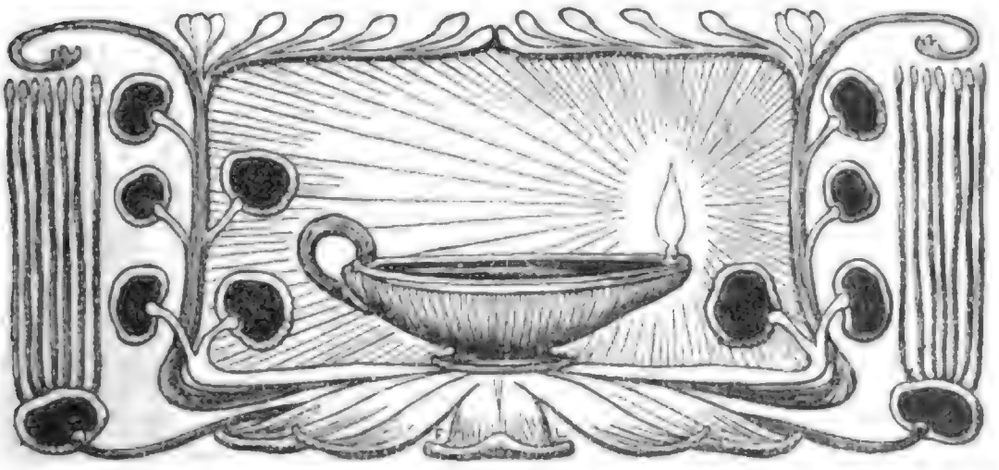
Treppe hinunter und schritten dem Hauptausgang zu.

In dem Hauptthor öffnete sich ein Pförtchen. Die Soldaten und die Gefangene traten über die Schwelle des Pförtchens in den Hof, verließen das Areal des Gefängnisses und marschierten durch die Stadt, in der Mitte der gepflasterten Straßen.

Droschkenkutscher, Krämer, Köchinnen, Arbeiter und Beamte blieben stehen und betrachteten neugierig die Gefangene. Einige schüttelten die Köpfe und dachten: „Dazu also führt ein schlechter Lebenswandel, ein anderer, als der unserige.“ Die Kinder schauten voll Entsetzen auf die Räuberin und beruhigten sich nur damit, daß hinter ihr her die Soldaten gingen und sie jetzt niemand mehr was anthun könnte. Ein Bauer vom Lande, der seine Kohlen verkauft hatte und eben aus einem Theehaus herauskam, trat auf sie zu, bekreuzigte sich und reichte ihr einen Kopeken. Die Gefangene errötete, neigte den Kopf und murmelte etwas.

Sie fühlte die auf sie gerichteten Blicke und suchte unbemerkt, ohne den Kopf zu wenden, zu denen, die sie ansahen, hinüberzuschielen. Das Aufsehen, das sie erregte, freute sie. Auch an der, im Vergleich zu der Gefängnisatmosphäre, reinen Frühlingsluft empfand sie Freude, aber das Auftreten auf die Steine mit den des Gehens entwöhnten, mit plumpen Pantoffeln beschuhten Füßen that ihr weh und sie sah auf den Weg und bemühte

ſich, vorſichtig aufzutreten. Als ſie an einer Mehlhandlung vorbeiging, vor welcher Tauben ſorglos mit ihren wiegenden Schrittchen umherſpazierten, ſtreifte die Gefangene beinahe mit dem Fuß eine blaugraue Taube. Der Vogel flatterte auf, flog mit bebendem Flügelſchlag hart am Ohre der Arreſtantin vorbei und überſchauerte ſie mit Wind. Sie lächelte. Dann aber kam ihr ihre jetzige Lage in den Sinn und ſie ſeufzte tief auf.



Die Geſchichte der Arreſtantin Maslowa war eine ſehr gewöhnliche Geſchichte. Die Maslowa war die Tochter einer unverheirateten Viehmagd, die mit ihrer Mutter auf dem Lande bei zwei Gutsbeſitzerinnen, zwei Fräulein, lebte. Dieſes unverehelichte Weib kam jedes Jahr nieder, das Kind wurde getauft, dann aber, wie das ſo häufig auf dem Lande zu geſchehen pflegt, nährte die Mutter das unerwünſchte, läſtige und an der Arbeit behindernde Kind nicht mehr genügend, ſo daß es bald vor Hunger zu ſterben pflegte.

So ſtarben fünf Kinder. Sie wurden alle getauft, nicht mehr genährt und ſtarben. Das ſechſte Kind, das ſie von einem vagabundierenden Zigeuner hatte, war ein Mädchen, und ſein Schickſal wäre wohl dasſelbe geweſen, wie das ſeiner Geſchwiſter. Aber es geſchah, daß das eine der alten Fräulein in den Viehhof kam, um den Viehmägden, wegen der nach der Kuh riechenden Sahne einen Verweis zu erteilen. Auf dem Viehhofe lag gerade die Wöchnerin mit dem hübſchen, geſunden Kinde. Das alte Fräulein äußerte ihren Unwillen ſowohl bezüglich der Sahne, als auch darüber, daß man eine Wöchnerin in den Viehhof gelaſſen hatte, und ſie wollte ſchon gehen, als ſie das Kind erblickte und von einer momentanen Rührung erfaßt, ſich erbot, das Kind zur Taufe zu halten. Das Fräulein hielt dann auch das Kind zur Taufe und gab ſpäter, aus Mitleid für ihr Patenkind, der Mutter Milch und Geld. Und ſo blieb das Mädchen am Leben und wurde von den alten Fräulein mit Recht die „Gerettete“ genannt.

Das Kind war drei Jahr alt, als die Mutter erkrankte und ſtarb. Seiner Großmutter, der Viehmagd, war es zur Laſt, und ſo nahmen es die alten Fräulein zu ſich. Das ſchwarzäugige Mädchen wurde ungewöhnlich lebhaft und nett, und die alten Fräulein hatten ihre Freude an ihm.

Von den beiden Fräulein hatte die jüngere und gutmütigere, Sophja Iwanowna, das Kind

zur Taufe gehalten, es später geputzt und lesen gelehrt, um aus ihm eine Ziehtochter zu machen. Das ältere, strengere Fräulein, Marja Iwanowna, sagte, daß man aus dem Mädchen eine Arbeiterin, ein tüchtiges Stubenmädchen machen müsse, und war daher dem Mädchen gegenüber anspruchsvoll, strafte und schlug es sogar zuweilen bei übler Laune. So wuchs denn das Kind unter diesen beiden Einflüssen halb als Stubenmädchen, halb als Ziehkind heran. Es wurde daher auch weder Katharine, noch Käthchen genannt, sondern mit einem mittleren Namen — Käthe oder Katjuscha. Katjuscha nähte, räumte die Zimmer auf, putzte mit Kreide die Metallverkleidungen der Heiligenbilder, röstete, mahlte und servierte den Kaffee, besorgte die kleine Wäsche, und saß bisweilen mit den Fräulein und las ihnen vor.

Es fehlte ihr nicht an Freiern, aber sie wollte keinen nehmen. Sie fühlte, daß das Zusammenleben mit jenen Arbeitsleuten, die bei ihr anhielten, für sie, die durch die Süße des herrschaftlichen Lebens, bereits verwöhnt war, zu schwer fallen würde.

So lebte sie bis zum sechzehnten Jahr. Als sie aber sechzehn Jahr alt geworden war, kam zu den alten Fräulein ihr Neffe, ein reicher Fürst, der Student war, auf Besuch. Und Katjuscha verliebte sich in ihn, ohne es zu wagen, sich selbst, geschweige denn ihm dieses Geständnis zu machen.

Zwei Jahre später besuchte derselbe Neffe seine Tanten auf der Durchreise zum Kriegsschauplatz und blieb vier Tage bei ihnen. Er verführte und betrog Katjuscha, steckte ihr dann am letzten Tage einen Hundertrubelschein zu und reiste weiter. Fünf Monate nach seiner Abfahrt wußte sie genau, daß sie in anderen Umständen sei.

Von der Zeit an ward ihr alles gleichgiltig, und sie dachte nur daran, wie sie der Schande, die ihr bevorstand, entgehen könnte. Sie bediente die Fräulein widerwillig und schlecht, und einmal — sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war — platzte sie los, sagte den alten Fräulein Unverschämtheiten, die sie selbst später bereute, und bat um ihre Entlassung.

Und die Fräulein, die sehr unzufrieden mit ihr geworden, entließen sie. Von ihnen kam sie als Stubenmädchen zu einem Landpolizeimeister, aber konnte dort nur drei Monate bleiben, da der Polizeimeister, ein Mann von bereits 50 Jahren, ihr nachzustellen begann. Einmal, als er besonders unternehmungslustig war, brauste sie auf, nannte ihn einen Narren und alten Teufel und stieß ihn so vor die Brust, daß er hinfiel. Sie wurde wegen Grobheit entlassen. Eine neue Stellung anzunehmen hatte keinen Zweck, da sie bald niederkommen mußte, und so mietete sie sich bei einer Dorfhebamme ein, die nebenbei einen Branntweinhandel betrieb. Die Geburt war eine leichte. Aber die Hebamme,

die vorher im Dorf bei einer kranken Wöchnerin gewesen war, infizierte sie mit dem Kindbettfieber. So wurde das Kind in das Findelhaus gebracht, wo der Knabe, wie die Alte, die ihn hingebracht hatte, erzählte, sofort nach seiner Ankunft verstarb.

Geld hatte Katjuscha, als sie sich bei der Hebamme einmietete, im ganzen hundert und sieben und zwanzig Rubel: sieben und zwanzig Lohn und hundert Rubel, die ihr damals ihr Verführer gegeben hatte. Als sie aber die Hebamme verließ, behielt sie nur sechs Rubel. Sie verstand das Geld nicht zu sparen, verausgabte selbst viel und lieh jedem, der sie darum bat. Die Hebamme nahm von ihr für Kost und Logis für zwei Monate vierzig Rubel, fünf und zwanzig Rubel kostete die Expedierung des Kindes ins Findelhaus, vierzig Rubel bat sich die Hebamme leihweise zur Anschaffung einer Kuh aus, gegen zwanzig Rubel gingen so, für Kleider, für Geschenke u. s. w. darauf. Auf diese Weise also hatte Katjuscha, als sie gesund wurde, kein Geld mehr und mußte sich nach einer Stellung umsehen. Sie fand dieselbe bei einem Förster. Der Förster war ein verheirateter Mann, aber auch er begann ihr, ebenso wie der Polizeimeister, vom ersten Tage an nachzustellen. Er war ihr widerwärtig und sie ging ihm aus dem Wege. Aber er war erfahrener und schlauer, als sie, und vor allem ihr Herr, der sie schicken konnte, wohin er

wollte. So bemächtigte er ſich denn ihrer in einem günſtigen Augenblick. Die Frau erfuhr es, und als ſie einmal ihren Mann mit dem Mädchen allein im Zimmer traf, ſtürzte ſie auf Katjuſcha los und wollte ſie ſchlagen. Aber Katjuſcha ergab ſich nicht und ſo entſtand eine Prügelei. Infolgedeſſen jagte man Katjuſcha aus dem Hauſe, ohne ihr auch nur den Lohn auszuzahlen.

Da fuhr Katjuſcha in die Stadt und ſtieg dort bei ihrer Tante ab. Der Mann der Tante war Buchbinder und lebte früher gut. Um die Zeit aber hatte er bereits alle ſeine Kunden verloren, ergab ſich dem Trunke und vertrank alles, was ihm nur in die Hände kam.

Die Tante hielt eine kleine Waſchanſtalt und ernährte damit ſich, ihre Kinder und den verlorenen Mann. Sie bot Katjuſcha an, bei ihr als Wäſcherin einzutreten. Aber da die Maslowa das ſchwere Leben, das die bei der Tante wohnenden Frauen, die Wäſcherinnen, hatten, ſah, ſo zögerte ſie und ſuchte unterdes in den Bureaux nach einer Stellung als Dienſtmädchen. Und ſo eine Stelle fand ſich bei einer Dame, die mit ihren zwei Söhnen, Gymnaſiaſten, lebte. Eine Woche nach ihrem Eintritt hörte der ältere, ein ſchnurrbärtiger Tertianer, zu lernen auf und ließ ihr keine Ruhe. Die Mutter gab an allem der Maslowa Schuld und kündigte ihr. Eine neue Stelle fand ſich nicht, aber es traf ſich, daß die Maslowa in einem Stellen-

vermittelungsbureau einer Dame mit beringten Fingern und vielen Spangen an den vollen, nackten Armen begegnete. Dieſe Dame gab der Maslowa, als ſie von ihrer Stellenloſigkeit hörte, ihre Adreſſe und lud ſie zu ſich ein. Die Maslowa ging hin. Die Dame empfing ſie freundlich, bewirtete ſie mit Paſtetchen und ſüßem Wein, und ſchickte unterdes ihr Mädchen irgendwohin mit einem Briefchen. Abends trat in das Zimmer ein hochgewachſener Herr mit langem ergrauenden Haar und grauem Barte. Der alte Herr ſetzte ſich ſofort zu der Maslowa heran, begann ſie mit glänzenden Augen zu betrachten und mit ihr zu ſcherzen. Die Hausfrau rief ihn ins Nebenzimmer, und die Maslowa hörte, wie ſie ihm ſagte: ein friſches Ding, vom Lande. Dann rief die Frau die Maslowa heraus und ſagte ihr, daß der Herr ein Schriftſteller ſei, der ſehr viel Geld habe und der, wenn ſie ihm gefiele, nicht knauſerig ſein würde. Sie gefiel ihm und der Schriftſteller gab ihr fünf und zwanzig Rubel und verſprach, ſie häufiger wiederzuſehen. Das Geld verausgabte ſich ſchnell zur Bezahlung der Schuld an die Tante, für ein neues Kleid, einen Hut, für Bänder. Nach einigen Tagen ſchickte der Schriftſteller wieder nach ihr und ſie ging. Er gab ihr noch fünf und zwanzig Rubel und ſchlug ihr vor, in eine aparte Wohnung überzuſiedeln.

Während die Maslowa in der vom Schriftſteller gemieteten Wohnung lebte, verliebte ſie ſich

in einen lustigen Kommis, der auf demselben Hof logierte. Sie sagte das selbst dem Schriftsteller und zog in eine kleinere Wohnung hinüber. Der Kommis aber, der ihr versprochen hatte, sie zu heiraten, reiste, ohne ihr was zu sagen und mit der offenbaren Absicht, sie zu verlassen, nach Nishnij ab, und die Maslowa blieb allein. Sie wollte anfangs die Wohnung behalten, aber das wurde ihr nicht gestattet. Der Revieraufseher sagte ihr, daß sie nur dann so wohnen könnte, wenn sie eine gelbe Karte nehmen und sich der Kontrolle unterwerfen würde. Da ging sie wieder zur Tante.

Als die Tante sie jetzt in moderner Toilette, mit Mantelet und Hut wiedersah, empfing sie sie mit Respekt und wagte ihr nicht mehr eine Wäscherinnenstelle anzubieten, denn ihrer Meinung nach stand ihre Nichte jetzt auf einer höheren Lebensstufe. Auch für die Maslowa existierte die Frage, ob sie Wäscherin werden sollte, nicht mehr. Sie blickte voll Mitleid auf das Galeerenleben, das in den Vorderzimmern die bleichen, abgemagerten Wäscherinnen, von denen einige bereits schwindsüchtig waren, führten. Bei im Sommer und Winter geöffneten Fenstern wuschen und plätteten sie im Seifendampf, in einer Temperatur von dreißig Grad. Die Maslowa schauderte bei dem Gedanken, daß auch sie zu diesem elenden Sklavenleben hätte herabsinken können. Eben in dieser, für die Maslowa besonders trüben

Zeit, wo ſie keinen Beſchützer finden konnte, wurde ſie von einer Agentin aufgeſucht, die für die öffentlichen Häuſer junge Mädchen lieferte.

Die Maslowa rauchte ſchon ſeit langem, aber in der letzten Zeit ihres Verhältniſſes mit dem Kommis, und beſonders ſeitdem er ſie verlaſſen hatte, gewöhnte ſie ſich immer mehr an das Trinken. Der Wein zog ſie nicht nur darum an, weil er ihr ſchmeckte, ſondern noch viel mehr, weil er ſie all das Schwere, was ſie durchlebt hatte, vergeſſen machte; er verlieh ihr jene Ungezwungenheit des Auftretens, jene ſelbſtbewußte Sicherheit, die ihr ſonſt mangelten. Ohne Wein ſchämte ſie ſich ihrer ſelbſt und war traurig.

Die Agentin bewirtete zuerſt die Tante und machte die Maslowa betrunken. Dann proponierte ſie der letzteren, in eine gute Anſtalt, die erſte der Stadt, einzutreten, indem ſie ihr alle Vorzüge einer ſolchen Lage erklärte. Sie ſtand jetzt vor der Wahl: entweder die erniedrigende Stellung einer Dienſtmagd, die ſie ſicher den Nachſtellungen der Männer ausſetzte und zu periodiſchem, heimlichen Ehebruch verführte, oder eine ſorgenloſe, ruhige, durch das Geſetz beſchirmte Lage und offener, chroniſcher, vom Geſetze geduldeter, gutbezahlter Ehebruch. Sie wählte das letztere. Dadurch glaubte ſie ſich auch an ihrem Verführer, am Kommis und an allen Menſchen, die ihr Böſes gethan, zu rächen. Außerdem verführte ſie und

war für ihren endgiltigen Entschluß der Umstand ausschlaggebend, daß, wie die Agentin ihr sagte, sie sich Kleider, soviel und welche sie wollte, bestellen konnte: samtene, seidene, Ballkleider mit bloßem Halse und Armen. Und als sich die Maslowa sich im grellen gelben Seidenkleide mit schwarzem samtenen Besatz vorstellte, decolletiert, da konnte sie der Versuchung nicht mehr widerstehen. Am selben Tage nahm die Agentin eine Droschke und brachte das Mädchen in die berühmte Anstalt der Kitajewa.

Von der Zeit an begann für die Maslowa jenes, in der chronischen Übertretung menschlicher und göttlicher Gesetze bestehende Leben, das hundert und aberhundert Tausende von Frauen, nicht nur unter der Duldung, sondern auch unter dem Schutze der Regierung, die für das Wohl der Bürger zu sorgen hat, führen. Von zehn Frauen bezahlen es neun mit qualvollen Krankheiten, frühzeitiger Altersschwäche und frühzeitigem Tode.

Des Morgens und am Tage ein schwerer Schlummer nach den Orgien der Nacht. Um drei, vier Uhr ein mattes Aufstehen aus dem schmutzigen Bett; dann Selterwasser gegen den Brand, Kaffeetrinken, ein müßiges Umherschlendern in den Zimmern im Nachtjäckchen, Peignoir oder Schlafrock, das Hinausgucken zu den Fenstern hinter den Gardinen hervor, lässiges Wortgeplänkel; dann das Waschen, Einreiben und Parfümieren des Körpers und der Haare,

das Anpassen der Kleider und der Streit um dieselben mit der Wirtin; dann das Stehen vor dem Spiegel, das Schminken; dann ein süßes und fettes Essen, das Anziehen einer grellen Seidentoilette; endlich der Eintritt in den geputzten, hellerleuchteten Saal, die Ankunft der Gäste, Musik, Tanz, Süßigkeiten, Wein, Cigaretten. Dann Ehebruch mit Jünglingen und Männern, mit halben Kindern und verfallenen Greisen, mit Junggesellen und Ehemännern, mit Kaufleuten, Kommis, Armeniern, Juden, Tataren, mit Reichen, Armen, Gesunden, Kranken, Betrunkenen, Nüchternen, Rohen und Zärtlichen, mit Militärs, Zivilisten, Studenten, Gymnasiasten — mit Leuten jeden Standes, Alters und Charakters.

Und Geschrei und Späße und Keilereien und Musik, Tabak und Wein, und Wein und Tabak, und Musik vom Abend bis zum Morgengrauen. Und nur am Morgen Erlösung und ein schwerer Schlummer. Und so jeden Tag, die ganze Woche hindurch. Am Ende der Woche aber die Fahrt in ein staatliches Institut, das Polizeibureau, wo im Staatsdienste stehende Beamte, Ärzte, Männer, — zuweilen ernst und streng, zuweilen unter Scherzen und Späßen, die von der Natur, zur Verhütung des Verbrechens, nicht nur dem Menschen, sondern auch den Tieren verliehene Scham vernichtend — diese Frauen untersuchten und ihnen dann das Patent zur Fortsetzung derselben Verbrechen, die sie mit ihren Genossen die Woche über voll-

führt hatten, erteilten. Und wieder eine ebenſolche Woche. Und ſo jeden Tag — im Sommer und im Winter, an Wochen- und an Feiertagen.

So lebte die Maslowa ſieben Jahre hindurch. Während dieſer Zeit hatte ſie zweimal die Anſtalt gewechſelt und war einmal im Krankenhauſe geweſen. Im ſiebenten Jahre ihres Aufenthaltes im öffentlichen Hauſe und im achten Jahre nach ihrem erſten Fall, als ſie ſechs und zwanzig zählte, ereignete ſich das, wofür man ſie ins Gefängnis geſperrt hatte und jetzt, nach ſechsmonatlicher Unterſuchungshaft in Geſellſchaft von Mörderinnen und Diebinnen, vors Gericht brachte.

Um die nämliche Zeit, als die Maslowa, ermüdet vom langen Gehen, mit ihrer Eskorte vor dem Gebäude des Bezirksgerichts anlangte, lag derſelbe Neffe ihrer Erzieherinnen, der ſie verführt hatte, Fürſt Dmitrij Iwanowitſch Nechljudow, noch in ſeinem hohen, zerwühlten Sprungfederbett. In ſauberem holländiſchen Nachthemd mit feingebügelten

Bruſtfalten, lag er mit aufgeknöpftem Kragen und rauchte eine Cigarette. Unverwandten Auges ſah er vor ſich hin und dachte darüber nach, was ihm heute bevorſtünde und was geſtern geweſen war.

Er dachte an den geſtrigen Abend, den er bei Kortſchagins, reichen und angeſehenen Leuten, deren Tochter er nach der Meinung Aller heiraten ſollte, verbracht hatte, und ſeufzte. Er warf die ausgerauchte Cigarette weg und wollte ſich aus dem ſilbernen Etui eine neue holen, bedachte ſich aber, ſtreckte ſeine glatten weißen Füße zum Bett hinunter, und ſuchte mit ihnen die Pantoffeln auf. Dann warf er ſich um die vollen Schultern einen ſeidenen Schlafrock und ging mit ſchnellen, ſchweren Schritten in das neben dem Schlafgemach gelegene Toilettenzimmer, welches von einem künſtlichen Geruch von Elixiren, Eau de Cologne, Vixatoirs und Parfüms durchſogen war. Dort putzte er ſich die an vielen Stellen plombierten Zähne mit einem beſonderen Pulver, ſpülte ſich den Mund mit einem aromatiſchen Waſſer, begann ſich dann von allen Seiten zu waſchen und mit verſchiedenen Handtüchern abzureiben. Nachdem er ſich die Hände mit einer parfümierten Seife gewaſchen und die langen Nägel ſorgfältig gebürſtet, ſpülte er ſich vor einem Marmorbecken das Geſicht und den dicken Hals ab und ging in ein drittes Zimmer, wo eine Duſche bereitet war. Dort übergoß er ſeinen muskulöſen, fettbelegten weißen Körper mit kaltem Waſſer und trocknete ſich mit einem

zottigen Handtuch. Dann zog er sich reine gebügelte Wäsche an, wie ein Spiegel glänzende Schuhe, und setzte sich vor den Toilettentisch, um sich, mit Hilfe zweier Bürsten, den kleinen, krausen schwarzen Bart und das vorne gelichtete, lockige Haupthaar zu glätten.

Alle Toilettengegenstände, die er benutzte, die Wäsche, die Kleider, das Schuhwerk, die Kravatten, Nadeln, Hemdknöpfe waren von der besten, teuersten Qualität, unauffällig, schlicht, dauerhaft und kostbar.

Nachdem er sich aus einem Dutzend Kravatten und Nadeln die ersten besten gewählt hatte — früher einmal war das noch neu gewesen, und hatte ihm Spaß gemacht, während er jetzt kein Interesse mehr dafür hatte — zog Nechljudow die gebürsteten und auf einem Stuhl bereitgelegten Kleider an. Dann trat er, zwar nicht besonders frisch, aber sauber und duftend, in das lange Speisezimmer, dessen Parkettboden gestern von drei Männern gebohnert worden war. Im Speisezimmer stand ein riesiges Eichen-Buffet und ein ebenso kolossaler Ausziehtisch, der mit seinen weit auseinanderstehenden, in Form von Löwentatzen geschnitzten Füßen etwas feierliches an sich hatte. Auf dem, von einem feinen Linnentuch mit gestickten Monogrammen bedeckten Tisch standen: eine silberne Kanne mit duftendem Kaffee, eine ebensolche Zuckerdose, ein Kännchen mit gekochter Sahne und ein Körbchen mit frischen Semmeln, Zwieback und Biskuits. Neben dem

Service lagen die eingegangenen Briefe, Zeitungen und das neueste Heft der „Revue des deux Mondes“. Nechljudow wollte eben die Briefe vornehmen, als durch die in den Korridor führende Thür eine volle ältere Frau, in Trauer und mit einem Spitzenaufsatz, der den etwas lichten Scheitel verdeckte, hereinsegelte. Es war Agrafena Petrowna, das Stubenmädchen der seeligen, unlängst in ebendieser Wohnung verstorbenen Mutter Nechljudows, die jetzt beim Sohn die Stelle einer Wirtschafterin versah.

Agrafena Petrowna hatte zu verschiedenen Zeiten mit Nechljudows Mutter gegen zehn Jahre im Auslande verbracht und hatte das Aussehen und die Manieren einer Dame. Sie lebte im Nechljudowschen Hause von Kind auf und hatte Dmitrij Iwanowitsch noch als Mitenjka gekannt.

„Guten Tag, Dmitrij Iwanowitsch.“

„Guten Morgen, Agrafena Petrowna. Was giebt's Neues?“ fragte Nechljudow scherzend.

„Ein Brief von der Frau Fürstin, oder vielleicht auch von der Prinzeß. Das Mädchen hat ihn schon lange gebracht und wartet jetzt bei mir“, sagte Agrafena Petrowna, den Brief mit bedeutungsvollem Lächeln überreichend.

„Gut, gleich“, sagte Nechljudow. Als er aber den Brief entgegennahm, bemerkte er das Lächeln und machte ein finsteres Gesicht.

Das Lächeln Agrafena Petrownas bedeutete, daß der Brief von der Prinzeß Kortschagina war,

mit welcher sich, ihrer Meinung nach, Nechljudow verheiraten wollte. Und diese, durch Agrafena Petrownas Lächeln ausgedrückte Annahme war dem Fürsten unangenehm.

„Ich werde ihr also sagen, daß sie wartet", und Agrafena Petrowna segelte, nachdem sie eine nicht am Platz liegende Tischbürste im Vorbeigehen genommen und an den richtigen Ort gethan hatte, wieder zur Thür hinaus.

Nachdem Nechljudow den von Agrafena Petrowna überreichten parfümierten Brief geöffnet hatte, begann er zu lesen:

„Indem ich der von mir übernommenen Verpflichtung, Ihnen Ihr Gedächtnis zu ersetzen, nachkomme", so stand auf dem dicken, grauen Bogen mit gerissenen Rändern, in scharfer aber weiter Schrift, „erinnere ich Sie daran, daß Sie heute, am 28. April, im Geschworenengericht sein müssen und daher durchaus nicht in der Lage sind, mit uns und Kolossow nach der Gemäldeausstellung zu fahren, wie Sie es gestern mit dem Ihnen eigenen Leichtsinn versprochen hatten. A moins que Vous ne soyez disposé à payer a la cour d'assises les 300 roubles d'amende que Vous Vous refusez pour Votre cheval dafür, daß sie nicht rechtzeitig erscheinen. Es fiel mir gestern, als Sie eben gegangen waren, ein. Vergessen Sie es also nicht.

Pr. M. Kortschagina."

Auf der anderen Seite war hinzugesetzt:

„Maman Vous fait dire que Votre couvert Vous attendra jusqu'à la nuit. Venez absolument à quelle heure que cela soit." M. K.

Nechljudow runzelte die Stirn. Dieses Briefchen war die Fortsetzung jener geschickten Arbeit, die von der Prinzeß Kortschagina nun schon seit zwei Monaten betrieben wurde nnd darin bestand, ihn mit unsichtbaren Fäden immer mehr und mehr mit der Prinzeß zu verknüpfen. Nechljudow dagegen hatte, außer der bei nicht mehr ganz jungen und nicht leidenschaftlich verliebten Männern gewöhnlichen Zaghaftigkeit der Ehe gegenüber, noch einen andern wichtigen Grund, weshalb er, auch wenn er gewollt hätte, nicht gleich um die Hand der Prinzeß anhalten konnte. Dieser Grund bestand nicht darin, daß er vor zehn Jahren Katjuscha betrogen und verlassen hatte — dieses hatte er völlig vergessen und hielt es nicht für ein Hindernis für seine Ehe. Der Grund war vielmehr der, daß er zu gleicher Zeit mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis unterhielt, das zwar von seiner Seite jetzt gelöst, von ihr aber noch nicht als gelöst betrachtet wurde.

Nechljudow war Frauen gegenüber sehr schüchtern, und eben diese Schüchternheit hatte in jener verheirateten Frau den Wunsch erweckt, ihn sich zu unterwerfen. Sie war die Gattin des Adelsmarschalls von dem Kreise, in welchem Nechljudow wählte. Und diese Frau hatte Nechljudow in ein

Verhältnis gezogen, welches für ihn mit jedem Tage immer bindender und zugleich immer abſtoßender wurde. Anfangs hatte Nechljudow der Verſuchung nicht widerſtehen können; nachher, im Bewußtſein der Schuld ihr gegenüber, konnte er das Verhältnis nicht ohne ihre Einwilligung löſen. Dieſes war eben der Grund, weswegen Nechljudow ſich nicht für berechtigt hielt, auch wenn er es gewollt hätte, bei der Kortſchagina anzuhalten.

Auf dem Tiſch lag gerade ein Brief von dem Manne dieſer Frau. Als Nechljudow die Handſchrift und den Stempel erkannte, errötete er und empfand ſofort jenen Zufluß von Energie, der ſich bei ihm immer beim Nahen einer Gefahr einſtellte. Aber ſeine Aufregung war unnütz: der Mann, der Adelsmarſchall jenes Kreiſes, in welchem die Hauptgüter Nechljudows lagen, ſetzte den Fürſten davon in Kenntnis, daß zu Ende Mai eine Extraſitzung der „Landſchaft“ einberufen war. Zu dieſer Sitzung bat er nun Nechljudow durchaus zu kommen, um bei den wichtigen Beratungen bezüglich der Schulen und Zufuhrwege, wo man eine ſtarke Oppoſition von Seiten der Reaktionspartei erwartete, „donner un coup d'épaule.“

Der Adelsmarſchall gehörte zu den Liberalen, kämpfte mit einigen Geſinnungsgenoſſen gegen die unter Alexander III. eingetretene Reaktion, ging im Parteikampfe ganz auf und wußte nichts von ſeinem unglücklichen Familienleben.

Nechljudow dachte an alle die qualvollen Augenblicke, die er in seinen Beziehungen zu diesem Menschen durchlebt hatte. Er erinnerte sich, wie er einmal geglaubt hatte, daß der Mann alles wisse, und auf ein Duell, bei welchem er in die Luft schießen wollte, gefaßt gewesen; er erinnerte sich an die furchtbare Szene mit ihr, wo sie in Verzweiflung in den Garten zum Teich hinunter gelaufen war, mit der Absicht, sich zu ertränken, während er ihr nachstürmte.

„Ich kann jetzt nicht fahren und kann nichts unternehmen, ehe sie mir geantwortet hat", dachte Nechljudow. Vor einer Woche hatte er ihr einen entschlossenen Brief geschrieben, in welchem er sich für schuldig und bereit zu jeder Sühne erklärte, aber dennoch, in ihrem eigenen Interesse, seine Beziehungen zu ihr endgiltig abgebrochen wissen wollte. Auf diesen Brief erwartete er eine Antwort, erhielt sie aber nicht. Daß eine Antwort nicht kam, war in gewisser Hinsicht ein gutes Zeichen. Wäre sie mit einem Bruch nicht einverstanden gewesen, so hätte sie schon längst geschrieben, oder wäre sogar selbst gekommen, wie sie es früher gethan. Nechljudow hatte gehört, daß augenblicklich irgend ein Offizier bei ihr sei, der ihr den Hof mache, und dieses quälte ihn mit Eifersucht und erfüllte ihn zugleich mit Hoffnung auf Befreiung von dem peinlichen Lügengespinst.

Ein anderer Brief war von dem Verwalter

seiner Landgüter. Der Verwalter schrieb ihm, daß er, Nechljudow, selbst kommen müsse, um sich in seine Erbschaftsrechte introduzieren zu lassen, und außerdem auch, um nun die Frage zu entscheiden, wie die Bewirtschaftung der Güter weitergeführt werden sollte: ob in der Weise, wie es bisher geschehen war, oder so, wie er es schon der seligen Fürstin vorgeschlagen hatte und es jetzt ihm selbst, dem Fürsten, vorschlägt? In letzterem Falle müßte man das Inventar vergrößern und das ganze, den Bauern verpachtete Land selbst bewirtschaften. Der Verwalter schrieb, daß eine solche Art der Exploitation bedeutend vortheilhafter sein würde. Bei dieser Gelegenheit entschuldigte sich der Verwalter, daß er sich mit der Absendung der planmäßig zum 1. fälligen 3000 Rubel verspätet hätte. Das Geld würde mit der nächsten Post abgefertigt werden. Aufgehalten sei die Sendung dadurch worden, daß er das Geld von den Bauern auf keine Weise habe eintreiben können; sie seien in ihrer Gewissenlosigkeit so weit gegangen, daß man sich, um sie zu zwingen, an die Behörden hätte wenden müssen.

Dieser Brief war Nechljudow zugleich angenehm und unangenehm. Angenehm berührte ihn das Bewußtsein der Macht über ein großes Besitztum, und unangenehm war das, daß er, während er in seiner Jugend ein eifriger Verehrer Herbert Spencers gewesen war, jetzt als Großgrundbesitzer durch den

Satz der Sozialen Statik, daß die Gerechtigkeit einen Grundbesitz nicht zulasse, ganz besonders getroffen wurde. Mit der der Jugend eigenen Geradheit und Entschiedenheit hatte er damals nicht nur behauptet, daß der Boden kein Objekt des Privatbesitzes bilden dürfe, und darüber in der Universität einen Aufsatz verfaßt, sondern auch in der That damals ein vom Vater ererbtes, kleines Stück Land unter den Bauern verteilt, um nicht gegen seine Überzeugung Grundbesitzer zu bleiben. Jetzt, wo er durch Erbschaft Großgrundbesitzer geworden war, blieb ihm nur eines von beidem übrig: entweder seinem Besitze zu entsagen, wie er es vor zehn Jahren, bezüglich der zweihundert Deßjatinen väterlichen Bodens gethan hatte, oder durch stillschweigendes Eingeständnis alle seine früheren Ideen für irrig und falsch zu erklären.

Das erstere konnte er nicht, weil er, außer vom Grundbesitz, keine anderen Einkünfte hatte. In den Staatsdienst wollte er nicht treten, anderseits aber hatte er bereits luxuriöse Lebensgewohnheiten angenommen, von denen er sich nicht mehr freimachen zu können glaubte. Und es hätte auch keinen Zweck gehabt, da er nunmehr weder jene Kraft der Überzeugung, noch jene Entschlossenheit, noch jenen Ehrgeiz und Wunsch besaß, andere in Erstaunen zu setzen, die er in der Jugend hatte.

Das zweite aber, — sich von den Begründungen

der Unrechtmäßigkeit des Grundbesitzes, die er damals aus Spencers Sozialer Statik geschöpft hatte und deren Bestätigung er viel später in den Werken Henry Georges gefunden hatte, sich davon lossagen, — das konnte er unmöglich.

Und daher war ihm der Brief des Verwalters unangenehm.

Nachdem Nechljudow Kaffee getrunken hatte, ging er in sein Kabinett, um im Vorladungsschreiben nachzusehen, zu welcher Zeit er im Gericht sein müsse, und um der Prinzessin zu antworten. Ins Kabinett mußte er durch sein Atelier gehen. Im Atelier stand auf einer Staffelei ein angefangenes Bild, das umgekehrt war, und hingen an den Wänden Studien. Der Anblick dieses Bildes, an welchem er sich zwei Jahre lang abgemüht hatte, der Studien und des ganzen Ateliers — alles erinnerte ihn an das, in letzter Zeit besonders stark zum Bewußtsein gekommene Gefühl des

Unvermögens, in der Malerei fortzuschreiten. Er erklärte sich dieses Gefühl durch ein zu fein entwickeltes ästhetisches Empfinden, aber immerhin war ihm diese Erkenntnis sehr unangenehm.

Vor sieben Jahren hatte er den Staatsdienst aufgegeben, in der Meinung, ein Talent zur Malerei zu haben. Und von der Höhe seiner künstlerischen Thätigkeit hatte er mit gewisser Verächtlichkeit auf alle anderen Berufsarten hinabgesehen. Jetzt zeigte es sich nun, daß er dazu kein Recht gehabt. Und darum war ihm jede Erinnerung daran unangenehm. Mit einem drückenden Gefühl betrachtete er die luxuriöse Ausstattung des Ateliers und betrat in nicht besonders heiterer Stimmung sein Kabinett, ein großes, hohes Zimmer, mit allen erdenklichen Einrichtungen, Bequemlichkeiten und Schmuckgegenständen ausgestattet.

In der Schublade des großen Tisches fand er unter der Rubrik „Terminsachen" sogleich das Vorladungsschreiben, in welchem es hieß, daß er um elf Uhr im Gericht sein mußte. Dann setzte Nechljudow sich, um der Prinzeß einen Brief, des Inhalts, daß er danke und sich bemühen werde, zu Mittag zu erscheinen, zu schreiben. Aber als er den Brief geschrieben hatte, zerriß er ihn wieder, denn er schien ihm zu intim. Der zweite Brief war wieder zu kalt, beinahe beleidigend; er zerriß auch ihn und drückte auf den Knopf an der Wand. Ein nicht mehr junger Lakai mit finsterem Gesichts-

ausdruck, rasiertem Kinn und Kotelettes, in einer grauen Kalikoschürze, trat ein.

„Bitte, schicken Sie nach der Droschke."

„Zu Befehl."

„Und sagen Sie, — hier wartet jemand von Kortschagins, — ich ließe danken und würde mich bemühen zu kommen."

„Jawohl."

„Höflich ist's ja nicht, aber ich kann nicht schreiben. Ich sehe sie doch noch heute", dachte Nechljudow und ging, um sich anzukleiden.

Als er angekleidet auf die Freitreppe hinaustrat, erwartete ihn schon seine ständige Droschke auf Gummirädern.

„Und gestern waren Sie eben vom Fürsten Kortschagin weg, als ich angefahren kam", sagte der Kutscher, seinen braungebrannten, feisten Hals im weißen Hemdkragen halb umwendend, „der Portier sagte mir: „„eben durchgegangen."""

Sogar die Droschkenkutscher wissen von meinen Beziehungen zu Kortschagins", dachte Nechljudow, und jene ungelöste Frage, ob er die Kortschagina heiraten sollte, stand wie fast immer in letzter Zeit, wieder vor ihm. Und wie die meisten Fragen, die sich ihm in dieser Zeit entgegenstellten, ließ sie sich auf keine Weise, weder so noch so, entscheiden.

Zu Gunsten der Ehe überhaupt sprach erstens das, daß die Ehe außer den Annehmlichkeiten eines häuslichen Herdes, auch die Möglichkeit eines

„moralischen Lebenswandels", wie er ein solches Familienleben nannte, bot. Zweitens und hauptsächlich erhoffte Nechljudow von der Ehe, daß Familie und Kinder seinem Dasein den inneren Gehalt verleihen würden, den er bis jetzt vermißte. Das alles sprach für die Ehe überhaupt.

Gegen die Ehe aber war erstens die, allen älteren Junggesellen eigene Furcht vor dem Verlust der Freiheit, und zweitens ein unbewußtes Bangen vor dem geheimnisvollen Wesen der Weiblichkeit.

Für die Ehe, mit Missy im besonderen (Prinzeß Kortschagina hieß Marie, hatte aber, wie es in allen Familien ihrer Kreise üblich, einen besonderen Zunamen) — war erstens das, daß sie Rasse hatte und in allem, von der Toilette, bis zu ihrer Manier zu sprechen, zu gehen, zu lachen, sich von gewöhnlichen Leuten unterschied. Dieser Unterschied bestand nicht gerade in etwas Besonderem, Exceptionellen, sondern einfach in ihrer „Anständigkeit", — er fand für diese Eigenschaft keine andere Bezeichnung und schätzte diese Eigenschaft sehr hoch. Zweitens fiel auch das ins Gewicht, daß sie ihn höher als alle anderen Leute schätzte und folglich, wie er es auffaßte, ihn verstand. Und dieses Verstehen, diese Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften, galt Nechljudow als ein Beweis ihres Verstandes und sicheren Urteils.

Gegen die Ehe, mit Missy im besonderen, war erstens die große Wahrscheinlichkeit, daß man ein

Mädchen mit noch viel größeren Vorzügen als Missy, ein ihm selbst also auch ebenbürtigeres, finden konnte; zweitens aber, daß sie bereits sieben und zwanzig Jahre zählte und daher wahrscheinlich schon früher Passionen gehabt hatte, und dieser Gedanke war für Nechljudow qualvoll. Sein Stolz konnte sich damit nicht aussöhnen, daß sie, wenn auch nur in der Vergangenheit, nicht ihn geliebt hatte. Sie konnte natürlich nicht wissen, daß sie ihm begegnen würde, aber der bloße Gedanke, daß sie früher jemand anderes geliebt haben konnte, verletzte ihn.

So gab es also ebenso viel Gründe dafür, als auch dagegen; in ihrer Überzeugungskraft wenigstens waren die Gründe vollkommen gleichwertig, und so verglich sich Nechljudow, sich selbst ironisierend, mit Buridans Esel. Und er blieb ein solcher auch in der That, da er nicht wußte, welchem der beiden Bündel er sich zuwenden wollte.

„Übrigens, so lange ich von Marja Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls, noch keine Antwort habe, kann ich nichts unternehmen", sagte er sich selbst.

Und dieses Bewußtsein, daß er die Entscheidung aufschieben könne und müsse, war ihm angenehm.

„Übrigens, das alles kann ich auch später überlegen", dachte er, als sein Wagen geräuschlos zur Asphaltrampe des Gerichtsgebäudes auffuhr.

„Jetzt aber muß ich gewissenhaft, wie ich es immer zu thun pflege und es für meine Schuldigkeit halte, meine öffentlichen Verpflichtungen erfüllen. Zudem ist das zuweilen auch nicht uninteressant", und mit diesen Gedanken trat er, an dem Portier vorbei, in die Vorhalle des Gerichts ein.

Als Nechljudow das Gericht betrat, herrschte dort bereits reges Leben.

Die Gerichtsdiener liefen atemlos, die Füße kaum vom Boden hebend, mit schlürfenden Schritten hin und her, besorgten Aufträge, trugen Akten. Die Kommissare, Advokaten und Beamten des Gerichts gingen hierhin und dahin, Supplikanten und die nicht eskortierten Angeklagten schlichen trübsinnig an den Wänden umher oder saßen erwartungsvoll da.

„Wo ist das Bezirksgericht?" fragte Nechljudow einen der Diener.

„Welches wünschen Sie? Wir haben eine Civilabteilung, einen Kassationshof ...."

„Ich bin ein Geschworener."

„Kriminalabteilung. Hätten Sie das gleich gesagt! Hier, rechts und dann die zweite Thür links."

Nechljudow ging, wie ihm gewiesen worden.

Bei der zweiten Thür links standen zwei Leute und warteten. Der eine von ihnen war ein großer, dicker Kaufmann, ein gutmütiger Mensch, der offenbar soeben ein Gläschen getrunken und gefrühstückt hatte und sich daher in heiterer Gemütsstimmung befand; der andere war ein Kommis jüdischer Herkunft. Sie unterhielten sich über Wollpreise, als Nechljudow sich ihnen näherte und sich erkundigte, wo das Geschworenenzimmer sei.

„Hier, mein Herr, hier. — Also auch einer von uns, ein Geschworener?" fragte mit lustigem Blinzeln der gutmütige Kaufmann.

„Schön, da machen wir also gemeinsame Arbeit", fuhr er auf die bejahende Antwort Nechljudows fort. „Von der 2. Gilde, Baklaschow", sagte er, seine breite und weiche, sich nicht zusammenbiegende Hand hinhaltend. „Mit wem also habe ich das Vergnügen?"

Nechljudow nannte seinen Namen und ging in das Zimmer der Geschworenen.

In dem kleinen Zimmer waren etwa zehn verschiedenartige Leute versammelt. Alle waren erst

eben gekommen; einige von ihnen saßen, andere gingen umher, musterten einander und machten sich bekannt. Ein Offizier a. D. war in Uniform, andere waren in Salonröcken und Jacketts und nur einer hatte einen langen, volkstümlichen Rock an.

Obgleich viele durch diese Obliegenheit in ihren Geschäften behindert wurden und darüber klagten, so verlieh doch das Bewußtsein der Erfüllung einer wichtigen öffentlichen Pflicht allen den Ausdruck eines gewissen Vergnügens.

Die Geschworenen, die sich zum Teil bekannt gemacht hatten, zum Teil auch nur einer vom anderen vermuteten, wer er sei, unterhielten sich über das Wetter, über den zeitigen Frühling und die bevorstehende Verhandlung. Die, die es noch nicht waren, beeilten sich, mit Nechljudow bekannt zu werden, indem sie sich es offenbar zur besonderen Ehre anrechneten. Und Nechljudow nahm das, wie immer unter fremden Leuten, als etwas auf, was ihm von Rechts wegen zustand. Hätte man ihn gefragt, warum er sich für höher als die meisten anderen Leute hielt, so hätte er darauf nicht antworten können, denn sein ganzes Leben konnte durchaus keine besonderen Verdienste aufweisen. Daß er im Englischen, Französischen und Deutschen eine gute Aussprache besaß, daß er Wäsche, Kleider, Krawatten und Hemdknöpfe von den ersten Lieferanten dieser Waren bezog, das alles, fühlte er selbst, konnte durchaus kein Grund

für seine Bevorzugung sein. Trotzdem aber erkannte er seine Überlegenheit vollkommen an, empfing alle ihm erwiesenen Zeichen der Hochachtung, wie etwas Selbstverständliches, und fühlte sich beleidigt, wenn sie ausblieben.

Und gerade jetzt, in dem Zimmer der Geschworenen, mußte er das peinliche Gefühl, welches in ihm durch unterlassene Hochachtungsbezeugung jedesmal erweckt wurde, empfinden. Unter den Geschworenen befand sich ein Bekannter Nechljudows. Es war Pjotr Gerassimowitsch (Nechljudow kannte seinen Familiennamen nicht und renommierte sogar damit ein wenig), der frühere Hauslehrer der Kinder seiner Schwester. Dieser Pjotr Gerassimowitsch war jetzt Lehrer an einem Gymnasium. Nechljudow war er immer unerträglich gewesen wegen seiner Familiarität, seines selbstzufriedenen Lachens und überhaupt wegen seiner ganzen „Communheit", wie die Schwester es nannte.

„Ah, auch Sie sind also hereingefallen", empfing ihn mit schallendem Gelächter Pjotr Gerassimowitsch. „Konnten diesmal nicht kneifen?"

„Ich dachte auch gar nicht zu kneifen", antwortete streng und müde Nechljudow.

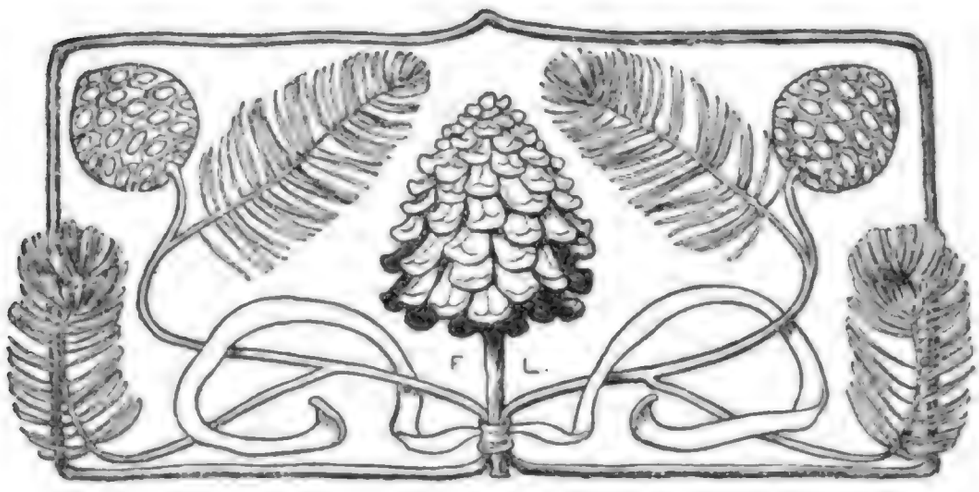
„So, das ist ja eine bürgerliche Heldenthat. Warten Sie nur, wenn Sie hungrig werden und nicht schlafen können, werden Sie schon ein anderes Liedchen singen!" lachte noch lauter Pjotr Gerassimowitsch.

„Dieser Pfaffensohn wird mich gleich zu duzen anfangen", dachte Nechljudow und drehte sich von ihm mit einem so trübseligen Gesichtsausdruck ab, daß man glauben könnte, er hätte soeben die Nachricht vom Tode seiner sämtlichen Verwandten erhalten. Er näherte sich einer Gruppe, die sich um einen rasierten, hochgewachsenen, repräsentablen Herrn, der lebhaft etwas erzählte, gebildet hatte. Dieser Herr sprach von dem soeben in der Civilabteilung verhandelten Prozeß, wie von einer ihm nahe bekannten Angelegenheit, indem er die Richter und berühmten Advokaten beim Vor- und Vaternamen nannte. Er erzählte von der wunderbaren Wendung, die der berühmte Advokat der Sache zu geben verstanden, infolgedessen die eine der Parteien, eine alte Dame, trotzdem sie vollständig im Rechte war, der anderen Partei für nichts und wieder nichts eine große Summe auszahlen mußte.

„Ein genialer Advokat!" sagte er.

Man hörte ihm mit Achtung zu, und einige versuchten, ihre Bemerkungen einzuschieben, aber er schnitt allen das Wort ab, als könnte nur er allein alles, wie sich's gehörte, wissen.

Obgleich Nechljudow spät gekommen war, mußte er dennoch lange warten. Der Aufenthalt geschah durch die Verspätung eines der Mitglieder des Gerichtshofes.



Der Präsident war schon früh im Gericht erschienen. Derselbe war ein großer voller Mann mit einem starken, ergrauenden Backenbart. Er war verheiratet, führte aber ein sehr zügelloses Leben, ebenso wie auch seine Frau. Sie störten einander nicht. Heute Morgen hatte er von der Gouvernante, einer Schweizerin, die bei ihnen im Hause im Sommer gelebt hatte, und jetzt vom Süden her nach Petersburg reiste, ein Briefchen erhalten, demzufolge sie ihn heute zwischen 3 und 6 Uhr im „Hôtel Italie" erwarten würde. Und deshalb wollte er die heutige Sitzung möglichst früh eröffnen und schließen, um noch vor sechs Uhr Zeit zu einem Besuch bei der rotblonden Klara Wassiljewna, mit der er im vorigen Jahr in der Sommerfrische einen Roman angeknüpft hatte, zu finden.

Nachdem er in sein Kabinett eingetreten war, verschloß er die Thür und holte aus dem Aktenschrank vom untersten Regal zwei Hanteln, mit

denen er zwanzig Ausfälle nach oben, nach vorn, ſeitwärts und nach unten machte, worauf drei gelinde Kniebeugen, mit über dem Kopf gehaltenen Hanteln, folgten.

„Nichts konſerviert ſo gut, wie kalte Abwaſchungen und Turnen“, dachte er, während er mit der mit einem Goldring geſchmückten Linken den geſpannten Biceps der Rechten befühlte. Es blieb ihm noch übrig die „Moulinet“ zu machen (er führte dieſe beiden Übungen jedesmal vor der langwierigen Sitzung aus), als die Thür erdröhnte. Jemand wollte ſie öffnen. Der Präſident legte die Hanteln ſchleunigſt zurück und öffnete die Thür.

„Verzeihen Sie“, ſagte er.

In das Zimmer trat eines der Mitglieder des Gerichtshofs, ein kleiner Herr, mit in die Höhe gezogenen Schultern, finſterem Geſicht und einer goldenen Brille.

„Matwej Nikititſch iſt wieder nicht da“, ſagte das Gerichtsmitglied unzufrieden.

„Nein, er iſt noch nicht da“, antwortete, ſeine Uniform anziehend, der Präſident. „Er kommt immer zu ſpät.“

„Merkwürdig, daß er ſich nicht ſchämt“, ſagte das Mitglied und holte, ſich ärgerlich ſetzend, ſeine Cigaretten hervor.

Dieſes Gerichtsmitglied, ein ſehr peinlicher Mann, hatte heute Morgen mit ſeiner Frau einen unangenehmen Konflikt, weil die Frau, noch vor

Ablauf des Monats, das ganze Wirtschaftsgeld ausgegeben hatte. Sie hatte ihn um einen Vorschuß gebeten, während er nicht von seinen Prinzipien abweichen wollte. Es kam zu einer Szene. Die Frau sagte, daß wenn dem so sei, es zu Hause auch keinen Mittag geben würde und er sich nicht heimzubemühen brauchte. Damit war er weggefahren. Und jetzt fürchtete er, daß sie ihre Drohung ausführen würde, denn von ihr konnte man alles erwarten.

„Da soll man nun ein gutes, moralisches Leben führen", dachte er, den strahlenden, gesunden, heiteren und wohlwollenden Präsidenten anblickend, der, mit auseinanderstehenden Ellbogen, sich mit den schönen weißen Händen den dichten, ergrauenden Backenbart seitwärts vom gestickten Kragen wegstrich; „der ist immer zufrieden und heiter, während ich mich abquälen muß."

Der Sekretär trat ein und brachte irgend welche Akten.

„Ich danke Ihnen sehr", sagte der Präsident und rauchte sich eine Cigarette an. „Welchen Prozeß lassen wir denn zuerst von Stapel?"

„Ich denke den Giftmord", sagte scheinbar gleichgiltig der Sekretär.

„Schön, meinetwegen den Giftmord", sagte der Präsident, indem er sich überlegte, daß ein Prozeß wie dieser bis vier Uhr wohl beendigt werden könnte und er dann die Möglichkeit hätte,

wegzufahren. „Und Matwej Nikititſch iſt noch nicht da?“

„Immer noch nicht.“

„Und Breve?“

„Iſt da“, antwortete der Sekretär.“

„So ſagen Sie ihm, wenn Sie ihn ſehen, daß wir mit dem Giftmord beginnen.“

Breve war der Staatsanwaltsadjunkt, der in dieſer Sitzung die Anklage vertrat.

Der Sekretär traf Breve auf dem Korridor. Mit hochgezogenen Schultern, im aufgeknöpften Uniformrock, ein Portefeuille unter dem Arm, ging er faſt im Laufſchritt, mit den Abſätzen klappernd, den Korridor entlang, während er den freien Arm in der Weiſe ſchwenkte, daß die Handfläche immer perpendikulär zur Richtung ſeines Ganges blieb.

„Michail Petrowitſch bat mich, Sie zu fragen, ob Sie fertig ſind?“ fragte ihn der Sekretär.

„Natürlich, ich bin immer fertig“, ſagte der Staatsanwalt. „Was geht denn zuerſt?“

„Der Giftmord.“

„Wunderbar“, ſagte der Staatsanwalt, in Wirklichkeit aber fand er es gar nicht wunderbar, denn er hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen. Sie hatten einem Kollegen das Geleit gegeben, es wurde viel getrunken und bis zwei Uhr geſpielt. Hernach fuhr man zu den Mädchen, in dasſelbe Haus, in welchem vor ſechs Monaten noch die Moslowa geweſen war, ſo daß er zum Studium gerade der

den Giftmord betreffenden Akten keine Zeit gehabt und sie jetzt erst durchlesen wollte. Der Sekretär aber, der sehr wohl wußte, daß der Staatsanwalt die Giftmordakten nicht gelesen, hatte eben darum dem Präsidenten vorgeschlagen, diesen Prozeß zuerst vorzunehmen. Der Sekretär war ein Mann von liberaler, ja sogar radikaler Denkungsart. Breve dagegen war konservativ und dem orthodoxen Glauben, wie alle in Rußland dienenden Deutschen, ganz besonders ergeben. Und der Sekretär mochte ihn nicht leiden und neidete ihm seine Stellung.

„Nun, und mit dem Prozeß der Kastratensekte?" fragte der Sekretär.

„Ich habe schon gesagt, daß ich nicht kann", antwortete der Staatsanwalt: „wegen Abwesenheit der Zeugen, und werde das auch dem Gerichtshof wiederholen."

„Es ist doch gleich . . ."

„Ich kann nicht", sagte der Staatsanwalt und lief, in gewohnter Weise mit der Hand schwenkend, in sein Kabinett.

Er schob den Prozeß der Kastratensekte, unter dem Vorwande der Abwesenheit eines Zeugen, der aber durchaus nicht wichtig und für die Sache von Belang war, nur darum auf, weil dieser Prozeß, wenn er vor einem Gerichtshof mit einem intelligenten Geschworenenpersonal verhandelt würde, leicht mit einer Freisprechung enden konnte. Um das zu verhindern, hatte er mit dem Präsidenten

die Vereinbarung getroffen, daß dieser Prozeß bis zu einer Kreisstadtsession verschoben würde, wo es unter den Geschworenen mehr Bauern gab und daher auch mehr Chancen für eine Verurteilung.

Die Bewegung im Korridor wuchs immer mehr. Das meiste Publikum drängte sich an den Thüren der Civilabteilung, wo eben die Sache verhandelt wurde, von welcher den Geschworenen jener repräsentable Herr, der Prozeßliebhaber, erzählte. Während einer Pause trat aus dem Saal dasselbe alte Mütterchen, deren ganzes Eigentum der geniale Advokat zum Besten jenes Spekulanten, der nicht das geringste Anrecht auf dasselbe hatte, zu rauben verstanden hatte. Daß das ein Unrecht war, wußten die Richter sowohl als auch ganz besonders der Supplikant und sein Advokat. Aber der von den letzteren erdachte Tric war derart, daß man gar nicht anders konnte, als das Eigentum des Mütterchens dem Spekulanten zu übergeben. Das Mütterchen war eine dicke Frau, in einem aufgeputzten Kleide, mit riesigen Blumen auf dem Hut. Nachdem sie aus der Thür herausgetreten, war sie auf dem Korridor stehen geblieben und wiederholte, mit den kurzen, dicken Armen fuchtelnd, zu ihrem Advokaten gewandt, immerfort: „was ist denn das? Erbarmen Sie sich doch! Was ist denn das?“ Der Advokat betrachtete die Blumen auf ihrem Hut und hörte nicht auf sie, in irgend welche Kalkulation versunken.

Gleich nach dem Mütterchen trat aus dem Sitzungsſaal mit ſchnellen Schritten jener berühmte Advokat, der es ſo eingefädelt hatte, daß das Mütterchen mit den Blumen das Nachſehen hatte, während der Spekulant dem Advokaten dafür zehntauſend Rubel zahlte und hunderttauſend Rubel erhielt. Der Plaſtron der tief ausgeſchnittenen Weſte und das ſelbſtzufriedene Geſicht des Advokaten glänzten. Die Augen aller wandten ſich auf ihn und er fühlte das und ſchien gleichſam durch ſein ganzes Äußere zu ſagen: „Ich verzichte auf alle Huldigungen.“ Mit ſchnellen Schritten ging er an allen vorbei.

Endlich erſchien auch Matwej Nikititſch, und der Gerichtskommiſſar, ein magerer langhalſiger Menſch, mit ſchrägem Gange und ebenſo ſchräg zur Seite vorgeſchobener Unterlippe, trat in das Zimmer der Geſchworenen.

Dieſer Gerichtskommiſſar war ein ehrlicher Mann, beſaß akademiſche Bildung, konnte ſich aber

in keiner Stellung dauernd halten, da er einer periodischen Trunksucht ergeben war. Erst vor drei Monaten hatte eine Gräfin, die seine Frau protegierte, ihm diesen Posten verschafft, und er hielt sich bis jetzt auf ihm und freute sich dessen.

„Nun, meine Herren, sind Sie alle versammelt?“ fragte er, seine Pincenez aufsetzend, während sein Blick über dasselbe hinwegschweifte.

„Ich glaube, alle“, sagte der lustige Kaufmann.

„So, sehen wir 'mal nach“, sagte der Gerichtskommissar, holte aus der Tasche eine Liste hervor und begann, die Anwesenden bald über das Pincenez hinweg, bald durch dasselbe musternd, die Namen aufzurufen.

„Staatsrat J. M. Nikiforow.“

„Ich“, sagte der repräsentable Herr, der über alle Gerichtsangelegenheiten so gut unterrichtet war.

„Oberst a. D. Iwan Ssemjonowitsch Iwanow.“

„Hier“, antwortete der magere Herr in Uniform.

„Der Kaufmann 2. Gilde Pjotr Baklaschow.“

„Jawohl“, sagte der freundliche Kaufmann, über das ganze Gesicht lächelnd. „Zu Diensten!“

„Gardelieutenant Fürst Dmitrij Nechljudow.“

„Ich“, antwortete Nechljudow.

Der Gerichtskommissar verbeugte sich, über das Pincenez hinwegblickend, besonders höflich und

liebenswürdig, um den Fürsten gleichsam von den anderen zu unterscheiden.

„Kapitän Jurij Dmitrijewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigorij Jefimowitsch Kuleschow u. s. w. u. s. w."

Alle, außer zweien, waren zur Stelle.

„Jetzt, meine Herrn, bitte ich Sie in den Saal", sagte, mit einer verbindlichen Handbewegung auf die Thür weisend, der Gerichtskommissar.

Alle setzten sich in Bewegung und traten, einer dem andern den Vortritt in der Thür lassend, zuerst in den Korridor und dann in den Saal ein.

Der Gerichtssaal war ein großes langes Zimmer, auf dessen einem Ende ein Podium, zu welchem drei Stufen führten, aufgebaut war. In der Mitte des Podiums stand ein mit grünem, etwas dunkler befranztem Tuch bedeckter Tisch. Hinter dem Tisch standen drei Lehnstühle mit sehr hohen, eichenen, geschnitzten Rücklehnen. Hinter den Lehnstühlen sah man im goldenen Rahmen ein lebensgroßes grelles Porträt des Kaisers, der mit vorgestrecktem Fuß, die Hand auf den Säbel gestützt, in Generalsuniform mit Ordensband dastand. In der rechten Ecke hing ein Heiligenschrein mit einem dornengekrönten Christusbilde und befand sich ein Betpult. Auf der rechten Seite stand auch der Tisch des Staatsanwalts. Links, gegenüber diesem Tisch, stand mehr im Hintergrunde ein kleinerer für den Sekre-

tär, und, etwas näher zum Publikum zu, befand sich ein gedrechseltes Eichenholzgitter, hinter welchem die noch unbesetzte Bank der Angeklagten war. Rechts auf dem Podium standen in zwei Reihen Stühle mit ebenso hohen Rücklehnen, für die Geschworenen, und unten Tische für die Advokaten.

Alles das befand sich im vorderen Teil des von einem Gitter durchquerten Saales. Der hintere Teil war ganz mit Bänken besetzt, die, immer höher aufsteigend, bis an die Rückwand reichten. Im hinteren Teile des Saales saßen nicht weit von der Barriere vier Frauen, etwa Fabrikarbeiterinnen oder Mägde, und zwei Männer, ebenfalls Arbeiter. Sie waren offenbar erdrückt von der großartigen Ausstattung des Saales und flüsterten darum nur schüchtern miteinander.

Bald nach den Geschworenen trat der Gerichtskommissar mit seinem einseitigen Gang mitten in den Saal hinaus und verkündete mit lauter Stimme, als wollte er die Anwesenden erschrecken, das übliche:

„Das Ge—richt!"

Alle erhoben sich von den Plätzen und auf dem Podium erschienen die Richter.

Zuerst kam der Präsident mit den muskulösen Armen und dem prächtigen Backenbart.

Dann kam das finstere Gerichtsmitglied mit der goldenen Brille. Es sah jetzt noch finsterer aus, denn kurz vor der Sitzung hatte er seinen

Schwager, den Gerichtsamtskandidaten getroffen, der ihm mitteilte, daß er bei der Schwester gewesen sei und sie auch ihm erklärt hätte, daß es heute kein Mittagessen gäbe.

„Wir werden also in irgend ein Lokalchen fahren müssen", sagte lachend der Schwager.

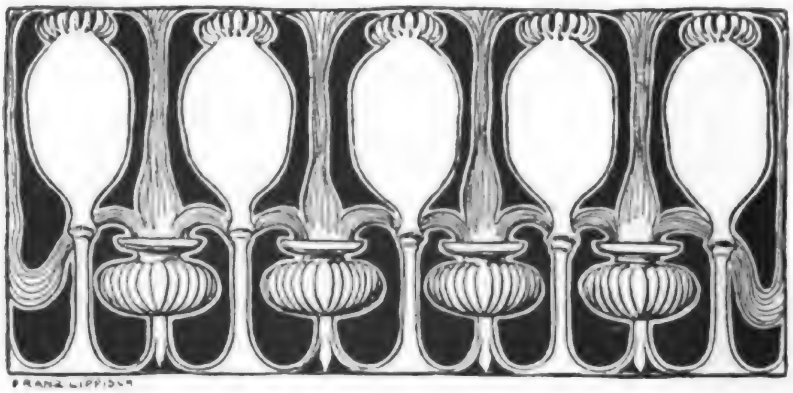
„Dabei ist nichts Lächerliches", meinte das finstere Gerichtsmitglied und wurde noch finsterer.

Und endlich erschien das dritte Gerichtsmitglied, derselbe Matwej Nikititsch, der immer zu spät kam; er war ein bärtiger Mann mit großen, zu Boden gesenkten, gutmütigen Augen. Er litt an einem Magenkatarrh und hatte mit dem heutigen Morgen, auf Anraten des Arztes, ein neues Regime begonnen. Und dieses neue Regime hatte ihn heute noch länger als gewöhnlich zu Hause aufgehalten. Jetzt, als er auf das Podium hinaufstieg, hatte er ein konzentriertes Aussehen, da er nämlich die Gewohnheit besaß, in allen Fragen, die er sich stellte, auf jede erdenkliche Weise das Orakel zu befragen. Jetzt hatte er mit sich ausgemacht, daß, wenn die Anzahl der Schritte von der Kabinettthür bis zu seinem Lehnstuhl durch drei teilbar sein wird, ihn sein neues Regime vom Katarrh befreien wird, geht aber drei in der Zahl nicht auf — dann nicht. Es kamen sechs und zwanzig Schritte heraus, aber er machte noch ein kleines Schrittchen und setzte sich genau nach dem sieben und zwanzigsten in den Lehnstuhl.

Die Gestalten des auf dem Podium erschienenen Präsidenten und der Mitglieder waren in ihren goldgestickten Uniformen sehr imposant. Sie fühlten das selbst und beeilten sich alle drei, mit gesenkten Lidern, als wären sie durch ihre Großartigkeit erdrückt, sich auf ihre hinter dem grünen Tisch befindlichen Sitze niederzulassen. Auf dem Tische prangten ein dreieckiges mit einem Adler gekröntes Instrument, der s. g. „Gerichtsspiegel", und zwei Vasen, wie sie auf den Kredenzen der Restaurants, mit Konfekt gefüllt stehen; ferner stand da ein Tintenfaß und lagen frisch angespitze Bleifedern von verschiedener Länge sowie weißes Papier. Mit den Richtern zugleich war auch der Staatsanwaltsadjunkt eingetreten. Er schritt ebenso schnell, mit dem Portefeuille unter dem Arm und mit der Hand fuchtelnd, auf seinen Platz am Fenster zu, und versenkte sich sogleich in das Durchblättern und Lesen der Akten, indem er jede Minute zur Präparation auszunutzen suchte. Dieser Staatsanwaltsadjunkt führte die Anklage erst zum vierten Mal. Er war sehr ehrgeizig und hatte den festen Vorsatz, Karriere zu machen, weswegen er es für unerläßlich hielt, in jedem Prozeß, in welchem er die Anklage vertrat, auch eine Verurteilung zu erwirken. Das Wesentliche des Giftmordprozesses kannte er in allgemeinen Umrissen und hatte den Plan zu seiner Rede bereits entworfen, aber er brauchte noch einige

genauere Daten und die exzerpierte er ſich jetzt eilig aus den Akten.

Der Sekretär ſaß am entgegengeſetzten Ende des Podiums und ſah, nachdem er alle, vorkommenden Falles nötigen Papiere bereit gelegt hatte, einen verbotenen Aufſatz durch, den er geſtern erhalten und geleſen hatte. Er hatte die Abſicht, wegen dieſes Aufſatzes mit dem Gerichtsmitglied mit dem großen Barte, das ſeine Anſichten teilte, zu ſprechen und wollte ſich nun, vor der Unterhaltung, den Aufſatz wieder ins Gedächtnis rufen.



Der Präſident durchblätterte die Akten, ſtellte einige Fragen an den Gerichtskommiſſar und den Sekretär und ordnete, nachdem ſeine Fragen bejaht worden waren, die Vorführung der Angeklagten an.

Sogleich öffnete ſich die Thür hinter dem Gitter und zwei Gendarmen in Czapkas, mit gezogenen Säbeln, traten ein. Hinter ihnen her kam zuerſt ein Angeklagter, ein rothaariger Mann mit Sommer-

ſproſſen, und dann zwei Frauen. Der Mann war mit einem für ihn zu weiten und langen Arreſtanten=ſchlafrock bekleidet. Als er den Gerichtsſaal betrat, hielt er ſeine Hände mit ausgeſpreizten Daumen krampfhaft an die Hoſennähte gedrückt, um ſo das Herabhängen der zu langen Ärmel zu verhindern. Er blickte, ohne die Richter und das Publikum anzuſehen, aufmerkſam auf die Bank, um die er herumging. Nachdem er ſie umgangen, ließ er ſich vorſichtig auf dem äußerſten Ende nieder, um den anderen Platz zu geben. Dann heftete er ſeine Augen auf den Präſidenten und fing an, die Muskeln ſeiner Wangen, als ob er etwas flüſterte, zu be=wegen.

Nach ihm trat, ebenfalls im Arreſtantenſchlaf=rock, ein nicht mehr junges Weib ein. Um den Kopf hatte ſie ein Arreſtantentuch, das Geſicht war grauweiß, ohne Brauen und Augenwimpern, aber mit geröteten Lidern. Das Weib ſchien voll=ſtändig ruhig zu ſein. Als ſie zu ihrem Platz hindurchging, hakte der Schlafrock irgendwo ein; ſie machte ihn ſorgfältig und ohne Eile wieder los und ſetzte ſich nieder.

Die dritte Angeklagte war die Maslowa.

Kaum war ſie eingetreten, als ſich ſofort die Augen aller im Saal anweſenden Männer auf ſie richteten und lange konnten ſie ſich von ihrem weißen Geſicht mit den ſchwarzen, feuchtglänzenden Augen und von der unter dem Schlafrock hervortretenden

üppigen Brust nicht losreißen. Sogar der Gendarm blickte sie, während sie an ihm vorbeiging, unverwandt an und fuhr dann, als sie sich gesetzt hatte, wie über sein Vergehen erschreckend, zusammen, kehrte sich schnell weg und begann auf das vor ihm liegende Fenster zu stieren.

Der Präsident wartete, bis die Angeklagten sich gesetzt hatten und wandte sich, als die Maslowa Platz genommen, an den Sekretär.

Es begann die gewöhnliche Prozedur: das Aufrufen der Geschworenen, die Verhandlungen wegen der Nichterschienenen, die Belegung derselben mit Pön, die Entscheidung über diejenigen, die um Urlaub baten, und die Kompletierung der Fehlenden durch Ersatzmänner. Darauf legte der Präsident die Lose zusammen und schüttete sie in die Glasvase. Nachdem er seine gestickten Ärmel etwas in die Höhe gezogen hatte, wobei er seine stark behaarten Arme entblößte, begann er die Lose einzeln, mit den Gesten eines Kunststückmachers herauszuholen, aufzurollen und auszurufen. Dann strich er die Ärmel wieder zurück und bat den Geistlichen, die Geschworenen zu vereidigen.

Der Geistliche war ein alter Mann, mit aufgedunsenem, blaßgelben Gesicht, in einem braunen Talar, mit goldenem Brustkreuz und irgend einem kleinen, an der Seite angehefteten Orden. Langsam unter dem Talar seine geschwollenen Beine be-

wegend, schritt er zu dem Betpult, das unter dem Heiligenbilde stand.

Die Geschworenen erhoben sich und drängten ebenfalls zu dem Betpult hin.

„Ich bitte", sagte der Geistliche, mit der dicken Hand an seinem Brustkreuz rührend, und wartete, bis alle Geschworenen herangetreten waren. Dieser Geistliche bekleidete sein Priesteramt schon seit sechs und vierzig Jahren und wollte nach drei Jahren sein Jubiläum feiern, wie es der Domprobst neulich gefeiert. Im Bezirksgericht aber diente er seit Eröffnung der neuen Gerichte und war sehr stolz darauf, daß er bereits so und so viele Tausende vereidigt hatte. Auch daß er, trotz seines vorgerückten Alters fortfuhr, zum Wohle der Kirche, des Staates und seiner Familie, der er außer einem Hause ein Kapital von dreißigtausend Rubel hinterlassen konnte, zu arbeiten, erfüllte ihn mit Genugthuung. Daß aber seine Arbeit im Gericht, die darin bestand, die Leute auf das Evangelium, in welchem der Eid ausdrücklich verboten war, schwören zu lassen, eine schlechte Arbeit war, war ihm niemals in den Sinn gekommen. Und diese Beschäftigung fiel ihm nicht nur nicht schwer, sondern war ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden, die ihm zu mancher angenehmen Bekanntschaft verhalf. Jetzt eben hatte er mit Vergnügen die Bekanntschaft des berühmten Advokaten gemacht, der ihm dadurch, daß er für

den einen Prozeß der alten Dame mit den großen Blumen zehntausend Rubel erhalten hatte, ganz besonderen Respekt einflößte.

Als alle Geschworenen zum Podium heraufgestiegen waren, neigte der Geistliche seinen fast kahlen grauen Kopf auf die Seite, steckte ihn durch die fettige Öffnung des Epitrachilions, ordnete sein spärliches Haar und wandte sich an die Geschworenen:

„Erheben Sie die rechte Hand und thun Sie die Finger so zusammen", sagte er langsam mit greisenhafter Stimme, indem er seine dicke, mit einem Grübchen über jedem Finger versehene Hand erhob und die Finger wie zu einer Prise zusammenlegte.

„Jetzt sprechen Sie mir nach", sagte er und begann:

„Ich verspreche und schwöre bei Gott dem Allmächtigen, vor seinem heiligen Evangelium und dem lebenspendenden Kreuze des Herrn, daß ich in der Sache, in der ich . . ." Nach jeder Phrase ließ er eine kleine Pause eintreten. „Lassen Sie Ihre Hand nicht sinken, halten Sie sie so", wandte er sich an einen jungen Mann, der lässig seine Hand hatte herabfallen lassen, . . . „daß ich in der Sache, in der ich . . ."

Der repräsentable Herr mit dem Backenbart, der Oberst, der Kaufmann und andere hielten ihre Hände mit den zusammengelegten Fingern so, wie es der Geistliche verlangte, und thaten dieses demon-

ſtrativ und energiſch, während andere die Hände nur ungern und in einer unbeſtimmten Höhe hielten. Einige wiederholten die Worte zu laut, wie mit einem provocierenden Ausdruck, der gleichſam ſagte: ich werde aber doch und doch ſprechen; während andere nur flüſterten, hinter dem Geiſtlichen zurückblieben und dann, wie erſchrocken, das Verſäumte zur Unzeit nachzuholen ſuchten. Einige wieder hielten ihre Priſe feſt, ganz feſt, als fürchteten ſie etwas fallen zu laſſen, mit herausfordernder Geſte in die Höhe, während andere ihre Finger aufmachten und dann wieder zuſammenthaten. Nach der Vereidigung forderte der Präſident die Geſchworenen auf, ſich einen Obmann zu wählen. Die Geſchworenen erhoben ſich und drängten zum Beratungszimmer, wo ſie faſt alle ſofort ihre Cigaretten herausholten und zu rauchen begannen. Jemand ſchlug zum Obmann den repräſentablen Herrn vor und alle ſtimmten ſofort zu, warfen die Cigarettenſtummel beiſeite und kehrten in den Saal zurück. Der erwählte Obmann teilte dem Präſidenten ſeine Ernennung mit und die Geſchworenen ließen ſich wieder, gegenſeitig über ihre Füße ſtolpernd, auf die in zwei Reihen ſtehenden hochlehnigen Stühle nieder.

Alles ging ohne Unterbrechung, raſch und mit einer gewiſſen Feierlichkeit vor ſich, und dieſe Geſetzmäßigkeit, Folgerichtigkeit und Feierlichkeit bereitete offenbar den Teilnehmern Vergnügen, indem

ſie ſie in der Überzeugung beſtärkte, daß ſie eine wichtige öffentliche Handlung vollzögen. Dieſes Gefühl empfand auch Nechljudow.

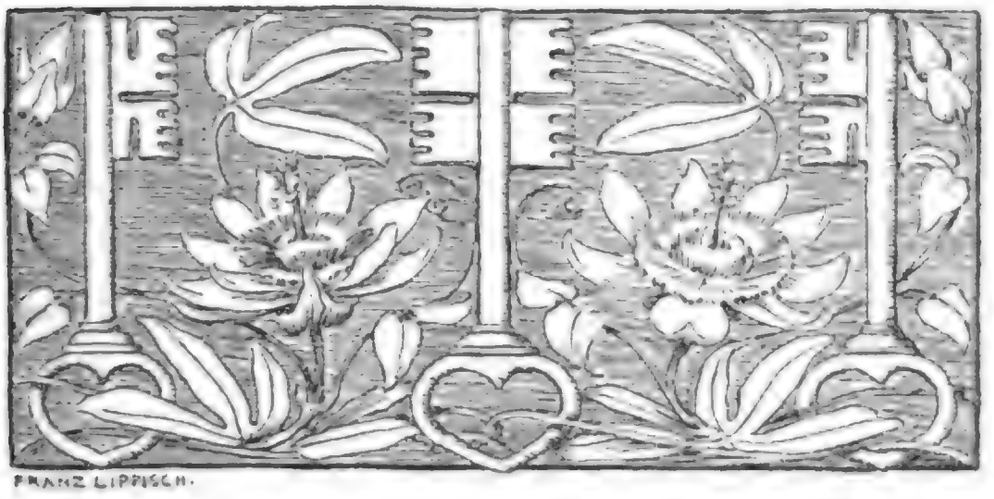
Sobald ſich die Geſchworenen geſetzt hatten, wandte ſich der Präſident mit einer Rede an ſie, in welcher er ihnen ihre Rechte, ihre Pflichten und ihre Verantwortlichkeit auseinanderſetzte. Während er ſprach, wechſelte er beſtändig ſeine Poſe: bald ſtützte er ſich auf die linke, bald auf die rechte Hand, bald auf die Rücklehne, bald auf die Armlehnen des Stuhles; bald glättete er die Ränder des Papieres, bald betrachtete er das Papiermeſſer, bald die Bleifeder.

Ihre Rechte beſtanden, ſeinen Worten nach, darin, daß ſie durch ihn an die Angeklagten Fragen ſtellen konnten, daß ſie Bleifeder und Papier bei ſich haben und die corpora delicti beſichtigen durften.

Ihre Pflicht beſtand darin, daß ſie nicht zu Unrecht, ſondern gerecht urteilen ſollten.

Ihre Verantwortlichkeit endlich zeigte ſich darin, daß ſie, im Falle der Verletzung des Amtsgeheimniſſes und der Konſpiration mit Nichtgeſchworenen, einer Strafe unterlagen.

Alle hörten in ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit zu. Der Kaufmann, der um ſich herum einen Alkoholdunſt verbreitete nnd ein geräuſchvolles Aufſtoßen zu unterdrücken ſuchte, nickte zu jedem Satze beifällig mit dem Kopf.



Nachdem der Präſident ſeine Rede beendet hatte, wandte er ſich den Angeklagten zu.

„Simon Kartinkin, ſtehen Sie auf“, ſagte er.

Simon ſprang nervös auf. Die Muskeln ſeiner Wangen begannen ſich noch heftiger zu bewegen.

„Ihr Name?“

„Simon Petrow Kartinkin“, klapperte er ſchnell die offenbar vorbereitete Antwort herunter.

„Ihr Stand?“

„Bauer.“

„Welches Gouvernement, welcher Kreis?“

„Das Tulaſche Gouvernement, der Krapiwenſche Kreis, die Kupjanskiſche Gemeinde, das Borkiſche Kirchdorf.“

„Wie alt ſind Sie?“

„Im vierunddreißigſten, geboren tauſendachthundert . . . .

„Welcher Konfeſſion?“

„Wir ſind ruſſiſch, rechtgläubig.“

„Verheiratet?“

„Zu Befehl, nein."

„Womit beschäftigen Sie sich?"

„Wir waren auf dem Korridor in „Hôtel Mauritanien" beschäftigt."

„Vorbestraft?"

„Niemals war ich vor Gericht, denn da wir früher lebten . . ."

„Also nicht vorbestraft?"

„Gott beschütze, nie."

„Haben Sie die Kopie der Anklageschrift erhalten?"

„Jawohl."

„Setzen Sie sich. Jewfimia Iwanowa Botschkowa", wandte sich der Präsident an die folgende Angeklagte.

Aber Simon blieb stehen und verdeckte die Jewfimia.

„Kartinkin, setzen Sie sich."

Kartinkin blieb immer noch stehen.

„Kartinkin, setzen Sie sich!"

Aber Kartinkin stand immer noch und setzte sich erst dann, als der herbeigelaufene Gerichtskommissar, mit zur Seite gebeugtem Kopf und unnatürlich aufgerissenen Augen ihm in tragischem Flüsterton zuraunte: sitzen, sitzen!

Kartinkin setzte sich eben so hastig, wie er aufgestanden war und begann, seinen Schlafrock zuziehend, wieder lautlos die Wangen zu bewegen.

„Ihr Name?" wandte sich der Präsident mit

einem Seufzer der Ermüdung zu der zweiten Angeklagten, ohne sie anzusehen und irgend etwas in dem vor ihm liegenden Papier aufsuchend. Die Beschäftigung war dem Präsidenten eine so gewohnte, daß er, zur Beschleunigung des Verfahrens, zwei Sachen zugleich machen konnte.

Die Botschkowa war drei und vierzig Jahre alt, Stand — Kleinbürgerin aus Kolomna, Beruf — Stubenmädchen in dem nämlichen „Hôtel Mauritanien." Angeklagt und in Untersuchung war sie früher nicht gewesen, die Kopie der Anklageschrift hatte sie erhalten. Ihre Antworten brachte die Botschkowa außerordentlich keck heraus und mit einer Betonung, als wollte sie jeder Antwort hinzusetzen: „jawohl Jewsimia, und Botschkowa, die Kopie hab ich erhalten, bin stolz darauf und werde niemandem erlauben, sich über mich lustig zu machen."

Die Botschkowa setzte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, sofort hin, sobald alle an sie gerichteten Fragen erledigt waren.

„Ihr Name?" wandte sich der Präsident an die dritte Angeklagte. „Man muß aufstehen", fügte er weich und freundlich hinzu, als er bemerkte, daß die Maslowa sitzen geblieben war.

Die Maslowa erhob sich schnell und sah, mit vorgestreckter Brust und dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, ohne zu antworten, dem Präsidenten, lächelnd, mit den etwas schielenden schwarzen Augen gerade ins Gesicht.

„Wie nennen Sie sich?“

„Man nannte mich Ljubowj“, sagte sie schnell.

Nechljudow betrachtete unterdessen mit aufgesetztem Pincenez die einzelnen Angeklagten, je nachdem sie aufgerufen wurden. — „Nicht möglich“, dachte er, ohne von der Angeklagten die Augen zu wenden.

„Wie kann sie denn Ljubowj heißen“, dachte er, als er ihre Antwort hörte.

Der Präsident wollte weiter fragen, aber das Mitglied in der Brille unterbrach ihn und raunte ihm etwas mißmutig zu. Der Präsident nickte zustimmend mit dem Kopf und wandte sich wieder an die Angeklagte.

„Wieso denn Ljubowj?“ sagte er. „Sie sind hier anders eingetragen.“

Die Angeklagte schwieg.

„Ich frage Sie, wie Ihr wirklicher Name ist?“

„Wie getauft?“ fragte das finstere Mitglied.

„Früher hieß ich Katharina.“

„Es ist nicht möglich“, fuhr Nechljudow fort sich einzureden. Trotzdem aber wußte er jetzt ohne alle Zweifel, daß sie es war, dasselbe Mädchen, Ziehkind und Stubenmagd, in welches er eine Zeitlang verliebt, richtig verliebt gewesen, es dann in einem wahnsinnigen Taumel verführt und verlassen hatte. Später hatte er niemals mehr an sie gedacht, weil die Erinnerung daran zu qualvoll war, ihn zu deutlich überführte und ihm zeigte, daß er,

der so stolz auf seine Anständigkeit und Korrektheit war, diesem Weibe gegenüber sich nicht nur unkorrekt, sondern geradezu niederträchtig und gemein benommen hatte.

Ja, sie war es. Er sah jetzt deutlich jene exzeptionelle, geheimnisvolle Besonderheit, die den einen Menschen vom andern unterscheidet, ihn zu etwas Apartem, Einzigem, Unwiederholbarem macht. Trotz der unnatürlichen Bläße und Fülle des Gesichts befand sich jene aparte, liebe Besonderheit in dem Gesicht, in den Lippen, in den etwas schielenden Augen und namentlich in diesem naiven, lächelnden Blick und in dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, der nicht nur im Gesicht, sondern auch in der ganzen Figur lag.

„So hätten Sie gleich sagen sollen", sagte wieder ganz besonders weich der Präsident. „Ihr Vatername?"

„Ich bin — eine Uneheliche", stammelte die Maslowa.

„Doch, wie nannte man Sie nach dem Taufvater?"

„Michajlowa."

„Und was konnte sie verbrochen haben?" fuhr unterdes Nechljudow, schwer atmend, zu denken fort.

„Wie ist Ihr Familienname, Ihr Zuname?" fragte der Präsident weiter.

„Nach der Mutter wurde ich Maslowa genannt."

„Ihr Stand?

„Kleinbürgerin."

„Rechtgläubig?"

„Rechtgläubig."

„Ihr Beruf? Womit beschäftigten Sie sich?"

Die Maslowa schwieg.

„Womit beschäftigten Sie sich?" wiederholte der Präsident.

„Ich war in der Anstalt", sagte sie.

„In welcher Anstalt?" fragte streng das Mitglied mit der Brille.

„Sie wissen es ja selbst", sagte die Maslowa lächelnd und begann, nachdem sie einen schnellen Blick um sich geworfen, wieder den Präsident gerade anzusehen.

Es lag etwas so Ungewöhnliches in ihrem Gesichtsausdruck, etwas so Fürchterliches und Trauriges in der Bedeutung ihrer Worte, ihres Lächelns und des schnellen Blickes, mit dem sie dabei den ganzen Saal überschaut hatte, daß der Präsident seine Augen senkte und im Saal auf einen Augenblick tiefe Stille entstand. Diese Stille wurde nur durch das Gelächter irgend eines der Zuschauer unterbrochen. Ein anderer fing an zu zischen. Der Präsident erhob das Haupt und fuhr fort zu fragen.

„In Untersuchung und vorbestraft waren Sie nicht?"

„Nein", antwortete die Maslowa leise mit einem Seufzer.

„Haben Sie die Kopie der Anklageschrift erhalten?“

„Jawohl.“

„Setzen Sie sich“, sagte der Präsident.

Die Angeklagte hob ihren Rock hinten mit der Bewegung auf, mit welcher geputzte Frauen ihre Schleppe zurückzuschlagen pflegen, und setzte sich, die kleinen Hände in den Ärmeln des Schlafrocks bergend, die Augen unverwandt auf den Präsidenten gerichtet.

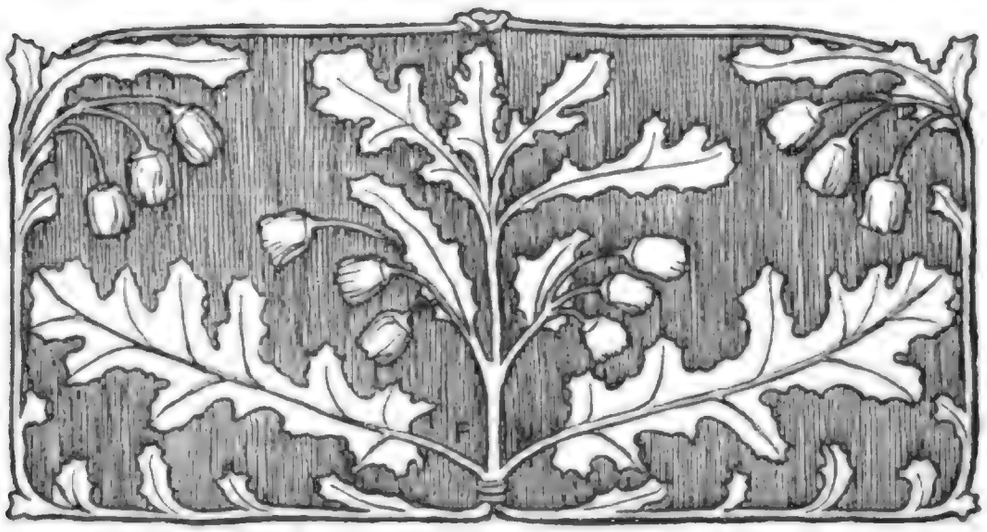
Es folgte die Überzählung und Abführung der Zeugen, die Verhandlung bezüglich des medizinischen Sachverständigen und seine Vorladung in den Gerichtssaal. Dann stand der Sekretär auf und begann die Verlesung der Anklageschrift. Er las vernehmlich und laut, aber so schnell, daß seine Stimme, die die Laute L. und R. fehlerhaft aussprach, in ein ununterbrochenes, einschläferndes Getöne zusammenfloß.

Die Richter stützten sich bald auf die eine, bald auf die andere Armlehne, bald auf den Tisch, bald auf die Rücklehne, bald schlossen sie die Augen, bald öffneten sie sie und warfen sich flüsternde Bemerkungen zu. Ein Gendarm hielt mehrere Mal einen beginnenden Gähnkrampf zurück.

Unter den Angeklagten bewegte Kartinkin unaufhörlich seine Wangenmuskeln, während die Botschkowa sich aufrecht und vollständig ruhig hielt, und nur von Zeit zu Zeit sich den Kopf unterm Tuch mit dem Finger kratzte.

Die Maslowa saß bald unbeweglich, dem vorlesenden Sekretär unverwandt zuhörend, bald fuhr sie auf und schien etwas einwenden zu wollen; dann wieder wurde sie rot und seufzte schwer auf, änderte die Lage der Hände, blickte umher, um ihre Augen von neuem auf den Vorleser zu heften.

Nechljudow saß in der ersten Reihe auf seinem hohen Stuhle und blickte, ohne daß Pincenez abzunehmen, auf die Maslowa. In seiner Seele ging eine komplizierte und qualvolle Arbeit vor sich.



Die Anklageschrift lautete: „Am 17. Januar des Jahres 188 . verstarb im Hôtel „Mauritanien" plötzlich der angereiste Kurganskische Kaufmann 2. Gilde Ferapont Emeljanowitsch Smeljkow."

„Der Polizeiarzt des 4. Bezirks stellte fest, daß der Tod durch Herzschlag erfolgt sei, hervorgerufen durch übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke."

„Der Leichnam Smeljkows wurde der Erde übergeben."

„Nach Verlauf einiger Tage brachte der aus St. Petersburg zurückgekehrte Landsmann und Freund des verstorbenen Smeljkow, der Kaufmann Timochin, zur Anzeige, daß er auf Grund der Umstände, unter welchen der Tod Smeljkows erfolgt sei, den Verdacht hege, daß man seinen Freund zum Zwecke der Beraubung vergiftet habe."

„Dieser Verdacht fand eine Bestätigung durch folgende Ergebnisse der eingeleiteten Voruntersuchung:

1. Kurz vor seinem Tode erhielt Smeljkow an der Bank dreitausend achthundert Rubel Silber. Während dessen wurden bei der zwecks Sicherstellung des Nachlasses des Verstorbenen angestellten protokollarischen Aufnahme in barem Gelde nur dreihundert und zwölf Rubel auch sechzehn Kopeken vorgefunden.

2. Den ganzen vorhergehenden Tag und die ganze Nacht vor seinem Tode verbrachte Smeljkow in Gesellschaft eines Ljubka genannten Mädchens (der Jekaterina Maslowa), zum Teil bei ihr, zum Teil in dem Hôtel „Mauritanien", wohin auch, in seinem Auftrage zwar, jedoch in seiner Abwesenheit, die vorgenannte Jekaterina Maslowa von ihrem Hause aus hinfuhr, um für den Smeljkow Geld zu holen, welches sie seinem Koffer entnahm, nachdem sie denselben mit dem ihr vom Eigentümer übergebenen Schlüssel geöffnet, und zwar in Gegenwart der im Hôtel „Mauri-

tanien" Bediensteten: Jewsimia Botschkowa und Simon Kartinkin. In dem Koffer Smeljkows sahen die seiner Eröffnung durch die Maslowa und nachherigen Verschließung durch ebendieselbe beiwohnenden vorgenannten Botschkowa und Kartinkin mehrere Pakete von Hundertrubelscheinen.

3. Nachdem Smeljkow zusammen mit der Ljubka in das Hôtel „Mauritanien" zurückgekehrt war, gab diese auf Anraten des Korridorbedienten Kartinkin dem Smeljkow ein Glas Kognak zu trinken, in welches sie ein vom letztgenannten Kartinkin erhaltenes weißes Pulver hineingeschüttet hatte.

4. Am anderen Morgen verkaufte die Ljubka (Jekaterina Maslowa) ihrer Wirtin, der Zeugin Rosanowa, den Brillantring des Smeljkow, welchen sie angeblich von diesem zum Geschenk erhalten haben wollte.

5. Das Korridormädchen des Hôtels „Mauritanien", Jewsimia Botschkowa, machte auf ihre laufende Rechnung in der örtlichen Kommerzbank eine Einzahlung von tausendachthundert Rubel Silber."

„Durch die gerichtsärztliche Totenschau, Obduktion und chemische Analyse der Eingeweide des Smeljkow wurde festgestellt, daß sich in dem Organismus des Verstorbenen zweifellos Gift befinde, welcher Umstand die Schlußfolgerung gestatte, daß der Tod Smeljkows durch Vergiftung herbeigeführt sei."

„Die vor die Anklage geſtellten mehrgenannten Maslowa, Botſchkowa und Kartinkin bekannten ſich nicht für ſchuldig und erklärten:

Die Maslowa, daß ſie in der That von Smeljkow in das Hôtel „Mauritanien“ geſchickt worden war, um dem Kaufmann Geld zu holen. Daß ſie dort, nachdem ſie mit dem ihr vom Kaufmann übergebenen Schlüſſel den Koffer geöffnet, demſelben, wie es ihr geſagt worden war, vierzig Rubel Silber, aber nicht mehr Geld entnommen hätte, welches die Botſchkowa und Kartinkin, die bei dem ganzen Vorgang zugegen geweſen wären, bezeugen könnten. Ferner ſagte ſie aus, daß ſie, als ſie zum zweiten Mal in das Hôtel kam, dem Smeljkow auf Veranlaſſung Kartinkins wirklich irgend ein weißes Pulver in Kognak zu trinken gab. Sie that dieſes in der Meinung, es handele ſich um ein Schlafpulver, damit der Kaufmann einſchliefe und ſie früher nach Hauſe gehen könnte. Den Ring habe ihr Smeljkow ſelbſt geſchenkt, nachdem er ſie geprügelt und ſie von ihm weggehen wollte.“

„Jewſimia Botſchkowa ſagte aus, daß ſie von dem verſchwundenen Gelde nichts wiſſe und das Zimmer des Kaufmanns nicht betreten hätte. Dort habe die Ljubka allein gewirtſchaftet, und wenn von dem Kaufmann etwas geraubt ſei, ſo könne das nur die Ljubka gethan haben, als ſie mit den Schlüſſeln des Kaufmanns das Geld holte . . .“

An dieser Stelle der Vorlesung zuckte die Maslowa zusammen, öffnete den Mund und wandte sich nach der Botschkowa um.

„Als aber der Jewsimia Botschkowa ihr auf tausend achthundert Rubel Silber lautender Bankschein vorgelegt wurde", fuhr der Sekretär zu lesen fort, „und sie gefragt wurde, woher sie so viel Geld habe, sagte sie aus, daß sie sich dasselbe im Laufe von zwölf Jahren zusammen mit Simon Kartinkin, den sie heiraten wollte, verdient hätte."

„Simon Kartinkin gestand seinerseits bei der ersten Vernehmung, daß er zusammen mit der Botschkowa, auf Veranlassung der mit dem Schlüssel in das Hôtel gekommenen Maslowa, das Geld geraubt und es mit den beiden Frauen geteilt habe . . ."

Bei diesen Worten fuhr die Maslowa wieder zusammen, wurde dunkelrot, sprang sogar auf und begann zu sprechen. Aber der Gerichtskommissar hieß sie schweigen.

„Endlich", fuhr der Sekretär im Lesen fort, „gestand Kartinkin auch, daß er der Maslowa Pulver zur Einschläferung des Kaufmanns gebracht habe. In seiner zweiten Vernehmung leugnete der Angeklagte dagegen, an dem Raub des Geldes teilgenommen und der Maslowa irgend welches Pulver gegeben zu haben; an allem sei die Maslowa allein schuld. Bezüglich des von der Botschkowa bei der Bank eingezahlten Geldes aber sagte

er übereinstimmend mit der Botschkowa aus, daß sie das Geld sich zusammen, während ihrer zwölfjährigen Dienstzeit im Hôtel, von den Trinkgeldern der Herrschaften erspart hätten."

Der Schluß der Anklageschrift lautete:

„Auf Grund des oben dargelegten Sachverhaltes werden der Bauer des Dorfes Borki, Simon Kartinkin, dreiunddreißig Jahre alt, die Kleinbürgerin Jewsimia Iwanowa Botschkowa, vierunddreißig Jahre alt, und die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowa Maslowa, siebenundzwanzig Jahre alt, angeklagt, am 17. Januar 188 . nach vorhergegangener Verabredung Geld und einen Ring des Kaufmanns Smeljkow im Gesamtwerte von zweitausend fünfhundert Rubel entwendet und dem Smeljkow in der Absicht, ihm das Leben zu nehmen, Gift gegeben zu haben, in welcher Folge der genannte Smeljkow mit Tode abging."

„Dieses Verbrechen ist vorgesehen durch die §§ 4 und 5 des 1453. Art. des Strafgesetzbuches. Daher und auf Grund des Art. 201 der Kriminalprozeßordnung unterliegen die obengenannten Simon Kartinkin, Jewsimia Botschkowa und Jekaterina Maslowa der Aburteilung des Bezirksgerichtes mit Hinzuziehung von Geschworenen."

So schloß der Sekretär die Verlesung der langen Anklageschrift. Dann legte er die Akten zusammen und setzte sich, das lange Haar mit beiden Händen zurückstreichend, auf seinen Platz.

Alle atmeten erleichtert auf in dem angenehmen Bewußtſein, daß jetzt die Unterſuchung beginnen, alles ſich ſogleich aufklären und dem Rechte Genüge gethan würde.

Nur Nechljudow teilte dieſes Gefühl nicht. Er war bewältigt vom Entſetzen über das, was jene Maslowa gethan haben ſollte, die er vor zehn Jahren als ein unſchuldiges, reizendes Mädchen gekannt hatte.

Nachdem die Verleſung der Anklageſchrift beendet war, beriet ſich der Präſident mit den Mitgliedern und wandte ſich dann an Kartinkin mit einem Ausdruck, der deutlich ſagte, daß man jetzt endlich alles und aufs genaueſte erfahren würde.

„Bauer Simon Kartinkin", begann er ſich nach links vorbeugend.

Simon Kartinkin erhob ſich. Er hielt die Hände an der Hoſennaht und ſtreckte ſich mit dem ganzen Oberkörper vor, während ſeine Wangen nicht aufhörten, ſich lautlos zu bewegen.

„Sie sind angeklagt, am 17. Januar 188 ., gemeinsam mit Jewsimia Botschkowa und Jekaterina Maslowa, aus dem Koffer des Kaufmanns Smeljkow das demselben gehörende Geld entwendet zu haben, dann Arsenik gebracht und Jekaterina Maslowa überredet zu haben, das Gift im Weine dem Kaufmann zu geben, wodurch der Tod des letzteren erfolgte. Bekennen Sie sich schuldig?“ fragte der Präsident und beugte sich nach rechts vor.

„Das ist ja garnicht möglich, denn unser Geschäft ist, die Gäste zu bedienen . . .“

„Das können Sie später sagen. Bekennen Sie sich schuldig?

„Zu Befehl, nein. Ich habe nur . . .“

„Das können Sie später sagen. Bekennen Sie sich schuldig?“ wiederholte ruhig aber fest der Präsident.

„Das kann ich nicht thun, denn . . .“

Wieder sprang der Gerichtskommissar zu Simon Kartinkin heran und hieß ihn mit dumpfem Flüstern aufhören.

Der Präsident stützte den Ellbogen der Hand, in welcher er das Papier hielt, auf eine andere Stelle mit dem Ausdruck, als wäre diese Sache nun abgethan, und wandte sich an Jewsimia Botschkowa.

„Jewsimia Botschkowa, Sie sind angeklagt, am 17. Januar 188 . im Hôtel „Mauritanien“, gemeinschaftlich mit Simon Kartinkin und Jekaterina

Maslowa, dem Kaufmann Smeljkow aus seinem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben, und nachdem Sie das Geraubte mit den andern geteilt hatten, dem Kaufmann Smeljkow zur Verbergung Ihres Verbrechens Gift gegeben zu haben, wodurch sein Tod erfolgte. Bekennen Sie sich schuldig?"

„An nichts bin ich schuld", begann flink und sicher die Angeklagte zu sprechen. „Ich bin überhaupt nicht in seinem Zimmer gewesen. Da dieses Luder aber drin gewesen, so hat sie auch alles gemacht . . ."

„Das können Sie später sagen", bemerkte ebenso weich und fest der Präsident. „Sie bekennen sich also nicht schuldig?"

„Nicht ich habe das Geld genommen und nicht ich habe ihn vergiftet. Ich war überhaupt nicht in dem Zimmer. Wär ich da drin gewesen, hätte ich sie überhaupt hinausgeschmissen."

„Sie bekennen sich nicht schuldig?"

„Niemals!"

„Sehr schön."

„Jekaterina Maslowa", begann der Präsident, sich an die dritte Angeklagte wendend: Sie sind angeklagt, in das Zimmer des Hôtels „Mauritanien" mit dem Schlüssel des Kaufmanns Smeljkow gekommen zu sein, dort aus dem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben . . ." Der Präsident leierte es wie eine eingelernte Schulaufgabe

herunter, während er ſein Ohr zu dem Mitgliede links hingebeugt hielt, um deſſen Bemerkung bezüglich eines nach dem Verzeichniſſe der corpora delicti fehlenden Fläſchchens beſſer zu verſtehen.

„Aus dem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben", wiederholte der Präſident, „und nachdem Sie das Geraubte geteilt hatten und dann zum zweiten Mal zuſammen mit dem Kaufmann Smeljkow in das Hôtel „Mauritanien" gekommen waren, Smeljkow Gift gegeben zu haben, worauf-hin ſein Tod erfolgte. Bekennen Sie ſich ſchuldig?"

„Ich bin gar nicht ſchuldig", begann ſie raſch zu ſprechen, „wie ich zuerſt geſagt habe, ſo ſage ich auch jetzt: ich habe nicht genommen, nicht genommen, nicht genommen, nichts habe ich genommen und den Ring hat er mir ſelbſt geſchenkt."

„Sie bekennen ſich nicht ſchuldig, zweitauſend fünfhundert Rubel Geld entwendet zu haben?" fragte der Präſident.

„Ich ſage, daß ich nichts genommen habe, außer den vierzig Rubel."

„Nun, aber daß Sie dem Kaufmann Smeljkow im Wein ein Pulver eingegeben haben, bekennen Sie ſich deſſen ſchuldig?"

„Das bekenne ich. Nur dachte ich, daß es, wie man mir geſagt hatte, ein Schlafpulver ſei, das nichts mache. Ich habe das nicht geglaubt und nicht gewollt. Vor Gott ſag' ich's, ich hab' es nicht gewollt", ſagte ſie.

„Sie bekennen sich also nicht schuldig, dem Kaufmann Smeljkow Geld und einen Ring entwendet, aber Sie gestehen, ihm ein Pulver eingegeben zu haben?"

„Das allerdings, aber ich glaubte, daß es ein Schlafpulver ist. Ich gab es nur, damit er einschläft, das wollte ich nicht und dachte ich nicht."

„Sehr gut", sagte der Präsident, augenscheinlich mit den erzielten Resultaten sehr zufrieden. „Also erzählen Sie, wie die ganze Sache war", sagte er, sich auf den Stuhlrücken lehnend und beide Hände auf den Tisch legend. „Erzählen Sie alles, wie es war. Sie können durch ein offenherziges Geständnis Ihre Lage lindern."

Die Maslowa schwieg, den Präsidenten gradaus ansehend.

„Erzählen Sie, wie die Sache war."

„Wie es war?" begann die Maslowa plötzlich und schnell. „Ich kam im Hôtel an, man führte mich in sein Zimmer und dort war er schon sehr betrunken." — Sie sprach das Wort er mit einem besonderen Ausdruck des Entsetzens, indem sie ihre Augen weit aufriß. — „Ich wollte wegfahren, er ließ mich nicht."

Sie schwieg, als hätte sie plötzlich den Faden verloren, oder als wäre ihr etwas anderes eingefallen.

„Nun und dann?"

„Was denn dann? Ich blieb eine Zeitlang bei ihm und fuhr dann nach Hause."

In dieſem Augenblick erhob ſich der Staatsanwaltsadjunkt zur Hälfte, indem er ſich affektiert auf den einen Ellbogen ſtützte.

„Sie wünſchen eine Frage zu ſtellen“, ſagte der Präſident und zeigte dem Staatsanwalt auf deſſen bejahende Antwort mit einer Geſte, daß er fragen könne.

„Ich möchte mir die Frage geſtatten, ob die Angeklagte ſchon früher mit Simon Kartinkin bekannt geweſen?“ fragte der Staatsanwalt, ohne die Maslowa anzuſehen.

Und nachdem er ſeine Frage geſtellt hatte, preßte er die Lippen zuſammen und runzelte die Stirn.

Der Präſident wiederholte die Frage. Die Maslowa ſtarrte den Staatsanwalt erſchrocken an.

„Mit Simon? Ja“, ſagte ſie.

„Ich möchte jetzt wiſſen, worin dieſe Bekanntſchaft der Angeklagten mit Kartinkin beſtand? Ob ſie ſich häufig ſahen?“

„Worin die Bekanntſchaft beſtand? Er lud mich zu den Gäſten ein; überhaupt keine Bekanntſchaft“, antwortete die Maslowa, ihre Augen unruhig vom Staatsanwalt zum Präſidenten und zurück wendend.

„Ich möchte wiſſen, warum Kartinkin zu den Gäſten ausſchließlich die Maslowa und nicht auch andere Mädchen einlud?“ fragte der Staatsanwalt und kniff die Augen zuſammen mit einem leiſen, mephiſtopheliſch-liſtigen Lächeln.

„Ich weiß nicht. Woher ſoll ich das wiſſen“, antwortete die Maslowa, ſchaute ſich erſchrocken um und ließ den Blick für einen Moment auf Nechljudow haften. „Er lud ein, wen er wollte.“

„Hat ſie mich wirklich erkannt?“ dachte voll Entſetzen Nechljudow und er fühlte, wie das Blut ihm ins Geſicht ſchoß. Aber die Maslowa wandte, ohne ihn von den anderen zu unterſcheiden, ihren Blick wieder ab und heftete ihre Augen von neuem voll Schrecken auf den Staatsanwalt.

„Die Angeklagte leugnet alſo, zu Kartinkin irgend welche näheren Beziehungen unterhalten zu haben? Sehr gut. Ich habe nichts mehr zu fragen.“

Und der Staatsanwalt nahm ſogleich den Ellbogen vom Schreibpulte und begann etwas aufzuſchreiben. In Wirklichkeit ſchrieb er nichts, ſondern fuhr nur mit der Feder über die Buchſtaben ſeines Zettels; aber er hatte geſehen, wie Staatsanwälte und Advokaten es machen: nach einer geſchickten Frage tragen ſie in ihre Rede eine Notiz ein, die den Gegner vernichten ſoll.

Der Präſident wandte ſich nicht ſogleich an die Angeklagte, weil er eben das Mitglied in der Brille befragte, ob es mit der Vorlegung der bereits im voraus aufgeſtellten und notierten Fragen einverſtanden ſei.

„Was war denn weiter?“ fuhr der Präſident zu fragen fort.

„Ich kam nach Hauſe“, berichtete die Maslowa, jetzt ſchon etwas kühner den Präſidenten allein betrachtend, „und legte mich ſchlafen. Kaum war ich eingeſchlafen, ſo weckte mich unſer Mädchen, die Bertha. „Geh, ſagte ſie, Dein Kaufmann iſt wieder da.“ Da wollte er — ſie ſprach das Wort er wieder mit demſelben Ausdruck des Entſetzens aus — da wollte er nach Wein ſchicken, hatte aber kein Geld mehr bei ſich und ſchickte mich ins Hôtel auf ſein Zimmer. Er ſagte mir, wo das Geld ſei und wie viel ich nehmen ſollte. So fuhr ich denn hin.“

Der Präſident flüſterte im Augenblicke etwas dem Mitgliede links zu und hörte daher nicht, was ſie ſprach. Um aber zu zeigen, daß er alles gehört habe, wiederholte er ihre letzten Worte.

„Sie fuhren hin. Nun, und ...?“ ſagte er.

„Als ich angekommen war, that ich, was er mir befohlen: ich ging auf ſein Zimmer. Ich ging nicht allein ins Zimmer, ſondern rief Simon Michajlowitſch und die da“, ſagte ſie und wies auf die Botſchkowa.

„Sie lügt, ich bin überhaupt nicht drin geweſen...“, begann die Botſchkowa, wurde aber am Fortfahren gehindert.

„In deren Gegenwart nahm ich vier Zehnrubelſcheine heraus“, erzählte die Maslowa weiter, die Stirne runzelnd und ohne die Botſchkowa anzuſehen.

„Hm, hat die Angeklagte als sie die vierzig Rubel herausnahm, nicht vielleicht bemerkt, wieviel Geld im Ganzen da war?“ fragte wieder der Staatsanwalt.

Die Maslowa zuckte zusammen, sobald sich der Staatsanwalt an sie wandte. Sie wußte nicht, wie und warum, aber sie fühlte, daß dieser Mensch ihr übelwollte.

„Ich habe nicht gezählt, ich sah nur, daß dort Hundertrubelscheine waren.“

„Die Angeklagte hatte die Hundertrubelscheine gesehen. — Ich habe nichts mehr.“

„Nun, Sie brachten ihm also das Geld?“ fuhr der Präsident fort, einen Blick auf seine Uhr werfend.

„Jawohl.“

„Nun und dann?“ fragte der Präsident.

„Dann nahm er mich wieder mit sich“, sagte die Maslowa.

„So, und wie gaben Sie ihm denn das Pulver im Wein?“ fragte der Präsident.

„Wie ich es ihm gab? Ich schüttete es in den Wein und gab es ihm.“

„Wozu gaben Sie es ihm denn?“

Sie seufzte tief und schwer auf ohne zu antworten.

„Er wollte mich immer nicht weglassen“, sagte sie nach einigem Schweigen. „Ich war schon ganz abgequält. Da ging ich auf den Korridor hinaus

und ſagte zu Simon Michajlowitſch: „wenn er mich doch weglaſſen wollte, ich bin ſchon müde.“ Und Simon Michajlowitſch ſagte: „wir ſind ihn auch überdrüſſig. Wir wollen ihm ein Schlafpulver geben; wenn er eingeſchlafen iſt, kannſt du gehen.“ „Gut“, ſagte ich. Ich dachte, daß es ein unſchädliches Pulver ſei. Er gab mir ein Papierchen. Ich ging wieder hinein; er lag hinter der Scheidewand und ließ ſich ſofort einen Kognak reichen. Ich nahm vom Tiſch eine Flaſche Fine Champagne, goß zwei Gläſer ein, eins mir, eins ihm, ſchüttete in das ſeinige das Pulver und gab es ihm. Hätt' ich denn gegeben, wenn ich das gewußt hätte.“

„Nun und wie kamen Sie zu dem Ring“, fragte der Präſident.

„Den Ring hat er mir ſelbſt geſchenkt.“

„Wann hat er Ihnen denſelben geſchenkt?“

„Als ich mit ihm in das Zimmer gekommen war, wollte ich wieder weggehen, er aber ſchlug mich auf den Kopf, ſo daß der Kamm zerbrach. Ich wurde böſe und wollte wegfahren. Er nahm den Ring vom Finger und ſchenkte ihn mir, damit ich bliebe“, ſagte ſie.

Der Staatsanwalt erhob ſich von neuem und bat immer mit demſelben geheuchelt-naiven Ausdruck um die Erlaubnis, noch einige Fragen vorzulegen. Nachdem er die Erlaubnis erhalten, neigte er ſeinen Kopf über den geſtickten Kragen und fragte:

„Ich möchte wissen, wie lange die Angeklagte sich in dem Zimmer des Kaufmanns Smeljkow aufhielt?"

Die Maslowa wurde wieder von Furcht befallen und, unruhig mit den Augen vom Staatsanwalt zum Präsidenten schweifend, sagte sie schnell:

„Ich erinnere mich nicht, wie lange."

„So, erinnert sich aber die Angeklagte vielleicht, ob sie sich nachdem sie aus dem Zimmer des Kaufmanns Smeljkow gegangen noch irgend wo anders im Hôtel aufgehalten habe?"

Die Maslowa sann nach.

„In ein leeres Zimmer nebenbei bin ich hineingegangen", sagte sie.

„Wozu gingen Sie denn da hinein?" fragte interessiert der Staatsanwalt, sich direkt an sie wendend.

„Ich wartete auf die Droschke."

„War auch Kartinkin mit der Angeklagten im Zimmer, oder war er nicht da?"

„Er war auch eingetreten."

„Wozu war er denn eingetreten?"

„Da war noch Fine Champagne vom Kaufmann übrig geblieben, den tranken wir zusammen aus."

„Ah, Sie tranken ihn zusammen aus. Sehr gut."

„Hatte vielleicht die Angeklagte mit Simon irgend eine Unterhaltung?"

Die Maslowa zog plötzlich die Augenbrauen zusammen, wurde dunkelrot und sagte schnell:

Mit vorliegender Lieferung beginnt zu
erscheinen:

# Leo Tolstoi, Auferstehung

Nach dem russischen Original übersetzt
von Wladimir Czumikow
Ungekürzte Ausgabe
Mit Buchschmuck von F. Lippisch

Lieferungsausgabe komplett in 9 Liefrg. zu 4—5 Bogen à 50 Pfg.
Jede Lieferung erscheint im Zwischenraum von ca. 14 Tagen.

Dieser neue Roman Tolstois ist der schlechteste, den der berühmte Autor geschrieben hat, — insofern ein Roman uns leichte, leere Unterhaltung bieten soll. Und er ist der beste Roman Tolstois, einer der besten Romane, die die Welt überhaupt gesehen hat, — insofern der Roman, neben dem Theater, das modernste und erhabenste Mittel der Kunst ist, auf die Menschheit zu wirken, sie zu erziehen, zu veredeln. Wir sagen nicht zu viel, und die Zukunft wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane der Weltlitteratur von so großem Einfluß auf ihre Zeit gewesen sind, wie dieser es für die seinige werden wird.

Das Lügengespinnst, daß das moderne soziale Leben umwoben, zerreißt der große Philosoph Tolstoi mit starker, rücksichtsloser Hand, um dem noch größeren Künstler Tolstoi Raum zum Aufbau einer neuen Welt=

„Was ich gesprochen habe? Ich weiß nichts mehr. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich bin unschuldig und das ist alles. Nichts habe ich gesprochen. Was gewesen ist, habe ich alles erzählt", sagte sie.

„Ich habe nichts weiter", sagte der Staatsanwalt zum Präsidenten und begann, die Schultern unnatürlich aufziehend, schnell in das Koncept seiner Rede das eigene Geständnis der Angeklagten, daß sie sich mit Simon in einem leeren Zimmer aufgehalten habe, einzutragen.

Es trat Schweigen ein.

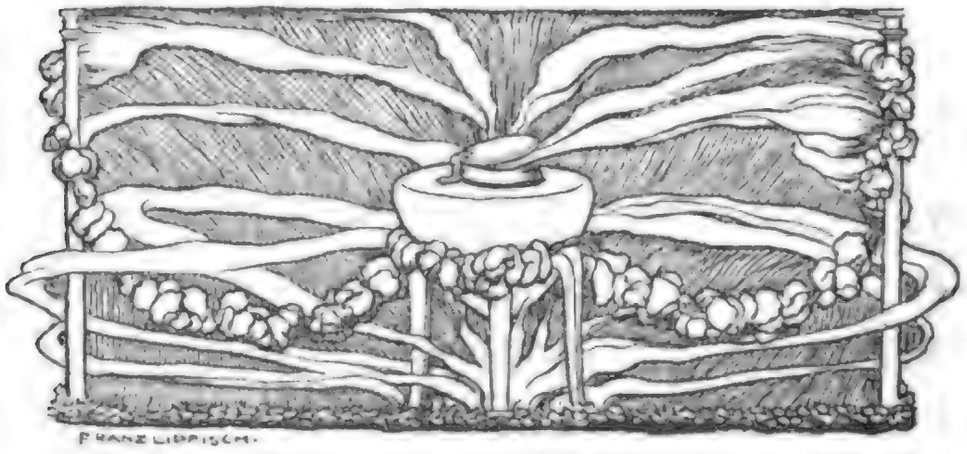
„Haben Sie nichts mehr zu sagen?"

„Ich habe alles gesagt", sprach sie seufzend und setzte sich.

Darauf trug der Präsident etwas in sein Papier ein und erklärte nach einer ihm vom Mitgliede links flüsternd gemachten Mitteilung, daß die Sitzung auf zehn Minuten unterbrochen werde. Darauf erhob er sich eilig und ging zum Saal hinaus. Die Beratung zwischen dem Präsidenten und dem Mitgliede links, dem starken, bärtigen Herrn mit den großen gutmütigen Augen, war dadurch veranlaßt worden, daß letzterer ein leichtes Unbehagen im Magen verspürte und deswegen eine kleine Massage ausführen und Tropfen einnehmen wollte. Dieses teilte er dem Präsidenten mit, der daraufhin die Unterbrechung der Sitzung ankündigte.

Nach den Richtern erhoben ſich auch die Geſchworenen, die Advokaten und Zeugen und begannen, mit dem angenehmen Gefühle, einen Teil der wichtigen Sache vollbracht zu haben, hin und her zu gehen.

Nechljudow ging in das Geſchworenenzimmer und ſetzte ſich dort ans Fenſter.



Ja, es war Katjuſcha.

Die Beziehungen Nechljudows zu Katjuſcha waren folgende:

Zum erſten Mal hatte er ſie geſehen, als er im ſechſten Univerſitätsſemeſter, während er ſeinen Aufſatz über den Grundbeſitz ſchrieb, den Sommer bei den Tanten zubrachte. Gewöhnlich hielt er ſich den Sommer über mit Mutter und Schweſter auf dem in der Nähe Moskaus gelegenen mütterlichen Gut auf. Aber in dieſem Jahr hatte ſich ſeine Schweſter verheiratet und die Mutter war in ein ausländiſches Bad gereiſt. Nechljudow jedoch mußte ſeinen Aufſatz ſchreiben und entſchloß

sich daher, den Sommer bei den Tanten zu verbringen. Bei ihnen in ihrer Weltabgeschiedenheit war es still und gab es keine Zerstreuungen. Die Tanten liebten ihren Neffen und Erben zärtlich, und auch er liebte sie, liebte sie wegen ihrer Altväterlichkeit und der Schlichtheit ihrer Lebensweise.

Nechljudow durchlebte diesen Sommer bei den Tanten jenen begeisterungsvollen Zustand, da der Jüngling zum ersten Mal aus eigener Erkenntnis und nicht nach fremden Anweisungen die ganze Schönheit und Wichtigkeit des Lebens und die ganze Bedeutung der Aufgaben, die dasselbe an den Menschen stellt, erfaßt. Er erkennt die Möglichkeit der unendlichen Vervollkommnung seiner eigenen sowohl als auch der ganzen Welt. Und er giebt sich diesem Streben nach Vervollkommnung voll Hoffnung und mit der tiefsten Überzeugung von der Erreichbarkeit jener eingebildeten Vollkommenheit hin.

In diesem Jahre las Nechljudow noch auf der Universität die „Soziale Statik" Spencers, und Spencers Ausführungen über den privaten Grundbesitz machten auf ihn besonders darum den größten Eindruck, weil er selbst der Sohn einer Großgrundbesitzerin war. Sein Vater war nicht reich gewesen, aber seine Mutter hatte als Mitgift gegen zehntausend Deßjatinen Land erhalten. Damals erkannte er zum ersten Mal die ganze Ungerechtigkeit

des privaten Grundbeſitzes, und da er einer von jenen Menſchen war, denen ein den ſittlichen Forderungen gebrachtes Opfer den höchſten geiſtigen Genuß gewährt, ſo entſchloß er ſich, von ſeinem Rechte auf Grundbeſitz keinen Gebrauch zu machen, und verteilte damals ſchon das vom Vater geerbte Land an die Bauern. Derſelbe Stoff bildete auch den Gegenſtand ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit.

Sein Leben auf dem Lande bei den Tanten verlief folgendermaßen: er ſtand ſehr früh auf, zuweilen um 3 Uhr, und ging hinunter zum Fluſſe, um zu baden, manchmal noch im Morgennebel; wenn er zurückkehrte, lag noch der Tau auf dem Graſe und den Blumen. Nachdem er am Morgen Kaffee getrunken hatte, pflegte er ſeine Arbeit vorzunehmen oder die Quellen zu derſelben zu ſtudieren, ſehr oft aber auch ſtatt deſſen in Wald und Feld umherzuſchweifen. Vor dem Mittag machte er irgendwo im Garten ein Schläfchen, zu Mittag beluſtigte und animierte er dann mit ſeinen Späßen die Tanten, hernach ritt er oder fuhr im Boot und am Abend las er wieder oder ſaß mit den Tanten und legte Patience aus. Oft konnte er in der Nacht, beſonders bei Mondſchein, nur darum nicht ſchlafen, weil er eine zu große und aufregende Freude am Leben empfand. Und ſtatt zu ſchlafen ging er dann mit ſeinen Träumen und Gedanken bis zum Morgengrauen im Garten umher.

So glücklich und ruhig verlebte er den ersten Monat seines Aufenthaltes bei den Tanten, ohne die schwarzäugige, schnellfüßige Katjuscha, das Pflegekind und Stubenmädchen, auch nur zu beachten.

Nechljudow, der unter dem schützenden Flügel der Mutter erzogen war, war mit 19 Jahren noch ein vollständig unschuldiger Jüngling. Das Weib erschien ihm in seinen Gedanken nur als Gattin. Alle Frauen aber, mit denen er nach seinem Begriff keine Ehe eingehen konnte, waren für ihn nicht Frauen sondern Menschen.

Es geschah, daß in diesem Sommer am Himmelfahrtstage zu den Tanten eine Nachbarin mit ihren Kindern, zwei jungen Mädchen und einem Gymnasiasten auf Besuch kam. Auch ein junger Maler aus dem Bauernstande, der bei ihr den Sommer verbrachte, war mitgekommen.

Nach dem Thee spielte man auf der abgemähten Wiese vor dem Hause Haschhasch. Auch Katjuscha beteiligte sich daran. Nachdem einige Paare gewechselt hatten, mußte Nechljudow mit Katjuscha laufen. Nechljudow hatte Katjuscha immer gern gesehen, aber daß zwischen ihm und ihr irgendwelche besonderen Beziehungen entstehen könnten, war ihm niemals in den Sinn gekommen.

„Die beiden wird man nicht so leicht fassen können", meinte der haschende lustige Maler, der auf seinen kurzen und krummen aber starken Bauernbeinen sehr schnell lief.

„Nur wenn sie stolpern sollten.“

„Sie sollten die nicht fangen können?“

„Eins, zwei, drei!“

Es wurde drei Mal in die Hände geklatscht. Katjuscha, die kaum das Lachen verbeißen konnte, wechselte mit Nechljudow schnell den Platz, drückte mit ihrem festen, rauhen Händchen seine große Hand und stürmte vorwärts nach links, mit den gestärkten Röcken raschelnd.

Nechljudow konnte schnell laufen und, da er sich von dem Maler nicht fangen lassen wollte, stürmte er aus allen Kräften vorwärts. Als er sich umschaute, sah er, wie der Maler Katjuscha verfolgte. Aber mit ihren jungen, elastischen Beinen lief sie schnell und nahm dem Maler entweichend die Richtung nach links. Vorn stand ein Fliedergebüsch, hinter welches sonst niemand gelaufen war. Katjuscha sah sich nach Nechljudow um und gab ihm ein Zeichen, sich dort zu vereinigen. Er verstand sie und lief hinter die Sträucher. Nun war aber hinter den Sträuchern ein kleiner, mit Nesseln überwucherter Graben, den er nicht kannte: er stolperte hinein und verbrannte sich die Hände in den vom Abendtau befeuchteten Nesseln. Schnell jedoch sprang er unter Lachen auf, machte sich zurecht und lief auf den freien Platz hinaus.

Katjuscha, deren Augen wie taufrische Johannisbeeren glänzten, lief ihm mit strahlendem

Lächeln entgegen. Sie kamen zusammen und faßten sich an den Händen.

„Sie haben sich wohl verbrannt", sagte sie und ordnete mit der freien Hand den sich auflösenden Zopf. Und schwer atmend blickte sie ihm lächelnd, von unten herauf gerade in die Augen.

„Ich wußte gar nicht, daß hier ein Graben ist", sagte er ebenfalls lächelnd, ohne ihre Hand loszulassen.

Sie rückte zu ihm heran, und ohne zu wissen, wie es geschah, näherte er sich ihrem Gesicht. Sie zog sich nicht zurück, er aber drückte ihre Hand fester und küßte sie auf den Mund.

„Nanu!" rief sie, und mit einer schnellen Bewegung ihre Hand freimachend lief sie von ihm weg.

Als sie an den Fliederstrauch kam, brach sie sich zwei Zweige von den weißen, schon abfallenden Fliederblüten. Sie peitschte sich mit den Blüten das erhitzte Gesicht, blickte sich nach Nechljudow um und ging, mit den Händen fuchtelnd, zu den Spielenden zurück.

Von dieser Zeit an veränderten sich die Beziehungen zwischen Nechljudow und Katjuscha und nahmen jenen besonderen Charakter an, wie sie ihn zwischen einem unschuldigen Jüngling und einem ebenso unschuldigen jungen Mädchen, die sich beide zueinander hingezogen fühlen, zu haben pflegen.

Sobald Katjuscha das Zimmer betrat oder

Nechljudow auch nur aus der Ferne ihre weiße Schürze ſah, wurde für ihn alles wie von der Sonne beleuchtet, alles wurde intereſſanter, heiterer, bedeutſamer, das ganze Leben wurde freudevoller. Dasſelbe empfand auch ſie. Aber nicht nur die Anweſenheit oder Nähe Katjuſchas übten auf Nechljudow dieſe Wirkung aus; von ebenſolcher Wirkung war für ihn das bloße Bewußtſein, daß Katjuſcha, und für ſie, daß Nechljudow exiſtierte. Erhielt Nechljudow einen unangenehmen Brief von der Mutter, oder ging es mit ſeiner Arbeit nicht recht vorwärts, oder wurde er von jenem grundloſen Trübſinn der Jugend befallen, — er brauchte blos daran zu denken, daß Katjuſcha exiſtierte und daß er ſie ſehen würde, und ſogleich hob ſich jede Verſtimmung.

Katjuſcha hatte im Hauſe viel zu thun, aber ſie verſtand es, mit allem ſchnell fertig zu werden und pflegte dann in den freien Augenblicken zu leſen. Nechljudow gab ihr Doſtojewskij und Turgenew, die er ſelbſt ſoeben erſt geleſen hatte. Am meiſten gefiel ihr „Das Stillleben“ von Turgenew. Geſpräche gab es zwiſchen ihnen nur gelegentlich, bei Begegnungen im Korridor, auf der Veranda, auf dem Hof und zuweilen im Zimmer des alten Stubenmädchens der Tanten, Matrjona Pawlownas, mit der Katjuſcha zuſammen lebte. Dorthin kam Nechljudow bisweilen zu einen Gläschen Thee. Und dieſe im Beiſein Matrjona Pawlownas ge-

führten Gespräche waren die angenehmsten. Waren sie allein, so wurde ihnen das Sprechen schon viel schwieriger. Sogleich begannen die Augen etwas ganz anderes und wichtigeres zu sagen, als der Mund; die Lippen zogen sich zusammen, es wurde den beiden unheimlich mit einander und sie trennten sich schleunigst.

Solche Beziehungen blieben zwischen Katjuscha und Nechljudow während der ganzen Zeit seines ersten Aufenthalts bestehen. Die Tanten bemerkten diese Beziehungen, erschracken und schrieben sogar darüber ins Ausland an Nechljudows Mutter, die Fürstin Jelena Iwanowna. Tante Marja Iwanowna fürchtete, daß Nechljudow mit Katjuscha ein Verhältnis eingehen könnte. Aber ihre Befürchtungen waren grundlos: Nechljudow liebte Katjuscha ohne es selbst zu wissen mit der Liebe der Unschuld, und diese Liebe schützte sowohl ihn als auch sie am besten vor einem Fehltritt. Es fehlte ihm nicht nur jedes physische Verlangen nach ihrem Besitz, sondern der bloße Gedanke an die Möglichkeit solcher Beziehungen zu ihr erfaßte ihn mit Schaudern.

Viel begründeter waren dagegen die Befürchtungen der poetisch angehauchten Sofja Iwanowna, daß Nechljudow mit seinem ungebrochenen, entschlossenen Charakter, wenn er einmal ein Mädchen liebte, es auch ohne Rücksicht auf dessen Herkunft und Stellung heiraten könnte.

Wenn sich Nechljudow damals klar seiner Liebe

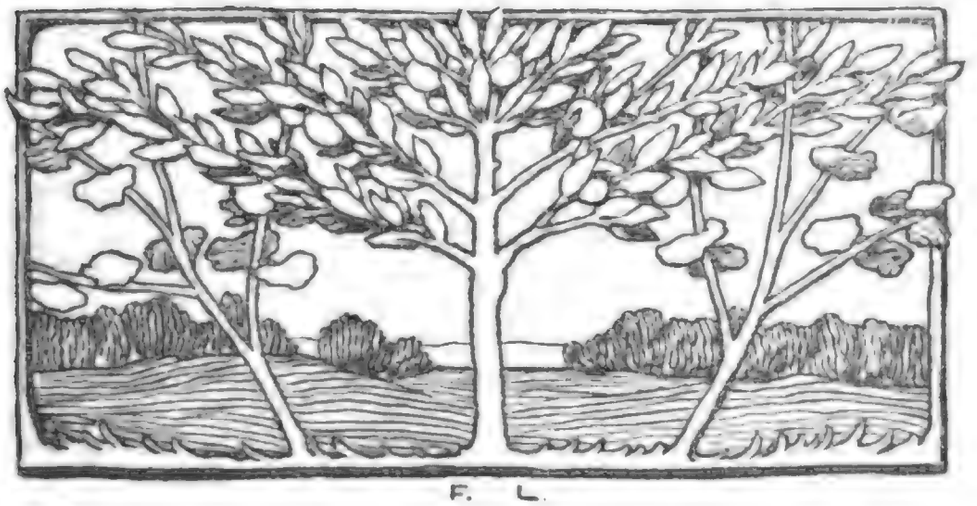
zu Katjuscha bewußt gewesen wäre und besonders wenn man ihn zu überzeugen gesucht hätte, daß er sein Schicksal mit dem dieses Mädchens nicht verbinden könne und dürfe, — dann hätte es leicht geschehen können, daß er mit seiner Geradlinigkeit zu der Entscheidung gekommen wäre, daß es keine Gründe dagegen gäbe, ein Mädchen zu heiraten, welches man liebe, wer sie auch sei. Aber die Tanten sagten ihm nichts von ihren Befürchtungen, und so fuhr er denn ab, ohne sich seiner Liebe zu Katjuscha bewußt geworden zu sein.

Er war überzeugt, daß seine Neigung zu Katjuscha nur eine der Bethätigungen jener damals sein ganzes Wesen erfüllenden Lebensfreudigkeit sei, an der auch das anmutige, heitere Mädchen teilnehme.

Als er aber abfuhr und Katjuscha, die mit den Tanten auf der Freitreppe stand, ihn mit ihren schwarzen, thränenerfüllten, etwas schielenden Augen begleitete, da fühlte er doch, daß er etwas Schönes und Teueres verlasse, was sich nie mehr wiederholen würde. Und es wurde ihm sehr traurig zu Mut.

„Leb wohl, Katjuscha, und hab Dank für alles", rief er, den Wagen besteigend, über die Haube Sofja Iwanownas hinweg.

„Leben Sie wohl, Dmitrij Iwanowitsch," sagte sie mit ihrer angenehmen, schmeichelnden Stimme. Sie hielt die Thränen, die ihr in die Augen traten, zurück und lief in den Hausflur, wo sie sich ungestört ausweinen konnte.



Von der Zeit an sahen sich Nechljudow und Katjuscha drei Jahre lang nicht wieder. Erst als er eben zum Offizier befördert auf dem Wege nach der aktiven Armee zu seinen Tanten einen Abstecher machte, traf er mit Katjuscha wieder zusammen. Jetzt aber war er bereits ein ganz anderer Mensch, wie damals vor drei Jahren, als er dort den Sommer verbrachte.

Damals war er ein ehrlicher, selbstloser Jüngling gewesen, bereit, sich für jede gute Sache aufzuopfern. Jetzt war er ein entarteter, verfeinerter Egoist, der nur seinen Genuß liebte. Damals erschien ihm die Welt Gottes als ein Geheimnis, das er entzückt und freudig zu enträtseln suchte; jetzt war ihm alles in dieser Welt klar und einfach, und bedingt durch die Lebensverhältnisse, in denen er sich befand. Damals war ihm der Verkehr mit der Natur und den Menschen, die vor ihm gelebt, gedacht und gefühlt hatten, mit Philo-

ſophen und Dichtern, notwendig und wichtig; jetzt waren es für ihn die menſchlichen Einrichtungen und der Verkehr mit den Kameraden. Damals erſchien ihm das Weib geheimnisvoll und reizend, ein Weſen, deſſen Zauber eben in jenem Geheimnis beſtand; jetzt war die Bedeutung des Weibes, eines jeden Weibes außer den eigenen Familienangehörigen und den Frauen der Freunde, eine ſehr beſtimmte: das Weib war eines der beſten Mittel für einen ihm ſchon bekannten Genuß. Damals brauchte er kein Geld und konnte mit weniger als dem dritten Teile deſſen, was er von der Mutter erhielt, auskommen, ſogar auf das Gut des Vaters verzichten und es den Bauern ſchenken; jetzt genügten ihm die tauſend fünfhundert Rubel nicht mehr, die ihm die Mutter monatlich gab, und er hatte mit ihr bereits peinliche Geldgeſpräche. Damals hielt er für ſein wirkliches Ich ſein geiſtiges Weſen; jetzt hielt er ſein geſundes, rüſtiges, animaliſches Ich dafür.

Und dieſe ganze furchtbare Veränderung hatte ſich in ihm nur dadurch vollzogen, daß er aufgehört hatte, ſich ſelbſt zu glauben und anderen zu glauben begann. Er hatte aber daher aufgehört, ſich ſelbſt zu glauben und anderen zu glauben begonnen, weil es zu ſchwer war zu leben, wenn man ſich ſelbſt glaubte. Wenn man ſich ſelbſt glaubte, mußte man jede Frage nicht zu Gunſten, ſondern faſt immer zu Ungunſten ſeines

tierischen, nach leichten Freuden lechzenden Ichs entscheiden. Glaubte man aber anderen, so brauchte man nichts mehr zu entscheiden, alles war schon entschieden und entschieden immer zu Ungunsten des geistigen und zu Gunsten des animalischen Ichs. Und nicht genug, — glaubte er sich selbst, so setzte er sich immer der Verurteilung von seiten der anderen Leute aus; glaubte er aber anderen, so hatte er den Beifall seiner Umgebung.

Wenn z. B. Nechljudow über Gott, über die Wahrheit, über Reichtum und Armut dachte, las oder sprach, so hielt seine ganze Umgebung dieses für deplaciert und beinahe lächerlich, und die Mutter und die Tante nannten ihn mit gutmütiger Ironie: notre cher philosophe. Wenn er aber Romane las, laxe Anekdoten erzählte, lustige Vaudevilles im französischen Theater besuchte und sie dann lustig wiedererzählte, so lobten und ermunterten ihn alle. Als er es für nötig hielt, seine Bedürfnisse einzuschränken, einen alten Mantel trug und keinen Wein trank, so hielten das alle für ein Sonderlingstreiben und renommistische Originalität. Wenn er aber für die Jagd oder zur Einrichtung eines außergewöhnlich luxuriösen Kabinetts viel Geld ausgab, so lobten alle seinen Geschmack und schenkten ihm noch kostbare Sachen dazu. Als er noch keusch war und es auch bis zur Ehe bleiben wollte, so fürchteten seine Verwandten für seine Gesundheit und sogar seine Mutter war durchaus

nicht betrübt sondern eher erfreut, als sie erfuhr, daß er ein ganzer Mann geworden war und seinem Kameraden irgend eine französische Dame abspenstig gemacht hatte. An die Geschichte mit Katjuscha, daran, daß ihm der Gedanke hätte kommen können sie zu heiraten, konnte die Fürstin-Mutter nicht ohne Entsetzen denken.

Als Nechljudow nach Erreichung der Volljährigkeit jenes kleine Gut, das er vom Vater geerbt hatte, den Bauern schenkte, weil er den Grundbesitz für etwas Unrechtmäßiges hielt, — da versetzte diese Handlungsweise seine Mutter und seine Verwandten in Schrecken und blieb ein ständiges Ziel für alle möglichen Neckereien und Vorwürfe von Seiten der Verwandten. Man erzählte ihm unaufhörlich davon, daß die Bauern, nachdem sie das Land erhalten, nicht nur nicht wohlhabender geworden waren, sondern anfingen zu verarmen, im Dorf drei Schenken errichteten und ganz und gar aufhörten zu arbeiten. Als aber Nechljudow, nachdem er in die Garde eingetreten war, mit seinen hochgestellten Kameraden soviel verlebte und verspielte, daß Jelena Iwanowna ihr Kapital angreifen mußte, war sie darüber kaum betrübt, sondern meinte, daß das natürlich und daß es sogar gut sei, wenn diese Art Impfung in der Jugend und in guter Gesellschaft vorgenommen würde.

Anfangs kämpfte Nechljudow, aber der Kampf

war zu ſchwer, denn alles das, was er nach ſeinem eigenen Gewiſſen für gut hielt, hielten die anderen für ſchlecht, und umgekehrt, was er ſeinem Gewiſſen nach für ſchlecht hielt, hielt ſeine ganze Umgebung für gut. Und das Ende war, daß Nechljudow ſich ergab, aufhörte ſich ſelbſt zu glauben, und anderen zu glauben begann. Und in der erſten Zeit war dieſe Verleugnung ſeiner ſelbſt ihm unangenehm. Dieſes unangenehme Gefühl hielt aber nicht lange an, und ſehr bald empfand es Nechljudow, der um dieſelbe Zeit zu rauchen und Wein zu trinken anfing, gar nicht mehr, ſondern fühlte ſogar eine große Erleichterung.

Und Nechljudow gab ſich mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur dieſer neuen, von ſeiner ganzen Umgebung gebilligten Lebensweiſe hin, und erſtickte die innere Stimme, die nach etwas anderem verlangte. Das begann mit der Überſiedelung nach St. Petersburg und erreichte ſeine Vollendung mit dem Eintritt in den Militärdienſt.

Der Militärdienſt demoraliſiert überhaupt die Menſchen. Er veranlaßt ſie zum Müßiggang, das heißt zum Aufgeben jeder vernünftigen und nützlichen Thätigkeit. Er entbindet ſie von den allgemeinen menſchlichen Pflichten und ſtellt als Erſatz dafür nur die konventionelle Ehre des Regiments, der Uniform und der Fahne hin, nur die unbeſchränkte Gewalt über andere Menſchen oder ſklaviſche Unterwürfigkeit vor den Vorgeſetzten.

Wenn aber zu dieſer demoraliſierenden Wirkung des Militärdienſtes überhaupt, mit ſeiner Ehre der Uniform und der Fahne, mit ſeiner Billigung von Gewaltthätigkeit und Totſchlag, wenn ſich dazu noch die verderbliche Wirkung des Reichtums und des nahen Verkehrs mit der kaiſerlichen Familie geſellen, wie das inmitten der Elite-Regimenter der Garde, in welchen nur reiche und vornehme Offiziere dienen, zu geſchehen pflegt, dann führt dieſe Verderbnis bei den Leuten, die ihr verfallen, einen vollſtändigen Egoismus-Irrſinn herbei. Und in einem ſolchen Zuſtand des Egoismus-Irrſinns befand ſich Nechljudow, ſeitdem er in den Militärdienſt eingetreten war und den Lebenswandel begonnen hatte, den ſeine Kameraden führten.

Man kannte keine andere Arbeit, als in einer vorzüglich ſitzenden Uniform, in Helm und Waffen, — alles das nicht ſelbſt, ſondern von anderen Leuten gefertigt, geputzt und dargereicht —, auf einem ſchönen, ebenfalls von anderen Leuten gepflegten und zugerittenen Pferde zum Exerzieren oder zur Parade zu reiten, dort mit ſeinesgleichen zu galoppieren, die Säbel zu ſchwingen, zu ſchießen und in dieſem allen auch andere Menſchen zu unterrichten. Eine andere Beſchäftigung gab es nicht, und die höchſtgeſtellten Perſönlichkeiten, jung und alt, der Zar und ſeine Vertrauten billigten nicht nur dieſe Beſchäftigung, ſondern ermunterten zu derſelben noch durch Lob und Dankſagung.

Außerdem hielt man es für gut und wichtig, in den Offizierkasinos und in den teuersten Restaurants Zusammenkünfte zu veranstalten, wo man das aus unsichtbaren Quellen fließende Geld verasß und vertrank, worauf Theater, Bälle und Frauen folgten, und dann wieder das Reiten, Säbelschwingen, und wieder Geldverschleudern, und Wein und Karten und Frauen.

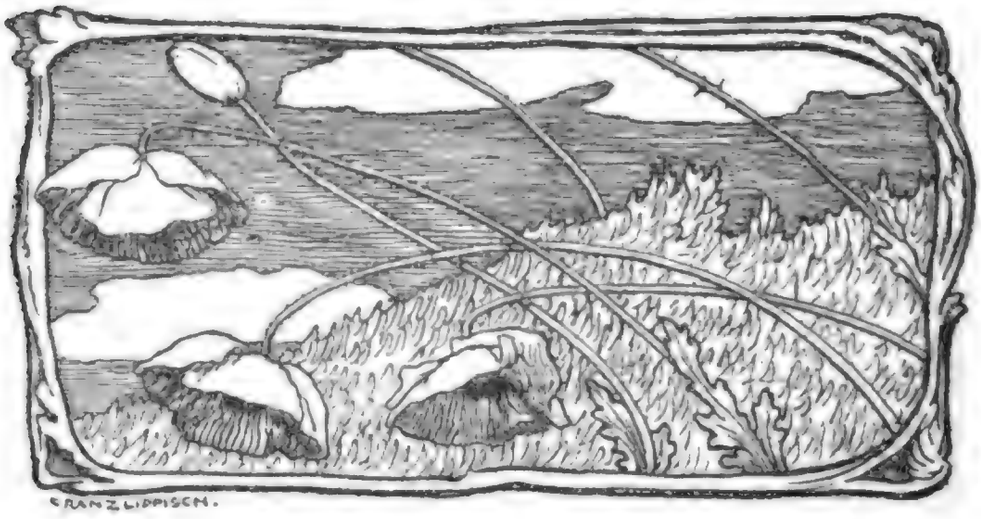
Ein solches Leben wirkt auf das Militär ganz besonders verderblich, weil ein Nichtmilitär, wenn er dieses Leben führt, nicht umhin kann, sich in der Tiefe seiner Seele dessen zu schämen. Die Militärs aber glauben, daß es so sein müsse, prahlen damit und sind stolz darauf, besonders in Kriegszeiten, wie es auch mit Nechljudow, der nach der Kriegserklärung an die Türkei in den Militärdienst eintrat, der Fall war.

„Wir sind bereit, unser Leben im Kriege zu opfern, und daher ist eine solche sorglose, lustige Lebensweise nicht nur verzeihlich, sondern auch für uns notwendig. So leben wir denn drauf los."

So dachte Nechljudow, wenn auch nicht ganz klar, in dieser Periode seines Lebens.

Nechljudow feierte in dieser Periode den Triumph der Befreiung von allen sittlichen Fesseln, mit denen er sich früher belastet hatte, und befand sich ohne Aufhören in einem chronischen Zustand des Egoismus-Irrsinns.

In so einem Zustand befand er sich auch, als er nach Verlauf dreier Jahre bei den Tanten wieder einkehrte.



Nechljudow besuchte die Tanten, weil ihr Gut auf dem Wege zu seinem bereits vorausgegangenen Regiment lag, und weil sie ihn sehr darum gebeten hatten; hauptsächlich aber um Katjuscha wiederzusehen. Vielleicht befand sich schon in der Tiefe seiner Seele jene schlimme Absicht in Bezug auf Katjuscha, die ihm der jetzt entfesselte animalische Mensch einflüsterte. Jedoch kam ihm diese Absicht nicht zum Bewußtsein. Er wollte nur einfach den Ort, wo es ihm so wohl gewesen war, und die komischen aber lieben und gutmütigen Tanten, die ihn stets unmerklich für ihn selbst mit der Atmosphäre der Liebe und Bewunderung umgeben hatten, wieder aufsuchen. Auch die liebe Katjuscha, an die ihn so angenehme Erinnerungen fesselten, wollte er wiedersehen.

Er kam bei den Tanten Ende März an, am Charfreitag, bei schlechtestem Wege, unter strömendem Regen, durchnäßt und erfroren, aber rüstig und angeregt, wie er sich zu der Zeit immer fühlte. „Ob sie noch da ist?“ dachte er, als er in den bekannten, von einer Ziegelmauer umgebenen altertümlichen Gutshof, an den vom Dach herabgerutschten Schneehaufen vorbei einfuhr. Er hatte erwartet, daß sie auf das Geklingel seiner Schellen herauslaufen würde. Aber auf der Leutetreppe standen nur zwei barfüßige, aufgeschürzte Weiber mit Eimern, die offenbar Dielen scheuerten. Auch auf der Paradetreppe war sie nicht zu sehen; nur der Diener Tichon kam heraus, mit einer vorgebundenen Schürze, augenscheinlich ebenfalls mit dem Aufräumen beschäftigt. Im Vorzimmer erschien Sofja Iwanowna im seidenen Kleide und Haube.

„Das ist nett, daß du gekommen bist!“ sagte Sofja Iwanowna, und küßte ihn; „Maschenjka ist nicht ganz wohl, in der Kirche etwas müde geworden. Wir haben das heilige Abendmahl genommen.“

„Ich gratuliere, Tante Sonja“, sagte Nechljudow, Sofja Iwanownas Hände küssend, „verzeihen Sie, ich habe Sie naß gemacht.“

„Geh' auf dein Zimmer. Du bist ganz naß. Und einen Schnurrbart hast du schon. Katjuscha! Katjuscha! Schnell für ihn Kaffee.“

„Gleich!“ antwortete aus dem Korridor eine bekannte, liebliche Stimme. Und Nechljudows

Herz krampfte sich freudig zusammen: „Hier!“ Es war ihm, als guckte die Sonne hinter den Wolken hervor und fröhlich begab er sich mit Tichon in sein altes Zimmer, um sich umzukleiden.

Nechljudow wollte Tichon in Betreff Katjuschas ausfragen: — Was sie mache? Wie es ihr gehe? Ob sie sich nicht verheirate? Aber Tichon war so ehrerbietig und zugleich streng, bestand so fest darauf, daß er ihm selbst das Wasser aus der Kanne auf die Hände gießen müsse, daß sich Nechljudow nicht entschließen konnte, ihn nach Katjuscha zu fragen, sondern sich nur nach seinen Enkeln, nach dem alten Hengst und nach dem Hofhund Polkan erkundigte. Alle waren gesund und am Leben, nur Polkan war im vorigen Jahr an der Tollwut verendet.

Als er alles Nasse abgeworfen hatte und sich eben auszuziehen begann, hörte er schnelle Schritte und an die Thür wurde geklopft. Nechljudow erkannte die Schritte und das Klopfen. So pflegte nur sie zu gehen und zu klopfen.

Er warf sich den nassen Mantel um und trat an die Thür. — „Herein!“

Es war sie, Katjuscha. Immer dieselbe, nur noch reizender als früher. Die lächelnden, naiven, unmerklich schielenden Augen schauten wie früher, von unten herauf. Wie früher trug sie eine saubere weiße Schürze. Sie brachte von den Tanten ein eben aus der Papierhülle genommenes Stück duftender Seife und zwei Handtücher: ein

großes russisches und ein zottiges. Die noch unberührte Seife mit den aufgedruckten Buchstaben, die Handtücher und sie selbst — alles war gleich sauber, frisch, unberührt und angenehm. Ihre lieblichen, festen, roten Lippen kräuselten sich bei seinem Anblick wie früher in überquellender Freude.

„Willkommen, Dmitrij Iwanowitsch!" brachte sie mit Mühe hervor und errötete.

„Guten Tag! Wie geht es Dir . . . Wie geht es Ihnen?" er wußte nicht, ob er zu ihr Du oder Sie sagen sollte, und wurde ebenfalls rot.

„Gott sei Dank . . . Hier schicken Ihnen die Tanten Ihre Lieblings= die Rosenseife", sagte sie, die Seife auf den Tisch legend, und hing die Handtücher über die Stuhllehne.

„Wir haben unsere eigene Seife", sagte Tichon, der die Selbständigkeit des Gastes wahren wollte, und wies stolz auf das silberfunkelnde Necessaire Nechljudows, in welchem sich eine Unzahl Flacons, Bürsten, Vixatoirs, Parfums und aller erdenklichen Toilettengegenstände befand.

„Sagen Sie der Tante, daß ich danke. — Wie froh ich bin, wieder hier zu sein", sagte Nechljudow. Und er fühlte, wie es ihm auf dem Herzen ebenso hell und heiter wurde, wie in früheren Zeiten.

Sie lächelte auf seine Worte und ging hinaus.

Die Tanten, die Nechljudow immer lieb gehabt hatten, empfingen ihn noch freundlicher als gewöhnlich. Dmitrij fuhr auf den Kriegsschauplatz, wo er

verwundet, getötet werden konnte. Das rührte die Tanten.

Nechljudow hatte seine Reise so eingerichtet, daß er nur vierundzwanzig Stunden bleiben sollte. Aber nachdem er Katjuscha gesehen, entschloß er sich, das Osterfest, das in zwei Tagen war, bei den Tanten zu feiern und telegraphierte seinem Freunde und Kameraden Schönbock, mit dem er in Odessa zusammentreffen sollte, daß auch er kommen möge.

Vom ersten Tage an, sobald er Katjuscha gesehen hatte, erwachten in ihm die alten Gefühle für sie. Ebenso wie früher konnte er ihre weiße Schürze nicht ohne Erregung sehen, nicht ohne Jubel ihre Stimme, ihr Lachen, ihren Gang hören, nicht ohne Rührung ihr in die wie nasse Beeren glänzenden schwarzen Augen sehen, — besonders wenn sie lächelte. Am meisten aber verwirrte ihn ihr Erröten, das sich bei jeder Begegnung einstellte. Er fühlte, daß er verliebt war, aber nicht so wie damals, als diese Liebe für ihn ein Geheimnis war, welches er sich selbst nicht gestehen wollte, nicht wie damals, als er noch glaubte, daß man nur ein Mal lieben könne. Jetzt war er mit vollem Bewußtsein verliebt und freute sich dessen. Und obwohl er es sich nicht gestehen wollte, so fühlte er doch, worin diese Liebe bestand und wozu sie führen konnte.

In Nechljudow waren, wie in allen Leuten, zwei Menschen. Der eine, geistige, strebte nur

nach dem Heil, das auch anderen zum Heile gereicht; und der andere, der animalische Mensch, nur nach dem eigenen Heil, bereit, diesem das Wohl der ganzen Menschheit zum Opfer zu bringen. In dieser Periode des Egoismus-Irrsinns, der durch das Petersburger Militärleben hervorgerufen war, dominierte in ihm der animalische Mensch, während der geistige Mensch fast erdrückt war. Aber als er Katjuscha wiedersah und von neuem das zu fühlen begann, was er ihr gegenüber früher empfunden hatte, da erhob der geistige Mensch das Haupt und begann sein Recht zu fordern. Und ohne Unterlaß ging während dieser zwei Tage vor Ostern in Nechljudow ein unbewußter innerer Kampf vor sich.

In der Tiefe seiner Seele wußte er, daß er jetzt fahren müßte und keinen Grund hatte, bei den Tanten länger zu bleiben. Er wußte, daß dabei nichts Gutes herauskommen konnte. Es war ihm aber so heiter und angenehm zu Mute, daß er sich das alles nicht sagte, sondern dablieb.

Am Sonnabend Abend vor dem Heiligen Osterfeste kam der Priester mit dem Diakon und dem Vorsänger, um die Frühmesse zu lesen. Der Weg von der drei Werst entfernten Kirche, erzählte er, sei so schlecht gewesen, daß man mit dem Schlitten durch die Pfützen kaum durchgekommen sei.

Nechljudow hörte mit den Tanten und dem Gesinde die Frühmesse, während er unaufhörlich nach Katjuscha hinsah, die in der Thür stand und

das Rauchfaß beſorgte. Dann küßte er der Sitte gemäß drei Mal den Prieſter und die Tanten, und wollte ſich ſchon zu Bette legen, als er auf dem Korridor die Vorbereitungen des alten Stubenmädchens vernahm, das mit Katjuſcha in die Kirche wollte, um dort die Oſterbrote und Paſchakuchen weihen zu laſſen. ‚Ich will auch hin‘, dachte er.

Da man zur Kirche weder mit dem Schlitten noch mit dem Wagen konnte, ſo befahl Nechljudow, der bei den Tanten wie zu Hauſe war, den alten Hengſt zu ſatteln und zog, ſtatt zu Bette zu gehen, ſeine glänzende Uniform mit den enganliegenden Reithoſen an. Dann warf er ſich den Mantel um und ritt auf dem alten, fett und ſchwer gewordenen Hengſt in der Dunkelheit durch Pfützen und Schnee zur Kirche.

Fürs ganze Leben blieb ihm dieſe Frühmeſſe eine der hellſten und greifbarſten Erinnerungen.

Als er in der ſchwarzen, nur ſtellenweiſe durch den weißen Schnee erhellten Finſternis, auf dem

mit den Ohren spinnenden Hengst in den illuminierten Kirchenhof einritt, hatte der Gottesdienst schon begonnen.

Die Bauern brachten ihn, als sie in ihm den Neffen Marja Iwanowas erkannten, zu einer trockenen Stelle, wo er absteigen konnte, und geleiteten ihn zur Kirche, die von einer festlichen Menge erfüllt war.

Auf der rechten Seite standen die Bauern: die Alten in hausgewebten Kaftans, Bastschuhen und sauberen weißen Fußlappen, die Jungen in neuen Tuchkaftans, mit grellfarbigen Gürteln und in Stiefeln. Links standen die Frauen in roten Seidentüchern, sammtenen Jacken mit grellroten Ärmeln, in blauen, grünen, roten, bunten Röcken und in eisenbeschlagenen Schuhen.

Hinter ihnen standen bescheidene alte Mütterchen mit weißen Kopftüchern, altertümlichen Jacken und Röcken, zum Teil in Bastschuhen. Den Platz zwischen diesen beiden Gruppen nahmen aufgeputzte Kinder mit von Öl glänzenden Köpfen ein. Die Bauern bekreuzten und verneigten sich, das Haar aus der Stirne schüttelnd. Die Frauen, besonders die alten, die ihre verblichenen Augen unverwandt auf ein von Kerzen hell beleuchtetes Heiligenbild gerichtet hielten, drückten die zusammengelegten Finger fest an das Kopftuch, dann an die Schultern und an den Bauch, beugten flüsternd den Oberkörper vorn über oder ließen sich auf die Kniee nieder.

Die Kinder, die den Erwachsenen nachahmten, beteten eifrig, wenn man sie ansah. Die goldene Ikonostaswand, die das Allerheiligste vom Tempel trennte, erstrahlte im Lichterglanz, der von den kleinen Wachskerzen ausging, die je eine goldbandumwundene umgaben. Der Kronleuchter war mit Kerzen besetzt, von den Seitenchören ertönten die heitersten Weisen der freiwilligen Sänger, brüllende Bässe und feine, hohe Knabenstimmen.

Nechljudow ging nach vorne durch. In der Mitte stand die Aristokratie: ein Gutsbesitzer mit seiner Frau und einem Knaben im Matrosenkostüm, der Landpolizeimeister, ein Telegraphenbeamter, ein Kaufmann in steifen Stülpstiefeln, der Dorfälteste mit einer Medaille. Rechts vom Aufgang zur Königspforte, hinter der Gutsbesitzersfrau, stand Matrjona Pawlowna im schillernden lila Kleide mit weißem Shawl, und Katjuscha in einem weißen, am Busen gefälteten Kleidchen mit einem hellblauen Gürtel und einer roten Schleife im schwarzen Haar.

Alles war festlich, feierlich, heiter und schön; die Priester in Gewändern von Silberbrokat mit gestickten goldenen Kreuzen, der Diakon und die Vorsänger in festlichen gold- und silbergestickten Chorröcken, die aufgeputzten freiwilligen Sänger mit reichgeöltem Haupthaar, die heiteren Tanzweisen der Festgesänge, die immer wiederkehrende Segnung des Volkes durch die Geistlichen mit den blumenumwundenen dreiarmigen Leuchtern und der immer

von neuem erschallende Ruf: „Christ ist erstanden!“ „Christ ist erstanden!“ Alles das war schön, aber am schönsten war Katjuscha, im weißen Kleidchen mit dem hellblauen Gürtel und der roten Schleife im schwarzen Haar und den vor Entzücken glänzenden Augen.

Nechljudow fühlte ohne sich umzublicken, daß sie ihn sah. Er hatte es bemerkt, als er nahe an ihr vorbei zum Altar gegangen war. Er hatte ihr nichts zu sagen, aber er ersann sich etwas und sagte im Vorbeigehen:

„Tante sagte, daß sie das Ostermahl nach der Spätmesse einnehmen will . . .“

Das junge Blut übergoß wie immer bei seinem Anblick ihr ganzes liebes Gesicht und ihre schwarzen, lachenden Augen schauten naiv zu ihm auf.

„Ich weiß . . .“ antwortete sie lächelnd.

In diesem Augenblick drängte sich gerade der Vorsänger mit einer kupfernen Kaffeekanne durch das Volk und streifte Katjuscha, als er ohne sie anzusehen an ihr vorbeiging, mit dem Saume seines Chorrockes. Der Vorsänger hatte Katjuscha offenbar darum gestreift, weil er aus Ehrerbietung Nechljudow umgehen wollte. Aber Nechljudow erschien es unbegreiflich, wie dieser Vorsänger es nicht wissen konnte, daß ja alles das, was hier und überhaupt auf der ganzen Welt existierte, nur Katjuschas wegen da war, und das man alles in der Welt eher vernachlässigen könnte, als sie, die doch

der Mittelpunkt von allem war. Für sie erglänzte das Gold am Ikonostas, für sie erstrahlten alle die Kerzen, ihr allein galten die fröhlichen Weisen: „Die Ostern des Herrn, freuet euch, ihr Menschen!“

Alles Gute, was in der Welt war, war ihretwegen da. Und Katjuscha selbst begriff, wie ihm schien, daß alles nur um ihretwillen da war. So schien es Nechljudow, wenn er seine Blicke über ihre zarte Figur im weißen gefältelten Kleidchen und über ihr freudig-aufmerksames Gesicht gleiten ließ. An dem Ausdrucke dieses Gesichts sah er, daß dasselbe, was in seiner Seele sang, auch ihre Seele ertönen machte.

Zwischen der Früh- und Spätmesse ging Nechljudow aus der Kirche. Das Volk trat vor ihm auseinander und grüßte. Die einen erkannten ihn, die anderen fragten: „Wer ist das?“ In der Vorhalle blieb er stehen. Die Bettler umringten ihn; er verteilte das Kleingeld, das er in der Börse hatte und stieg die Stufen der Treppe hinunter.

Es war bereits so hell geworden, daß man sehen konnte, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen. Das Volk ließ sich auf den Gräbern um die Kirche herum nieder. Katjuscha war noch in der Kirche, und Nechljudow blieb stehen, um sie zu erwarten.

Die Leute strömten noch immer aus der Kirche. Mit den schweren Stiefeln traten sie geräuschvoll auf die Fliesen, stiegen die Treppe hinunter und zerstreuten sich auf dem Kirchhofe.

Ein hochbetagter Greis mit zitterndem Kopfe, der Konditor Marja Iwanownas, hielt Nechljudow an und küßte ihn, während seine Frau, eine Alte mit runzeligem Halse unter dem seidenen Kopftuche, ein gelbes, mit Safran gefärbtes Ei hervorholte und es Nechljudow überreichte. Auch ein junger muskulöser Bauer im neuen Rock mit grünem Gürtel trat lächelnd heran.

„Christ ist erstanden!" sagte er mit lachenden Augen, und küßte Nechljudow, ihn mit seinem krausen Bärtchen kitzelnd, dreimal mit den festen, frischen Lippen mitten auf den Mund.

Während Nechljudow sich mit dem jungen Manne, von dem ein besonderer, angenehmer Bauernduft ausströmte, küßte und von ihm ein dunkelbraunes Ei in Empfang nahm, zeigte sich das schillernde Kleid Matrjona Pawlownas und das liebe schwarze Köpfchen mit der roten Schleife.

Sie hatte ihn sofort über die Köpfe der Menge hinweg erblickt und er sah, wie ihr Antlitz erstrahlte.

Sie trat mit Matrjona Pawlowna auf die Treppe heraus und blieb stehen, um den Bettlern ein Almosen zu reichen. Ein Bettler mit einem roten verheilten Schorf anstatt der Nase trat an sie heran. Katjuscha holte irgend etwas aus ihrem Tuch hervor, reichte es ihm hin und näherte sich ihm, um ihn ohne jeden Abscheu, mit denselben strahlenden Augen dreimal zu küssen. Und während sie sich mit dem Bettler küßte, begegneten ihre

Augen dem Blicke Nechljudows. Es war, als fragte sie ihn: „Ist's so gut? thu ich recht so?"

„Ja, ja, Geliebte, es ist alles gut, alles schön, und ich liebe dich!"

Sie kamen die Treppe herab und er ging auf sie zu. Er wollte sich nicht mit ihr küssen, nur näher wollte er ihr sein.

„Christ ist erstanden!" sagte Matrjona Pawlowna lächelnd, in einem Tone, der sagen sollte, daß heute alle gleich seien. Und ihr Tuch zu einem Knäuel zusammenballend, wischte sie sich den Mund und bot ihm ihre Lippen.

„Wahrlich!" antwortete Nechljudow und küßte sie. Er sah sich nach Katjuscha um. Sie errötete und ging sogleich auf ihn zu.

„Christ ist erstanden, Dmitrij Iwanowitsch!"

„Wahrlich erstanden", sagte er. Sie küßten einander zweimal und hielten dann inne, als überlegten sie, ob es noch einmal nötig sei. Und als hätten sie sich für die Bejahung dieser Frage entschieden, küßten sie sich zum dritten Mal und lächelten beide.

„Geh'n Sie nicht zum Geistlichen?" fragte Nechljudow.

„Nein, Dmitrij Iwanowitsch, wir bleiben hier etwas sitzen", antwortete Katjuscha. Dabei holte sie mit voller Brust schwer Atem, als hätte sie eben eine freudige Arbeit vollbracht, und sah ihm

mit ihren unterwürfigen, jungfräulichen, liebenden, kaum ſchielenden Augen ins Geſicht.

In der Liebe zwiſchen Mann und Frau giebt es immer einen Augenblick, wo dieſe Liebe ihren Zenith erreicht, wo ſie noch nichts Zielbewußtes, nichts Verſtandesmäßiges, nichts Sinnliches an ſich hat. Einen ſolchen Augenblick bedeutete für Nechljudow dieſe heilige Oſternacht. Wenn Nechljudow jetzt an Katjuſcha dachte, ſo verdunkelte dieſer Augenblick alle anderen Lagen, in denen er ſie geſehen hatte. Das ſchwarze, glatte, glänzende Köpfchen, das weiße gefältelte Kleid, das ihre ſchlanke Geſtalt und den zarten Buſen umſpannte, das Rot der Wangen, die zärtlichen ſtrahlend-ſchwarzen Augen, und jene beiden markanteſten Züge ihres ganzen Weſens: die reine, jungfräuliche Liebe nicht nur zu ihm, nein, zu allen und zu allem, und nicht nur zu allem Guten, was es in der Welt gab, ſondern auch zu dem Bettler, den ſie geküßt hatte.

Er wußte, daß in ihr dieſe Liebe war, weil er dieſelbe in ſich ſelbſt in jener Nacht und an jenem Morgen empfunden hatte, und daß er in dieſer Liebe mit ihr in Eins zuſammenfloß.

O, wenn es doch bei dem Gefühl dieſer Nacht geblieben wäre! „Ja, jene ganze ſchreckliche That geſchah erſt nach dieſer heiligen Oſternacht!“ dachte er jetzt, als er am Fenſter im Zimmer der Geſchworenen ſaß.

Nach ſeiner Rückkehr aus der Kirche nahm Nechljudow mit den Tanten das nächtliche Oſtermahl ein. Um ſich zu ſtärken, trank er nach der im Regiment angenommenen Gewohnheit einige Schnäpſe und Wein und ging dann auf ſein Zimmer, wo er ſogleich unausgekleidet einſchlief. Er erwachte erſt, als an ſeine Thür geklopft wurde. Er erkannte am Klopfen, daß ſie es war, rieb ſich die Augen und erhob ſich, den müden Körper ſtreckend.

„Biſt du es, Katjuſcha? Tritt ein“, ſagte er aufſtehend.

Sie öffnete ein wenig die Thür.

„Man ruft Sie zum Eſſen“, ſagte ſie.

Sie war im ſelben weißen Kleide, aber ohne die Schleife im Haar. Als ſie ihm in die Augen ſah, erſtrahlte ſie, als hätte ſie ihm etwas ungewöhnlich Freudiges mitgeteilt.

„Ich komme gleich“, ſagte er und nahm den Kamm, um ſich das Haar zu ordnen.

Sie blieb einen Augenblick länger als nötig stehen. Er bemerkte es, warf den Kamm beiseite und ging auf sie zu. Aber in demselben Moment drehte sie sich schnell um und schritt mit ihrem leichten behenden Gang über den Korridor den Dielenläufer entlang.

„Ich Dummkopf, daß ich sie nicht aufgehalten habe", sagte Nechljudow zu sich selbst.

Und er holte sie laufend im Korridor ein.

Was er von ihr wollte, wußte er selbst nicht. Aber er hatte die Empfindung, als sie zu ihm ins Zimmer getreten war, etwas thun zu müssen, was alle in solchen Fällen zu thun pflegten und was er unterlassen hatte.

„Katjuscha, wart' . . ." sagte er.

„Was ist?" fragte sie und blieb etwas stehen.

„Nichts, nur . . ."

Und er that sich einen Zwang an, als er in Gedanken daran, was alle Leute in solchen Fällen zu thun pflegen, Katjuscha um die Taille faßte.

Sie blieb stehen und sah ihm in die Augen.

„Nein, nein ... wozu, Dmitrij Iwanowitsch ..." stammelte sie bis zu Thränen errötend, und entfernte mit ihrer rauhen, starken Hand den sie umfassenden Arm.

Nechljudow ließ sie los und ward für einen Augenblick vom Gefühle nicht nur der Verlegenheit und Scham, sondern geradezu des Ekels vor sich selbst befallen. Er hätte sich selbst glauben sollen,

aber er begriff nicht, daß diese Verlegenheit und Scham gerade die besten Gefühle seines Herzens waren, die sich geltend machten. Er meinte im Gegenteil, daß es nur die Dummheit sei, die in ihm spräche und daß er handeln müsse, wie alle thun.

Und er holte sie nochmals ein, umarmte sie wieder und küßte sie auf den Hals. Dieser Kuß war bereits von ganz anderer Art, als jene zwei ersten: der eine unbewußte hinter dem Syringenstrauch und der andere heute früh in der Kirche. Dieser Kuß war beängstigend und sie fühlte es.

„Was thun Sie denn?“ rief sie mit einer Stimme, als hätte er etwas unendlich Kostbares unwiederbringlich zertrümmert, und lief im Trabe von ihm fort.

Er kam in das Speisezimmer. Die aufgeputzten Tanten, der Arzt und eine Nachbarin standen vor der „Sakuska“. Alles war so gewöhnlich, während in Nechljudows Seele ein Sturm tobte. Er verstand nicht, was man zu ihm sprach, antwortete falsch und dachte nur an Katjuscha. Die Empfindung jenes letzten Kusses, als er sie im Korridor einholte, war ihm fortwährend gegenwärtig. Er konnte an nichts anderes denken. Wenn sie in das Zimmer trat, empfand er ohne sie anzusehen mit seinem ganzen Wesen ihre Gegenwart und mußte sich Gewalt anthun, um nicht auf sie zu blicken.

Nach dem Mittag begab er sich sogleich auf sein

Zimmer und ging dort aufgeregt lange auf und ab. Er horchte auf jeden Ton im Hause und hoffte, ihre Schritte zu vernehmen. Jener animalische Mensch, der in ihm wohnte, erhob jetzt nicht nur sein Haupt, sondern trat den geistigen Menschen, der er während seines ersten Aufenthaltes und sogar noch heute früh in der Kirche war, einfach mit Füßen. Dieser fürchterliche animalische Mensch herrschte jetzt allein in seiner Seele.

Obgleich Nechljudow nicht aufhörte, Katjuscha aufzulauern, so gelang es ihm dennoch während des ganzen Tages nicht, sie allein zu treffen. Wahrscheinlich mied sie ihn. Am Abend aber geschah es, daß sie in das Zimmer neben dem seinen gehen mußte. Der Arzt war zur Nacht dageblieben und Katjuscha mußte dem Gast das Bett zurecht machen. Als Nechljudow ihre Schritte vernahm, schlich er ihr leise, den Atem anhaltend nach, als ginge er auf ein Verbrechen aus.

Sie hielt mit beiden in den frischen Überzug gesteckten Händen das Kissen an den Ecken, blickte sich nach ihm um und lächelte. Aber ihr Lächeln war nicht mehr heiter und fröhlich, wie früher, sondern trübe und erschrocken. Dieses Lächeln schien ihm sagen zu wollen, daß das, was er that, etwas Schlechtes sei. Er blieb einen Augenblick stehen. Die Möglichkeit eines Kampfes war noch vorhanden. Die Stimme der wahren Liebe, die ihm von ihr, von ihren Gefühlen, ihrem Leben sprach, war,

wenn auch nur schwach, immerhin noch hörbar. Schon aber sprach eine andere Stimme: paß auf, laß dir dein Vergnügen, dein Glück nicht entgehen. Und diese zweite Stimme übertönte die erste.

Entschlossen näherte sich Nechljudow Katjuscha. Und ein furchtbares, überwältigendes, tierisches Gefühl bemächtigte sich seiner.

Ohne sie aus seinen Armen zu lassen, setzte er sie auf das Bett, und da er fühlte, daß er noch etwas machen müsse, so setzte er sich neben sie hin.

„Dmitrij Iwanowitsch, Lieber, bitte lassen Sie mich", sprach sie mit kläglicher Stimme. „Matrjona Pawlowna kommt!" rief sie sich freimachend aus. Und wirklich näherte sich jemand der Thür.

„So komm ich in der Nacht zu Dir . . . Du bist doch allein? . . ." sagte Nechljudow.

„Was denken Sie? Auf keinen Fall! Nein, nein . . ." sprach sie, aber nur mit den Lippen, denn ihr ganzes aufgeregtes, erschüttertes Wesen sagte etwas anderes.

Matrjona Pawlowna näherte sich in der That der Thür. Sie trat mit einer Decke in der Hand ins Zimmer und verwies Katjuscha ärgerlich, mit einem vorwurfsvollen Blick auf Nechljudow, daß sie nicht die richtige Decke genommen hätte.

Nechljudow ging schweigend hinaus. Er schämte sich nicht einmal. Zwar sah er am Gesicht Matrjona Pawlownas, daß sie sein Benehmen mißbilligte und fühlte, daß sein Vorhaben ein schlechtes und

ihre Mißbilligung eine berechtigte war. Aber das tierische Gefühl, das aus der früheren, reinen Liebe herausgewachsen war, hatte sich seiner bereits völlig bemächtigt und erkannte neben sich nichts mehr an. Er wußte jetzt, was er zur Befriedigung dieses Gefühls zu thun hatte und suchte nur nach einer Gelegenheit dazu.

Den ganzen Abend war er außer sich, bald kam er zu den Tanten, bald ging er auf sein Zimmer oder auf den Flur und dachte nur daran, wie er sie allein treffen könnte. Aber sie mied ihn und Matrjona Pawlowna versuchte, sie nicht aus den Augen zu lassen.

So verging der ganze Tag und die Nacht brach herein. Der Arzt ging schlafen. Auch die Tanten legten sich zu Bette. Nechljudow wußte, daß Matrjona Pawlowna jetzt im Schlafzimmer der Tanten war und daß er Katjuscha im Mädchenzimmer allein treffen würde. Er ging wieder hinaus

auf die Treppe. Draußen war es dunkel, feucht und warm. Jener weißliche Nebel, der im Frühling den letzten Schnee zerrinnen macht oder selbst durch den schmelzenden letzten Schnee entsteht, erfüllte die ganze Luft. Vom Flusse her, der ungefähr hundert Schritt weit unterm Abhang am Hause vorbeifloß, vernahm man seltsame Töne: es war das berstende Eis.

Nechljudow stieg die Treppe hinunter und ging über Pfützen und übereisten Schnee zum Fenster des Mädchenzimmers. Das Herz klopfte ihm in der Brust so stark, daß er es hörte; der Atem stockte ihm bald, bald entrang er sich in einem schweren Seufzer. Im Mädchenzimmer brannte eine kleine Lampe und Katjuscha saß allein am Tisch und sah in Gedanken versunken vor sich hin. Nechljudow betrachtete sie lange, ohne sich zu rühren; er wollte wissen, was sie wohl thun würde, während sie sich unbeobachtet glaubte. Etwa zwei Minuten blieb sie regungslos, dann erhob sie die Augen, lächelte und schüttelte wie im Selbstvorwurf den Kopf. Plötzlich änderte sie ihre Stellung, legte stürmisch beide Arme auf den Tisch und begann wieder vor sich hinzustarren.

Er stand da und betrachtete sie. Unwillkürlich hörte er zugleich das Pochen seines Herzens und die vom Fluß her kommenden Töne. Dort auf dem Fluß im Nebel ging eine rastlose langsame Arbeit vor sich, bald hörte man ein Schnaufen,

bald ein Krachen und Rieseln und das gläserne Klirren der dünnen Eisschollen.

Er blickte auf das verträumte, von innerer Arbeit gemarterte Gesicht Katjuschas und sie dauerte ihn; aber seltsamerweise verstärkte dieses Mitleid nur sein Begehren.

Er klopfte ans Fenster. Wie von einem elektrischen Schlage zuckte sie mit dem ganzen Körper zusammen und Entsetzen zeigte sich auf ihrem Antlitz. Dann sprang sie auf, trat an das Fenster heran nnd drückte das Gesicht an die Scheibe. Der Ausdruck des Entsetzens verließ ihr Gesicht auch dann nicht, als sie ihn erkannte, indem sie die beiden Handflächen wie Scheuklappen an die Augen hielt. Sie hatte ein ungewöhnlich ernstes Aussehen — so ernst war sie ihm noch nie vorgekommen. Sie lächelte nur, weil sie sein Lächeln gesehen, sie that es, als unterwürfe sie sich ihm, aber in ihrer Seele war kein Lächeln, da war nur Furcht. Er winkte ihr mit der Hand, hinauszukommen. Aber sie schüttelte den Kopf und blieb am Fenster stehen. Er näherte sein Gesicht noch einmal dem Fenster und wollte ihr sagen, daß sie kommen solle, aber in diesem Augenblick drehte sie sich nach der Thür um — offenbar hatte jemand nach ihr gerufen.

Nechljudow trat vom Fenster zurück. Der Nebel war so dicht, daß Nechljudow, als er kaum fünf Schritt gemacht hatte, das Fenster nicht mehr erblicken konnte, sondern nur eine schwarze Masse sah, aus

der die Flamme der Lampe rot und riesenhaft glühte. Vom Flusse her tönte dasselbe Schnaufen und Rieseln, das Klirren und Krachen des Eises. Nicht weit auf dem Hofe schrie aus dem Nebel heraus ein Hahn, in der Nähe antwortete ein anderer und weither aus dem Dorfe hörte man einander übertönende und in eins verschmelzende Hahnenrufe. Im übrigen war rings umher alles außer dem Flusse still. Die Hähne aber hatten bereits zum zweiten Male gekräht.

Nechljudow ging hinter der Hausecke ein paarmal hin und her, wobei er zuweilen in Pfützen geriet und kehrte wieder zum Fenster zurück. Die Lampe brannte noch immer und Katjuscha saß wieder wie unschlüssig am Tisch. Kaum hatte er sich dem Fenster genähert, als sie zu ihm hinblickte. Er klopfte ans Fenster. Und ohne hinzusehen, wer da klopfte, lief sie sogleich zum Mädchenzimmer hinaus. Nechljudow hörte, wie die Thür sich mit einem Schnalzen loslöste und dann knarrte. Er erwartete sie bereits auf der Treppe und empfing sie stumm. Sie drückte sich fest an ihn, erhob das Köpfchen und fing mit den Lippen seinen Kuß auf. Sie standen auf einer aufgetauten trockenen Stelle hinter der Ecke. Er war erfüllt von einem quälenden, unerfüllten Verlangen.

Plötzlich schnalzte und knarrte die Thür mit demselben Ton und die ärgerliche Stimme Matrjona Pawlownas ließ sich hören:

„Katjuſcha!“

Sie riß ſich von ihm los und lief ins Mädchenzimmer zurück. Nechljudow hörte wie der Riegel zuſchlug. Dann wurde alles ſtill, das rote Auge im Fenſter verſchwand, es blieb nur der Nebel und das Treiben auf dem Fluß.

Nechljudow trat ans Fenſter heran, aber es war niemand zu ſehen. Er klopfte, keine Antwort. Dann kehrte er von der Paradetreppe ins Haus zurück, aber legte ſich nicht zu Bett. Er zog die Stiefel aus und ging barfuß auf dem Korridor zu Katjuſchas Thür, deren Zimmer ſich neben dem Matrjona Pawlownas befand. Er hörte, wie Matrjona Pawlowna ruhig ſchnarchte und wollte eintreten, als ſie plötzlich zu huſten begann und ſich in dem knarrenden Bett umdrehte. Wie erſtarrt hielt er inne und blieb ſo etwa fünf Minuten ſtehen. Als wieder alles ſtill wurde und das ruhige Schnarchen von neuem ertönte, ging er weiter, indem er vorſichtig die nicht knarrenden Dielenbretter ausſuchte. Er ſtand vor Katjuſchas Thür, alles war ſtill. Sie ſchien nicht zu ſchlafen, wenigſtens konnte man ihren Atem nicht hören. Kaum aber hatte er ihre Namen flüſternd gerufen, als ſie ſchon aufgeſprungen war und ihn hinter der Thür, wie es ihm ſchien mit ärgerlicher Stimme, zu bereden ſuchte, wegzugehen.

„Was ſoll denn das ſein? Wie kann man nur? Die Tanten könnten es hören. . .“ — ſo

ſprach ihr Mund, während ihr ganzes Weſen ihm ſagte: „ich bin Dein, Dein!“

Und Nechljudow verſtand nur dieſes Letztere.

„Nur auf einen Augenblick ... öffne ... Ich bitte dich ...“ ſtammelte er leidenſchaftlich.

Sie regte ſich nicht. Dann hörte er das Geräuſch einer Hand, die den Thürhaken ſuchte. Der Haken klirrte und er drang durch die geöffnete Thür ein.

Er ergriff ſie, wie ſie war, hob ſie empor und trug ſie fort.

„Ach! Was thun Sie?“ flüſterte ſie.

Aber er beachtete ihre Worte nicht und trug ſie in ſein Zimmer.

„Ach nein ... Laſſen Sie mich“, ſprach ſie, während ſie ſich ſelbſt feſter an ihn ſchmiegte.

Als ſie zitternd und ſchweigend, ohne auf ſeine Worte zu antworten, ihn verlaſſen hatte, trat er auf die Treppe hinaus und blieb ſtehen.

Draußen war es heller. Unten auf dem Fluß hatte ſich das Krachen und Klirren und Schnaufen noch verſtärkt, nur war jetzt das Rieſeln vernehmlicher. Der Nebel ſenkte ſich und hinter der Nebelwand hervor tauchte die abnehmende Sichel des Mondes auf. Sie beleuchtete etwas Schwarzes und Fürchterliches.

„Was iſt das nun: iſt mir ein großes Glück, oder ein großes Unglück begegnet?“ ſo fragte er ſich. „Alle machen's ſo, alle“, war ſeine Antwort. Dann ging er ſchlafen.

Am nächſten Tage kam der glänzende, luſtige Schönbock an und bezauberte die Tanten durch ſeine Eleganz, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Freigebigkeit und durch ſeine Liebe zu Dimitrij. Seine Freigebigkeit gefiel den Tanten zwar ſehr, machte ſie aber durch ihre übertriebene Art doch etwas ſtaunen. Blinden Bettlern, die gekommen waren, gab er einen ganzen Rubel, an die Leute verteilte er gegen fünfzehn Rubel Trinkgelder und als Suſette, das Schoßhündchen Sofja Iwanownas, ſich in ſeiner Gegenwart den Fuß blutig geriſſen hatte, da wollte er ihr einen Verband anlegen und zerriß zu dieſem Zwecke, ohne einen Augenblick zu zögern, ſein feingerändertes Batiſttaſchentuch, — Sofja Iwanowna wußte, daß ein Dutzend davon mindeſtens fünfzehn Rubel koſtete. Die Tanten hatten ſolche Leute noch nicht geſehen und wußten nicht, daß dieſer Schönbock zweihunderttauſend Rubel Schulden hatte, die er nicht hoffen durfte, jemals

bezahlen zu können, und daß es ihm daher auf fünf und zwanzig Rubel mehr oder weniger nicht ankam.

Schönbock blieb nur einen Tag und reiste in der darauffolgenden Nacht mit Nechljudow ab. Sie konnten nicht länger bleiben, weil der letzte Termin für ihr Erscheinen im Regiment gekommen war.

Während des letzten Tages, den Nechljudow bei den Tanten verbracht hatte, kämpften in der Erinnerung an die verbrachte Nacht zwei entgegengesetzte Gefühle in seiner Brust. Das eine war das Gefühl brennender, sinnlicher Liebe, die allerdings bei weitem nicht alles, was sie versprochen, gegeben hatte, und eine gewisse Selbstzufriedenheit wegen des erreichten Zweckes; das andere, — das Bewußtsein einer schlechten That, die, wenn auch nicht um ihret-, so doch um seinetwillen gut gemacht werden mußte.

In dem Zustand des Egoismus-Irrsinns, in welchem Nechljudow sich befand, dachte er nur an sich selbst und nicht daran, was Katjuscha empfinden müsse und was aus ihr werden würde. Nur ob und in wie weit man seine Handlungsweise an ihr verurteilen würde, beunruhigte ihn.

Es schien ihm, daß Schönbock seine Beziehungen zu Katjuscha erriet und seine Eigenliebe fühlte sich dadurch geschmeichelt.

„Aha, darum hast Du die Tanten plötzlich so lieb gewonnen, daß Du eine ganze Woche lang bei ihnen kleben geblieben bist", hatte ihm Schönbock

geſagt, als er Katjuſcha geſehen. „Ich an Deiner Stelle wäre auch nicht ſo ohne weiteres vorbeigefahren. Ein reizendes Ding!“

Nechljudow dachte auch noch daran, daß ſeine baldige Abreiſe ihm freilich auch den Genuß des Auskoſtens dieſes Liebesbechers entzog, aber immerhin bot ſie ihm den Vorteil, daß die Beziehungen, die auf die Dauer doch nicht aufrecht zu erhalten waren, auf dieſe Weiſe wenigſtens einen ſchnellen Abſchluß fanden.

Er dachte auch noch daran, daß er ihr Geld geben müſſe, und wiederum nicht um ihretwillen, nicht weil ſie es brauchte, ſondern nur weil es alle ſo thaten. Er gab ihr denn auch ſoviel, wie er es ſeiner und ihrer Stellung entſprechend für angemeſſen erachtete.

Nach dem Mittageſſen am Tage der Abfahrt erwartete er ſie auf dem Flur. Katjuſcha errötete und wollte an ihm vorbeigehen, denn die Thür zum Mädchenzimmer war offen, aber er hielt ſie zurück.

„Ich wollte mich verabſchieden . . .“ ſagte er, das Kouvert mit dem Hundertrubelſcheine in der Hand knüllend. „Hier . . .“

Sie erriet ſeine Abſicht, verzog das Geſicht, ſchüttelte den Kopf und ſtieß ſeine Hand weg.

„Nein, nimm nur . . .“ ſtammelte er und ſteckte ihr das Kouvert in den Buſen. Und gequält und ſtöhnend als hätte er ſich verbrannt, lief er in ſein Zimmer.

Dort ging er noch lange auf und ab, krümmte ſich, ſprang ſogar in die Höhe und ſtöhnte laut. Er empfand jedesmal einen heftigen phyſiſchen Schmerz, wenn er an dieſe Szene erinnert wurde.

Aber was war da zu machen? Es war immer ſo. So war es mit Schönbock und der Gouvernante geweſen, von der ihm jener erzählte, ſo war es mit Onkel Griſcha, ſo auch mit ſeinem eigenen Vater, als er auf dem Lande lebte und ihm jener uneheliche Sohn, Mitenjka, geboren wurde, der noch jetzt exiſtierte. Wenn es aber alle ſo machten, ſo mußte es alſo ſo ſein.

So ſuchte Nechljudow ſich zu tröſten. Es gelang ihm aber nicht und die Erinnerung an dieſe That verſengte ihm das Gewiſſen.

In der Tiefe, in der tiefſten Tiefe ſeiner Seele wußte er, daß er ſo niedrig, gemein und grauſam gehandelt hatte, daß er im Bewußtſein dieſer Schandthat nicht nur nicht jemand anderes, wer es auch ſei, verurteilen, ſondern einfach niemandem in die Augen ſehen konnte. Natürlich konnte er ſich auch nicht mehr für jenen edlen und großmütigen, prachtvollen jungen Mann halten, für den er ſich bis jetzt gehalten hatte. Er mußte ſich aber für einen ſolchen halten, um rüſtig und heiter das Leben verbringen zu können. Nur ein Mittel kannte er dagegen: nicht daran zu denken. Das that er denn auch.

Das neue Leben, in das er eintrat, die neuen

Orte, die Kameraden, der Krieg, erleichterten ihm die Ausführung dieſer Abſicht. Und je mehr er lebte, um ſo mehr vergaß er auch und vergaß zuletzt wirklich alles.

Nur einmal, als er nach dem Kriege in der Hoffnung, Katjuſcha wiederzuſehen, die Tanten nochmals beſuchte, mußte ſein Herz ſich von neuem zuſammenkrampfen. Er erfuhr, daß Katjuſcha nicht mehr da war, daß ſie bald nach ſeiner Abreiſe weggegangen war, um niederzukommen, daß ſie dann auch gebar und hernach, wie die Tanten gehört hatten, ganz verkommen war. Der Zeit nach konnte das Kind, das ſie geboren hatte, ſein Kind ſein, es konnte es aber auch nicht ſein. Die Tanten erzählten, daß ſie verdorben und ebenſo liederlich wie ihre Mutter war. Und dieſes Urteil der Tanten war ihm angenehm, denn es ſchien ihn zu entſchuldigen.

Anfangs wollte er noch ſie und ihr Kind aufſuchen, aber ſpäter, eben weil es ihm in der Tiefe ſeiner Seele zu wehe that, weil er ſich vor ſich ſelbſt zu ſehr ſchämte, machte er dazu nicht die nötigen Anſtrengungen und vergaß noch gründlicher ſeine Sünde, an die er zuletzt gar nicht mehr dachte.

Und nun erinnerte ihn dieſer wunderbare Zufall an alles und verlangte von ihm das Geſtändnis ſeiner Herzloſigkeit, Grauſamkeit und Niedertracht, die es ihm möglich gemacht hatten, zehn Jahre

lang mit einem, von einer ſolchen Sünde belaſteten Herzen ruhig zu leben.

Jetzt aber war er von einem derartigen Geſtändnis noch weit entfernt und dachte augenblicklich nur daran, daß nicht alles das offenbar würde und ſie oder ihr Verteidiger nicht alles erzählten und ihn ſo vor der ganzen Welt blamierten.

In einer ſolchen Gemütsverfaſſung befand ſich Nechljudow, als er aus dem Sitzungsſaal in das Zimmer der Geſchworenen getreten war. Er ſaß am Fenſter, horchte auf das Geſpräch um ihn her und rauchte unaufhörlich.

Der luſtige Kaufmann ſympathiſierte augenſcheinlich von ganzem Herzen mit der Art, wie ſich der Kaufmann Smeljkow die Zeit vertrieben hatte.

„Na, mein Beſter, der hat 'mal ordentlich gelumpt, echt ſibiriſch. Der war darin Fachmann, ſo ein Zuckermädel . . .“

Der Obmann äußerte irgend welche Erwägungen, denen zufolge die ganze Sache dem Gutachten der Sachverständigen gemäß beurteilt werden müsse. Pjotr Gerassimowitsch scherzte mit dem jüdischen Kommis und beide lachten. Nechljudow antwortete einsilbig auf die an ihn gerichteten Fragen und wünschte nur eines, daß man ihn in Ruhe ließe.

Als der Gerichtsvollzieher mit dem schiefen Gang die Geschworenen wieder in den Sitzungssaal bat, wurde Nechljudow von einer Furcht befallen, als ob nicht er zu Gericht sitzen, sondern über ihn abgeurteilt werden sollte. In der Tiefe seiner Seele fühlte er bereits, daß er ein Schuft sei, der den Leuten nicht in die Augen sehen dürfte, er betrat aber gewohnheitsgemäß, mit den gewohnten selbstbewußten Allüren das Podium und setzte sich auf seinen Platz neben dem Obmann, das eine Bein über das andere geschlagen, das Pincenez zwischen den Fingern.

Auch die Angeklagten waren inzwischen irgend wohin abgeführt worden und wurden jetzt wieder vorgeführt.

Im Saal sah man neue Gesichter, Zeugen, und Nechljudow bemerkte, wie die Maslowa mehrere Mal, als könnte sie sich nicht satt sehen, auf eine in Samt und Seide geputzte dicke Dame hinblickte, die in einem hohen Hut mit großer Schleife und einem eleganten Ridikül auf dem bis zum Ellbogen entblößten Arm, in der ersten Reihe, gleich

vor dem Gitter saß. Das war, wie Nechljudow sofort erriet, eine Zeugin, die Vorsteherin des Hauses, in welchem die Maslowa in ihrer letzten Stellung „gearbeitet" hatte.

Das Zeugenverhör begann. Name, Konfession u. s. w. Nach Befragung der Parteien, ob sie das Verhör mit oder ohne Vereidigung haben wollten, erschien wieder mit demselben mühsamen Gang der alte Geistliche und wieder legte er mit derselben Geste das goldene Kreuz auf der seidenen Brust zurecht und nahm mit derselben Ruhe und Sicherheit den Zeugen und dem Sachverständigen den Eid ab. Nachdem die Vereidigung beendet war, wurden alle Zeugen, mit Ausnahme von Maslowas Wirtin, der Kitajewa, wieder abgeführt. Sie wurde gefragt, was sie von der Sache wisse. Mit einem gemachten Lächeln erzählte sie mit deutschem Accent, indem sie den großen Hut wellenförmig bewegte, folgendes:

Zuerst kam ihr Bekannter, der Korridorbediente Simon zu ihr, um die Ljubascha abzuholen. Nach einiger Zeit kehrte Ljubascha mit dem Kaufmann wieder zurück. Der Kaufmann war bereits in Ekstase, — erzählte die Kitajewa mit einem leichten Lächeln, — und fuhr auch bei uns zu trinken fort. Da ihm aber das Geld bald ausging, so schickte er zu sich ins Hotel jene Ljubascha, zu der er eine „Prédilection" gefaßt hatte, — sagte sie mit einem Blick auf die Angeklagte.

Nechljudow ſchien es, als hätte die Maslowa dazu gelächelt und dieſes Lächeln machte auf ihn einen widerwärtigen Eindruck. Ein eigentümliches Gefühl von Abſcheu und Mitleid zugleich ſtieg in ihm auf.

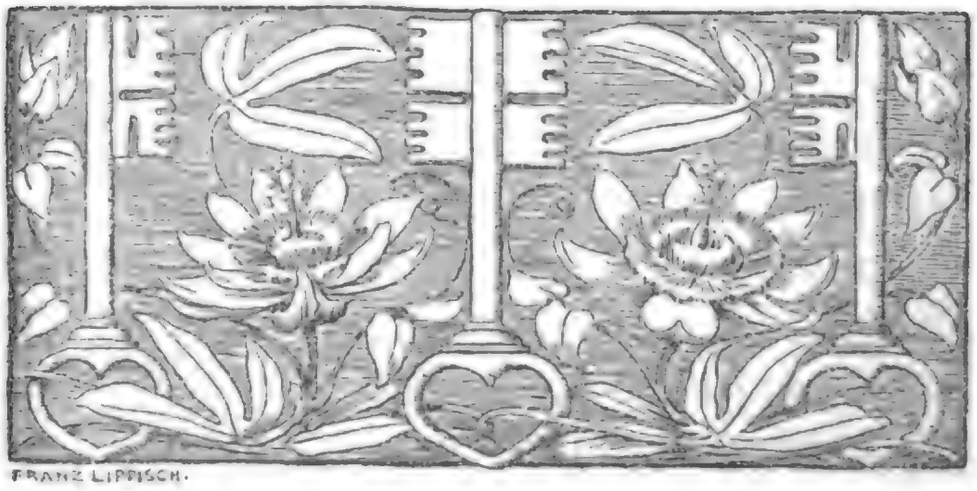
„Und welche Meinung haben Sie von der Maslowa gehabt?“ fragte zaghaft und errötend ihr vom Gericht ernannter Verteidiger, ein junger Aſpirant.

„Die allerbeſte“, antwortete die Kitajewa in gebrochenem Ruſſiſch. „Sie war gebildet und chik. In einer feinen Familie war ſie erzogen und konnte Franzöſiſch leſen. Sie trank zuweilen ein übriges, vergaß ſich aber nie. Ein wirklich braves Mädchen.“

Katjuſcha ſah auf die Wirtin, wandte dann aber ihren Blick plötzlich auf die Geſchworenen und ließ ihn auf Nechljudow ruhen, wobei ihr Geſicht einen ernſten und ſogar ſtrengen Ausdruck annahm. Das eine ihrer ſtrengen Augen ſchielte. Ziemlich lange blieben dieſe ſeltſam dreinſchauenden Augen auf Nechljudow geheftet. Und trotz des Schreckens, der ihn erfaßte, konnte auch er ſeinen Blick von dieſen ſchielenden Augen nicht wenden. In ſeinem Gedächtnis tauchte jene ſchreckliche Nacht auf mit dem berſtenden Eis, dem Nebel und dem abnehmenden umgekehrten Mond, der gegen Morgen aufging und etwas Schwarzes und Furchtbares beleuchtete. Dieſe zwei ſchwarzen Augen, die auf ihn und zugleich an ihm vorbei blickten, erinnerten ihn an dieſes Schwarze und Furchtbare.

„Sie hat mich erkannt!“ dachte Nechljudow und zuckte zuſammen, als erwartete er einen Schlag. Aber ſie erkannte ihn nicht. Sie atmete ruhig auf und begann wieder auf den Präſidenten zu blicken. Auch Nechljudows Bruſt entrang ſich ein Seufzer. „Ach, nur ſchneller!“ dachte er. Er empfand jetzt ein Gefühl, welches demjenigen ähnlich war, das er auf der Jagd hatte, wenn er einem angeſchoſſenen Vogel den Reſt geben mußte: Ekel und Mitleid und Mismut. Der verwundete Vogel zuckt in der Jagdtaſche, er iſt einem widerwärtig und thut einem leid, man möchte ihn ſchneller tot machen und vergeſſen.

Solche gemiſchte Empfindungen bewegten Nechljudow, während er der Zeugenvernehmung zuhörte.




Aber gleichſam ihm zum Trotz dauerte die Verhandlung lange. Die Zeugen wurden einzeln vernommen, der Sachverſtändige angehört,

der Staatsanwaltsadjunkt und der Verteidiger thaten mit der wichtigsten Miene die überflüssigsten Fragen. Endlich schlug der Präsident den Geschworenen die Besichtigung der corpora delicti vor, die aus einem kolossalen Ring mit einer Rosette aus Brillanten, der offenbar auf dem mächtigsten Zeigefinger getragen wurde, und aus einem Filter bestanden, in welchem das Gift untersucht worden war. Die Sachen waren versiegelt und mit Etiketten versehen.

Die Geschworenen schickten sich schon an, die Sachen zu besichtigen, als der Staatsanwaltsadjunkt sich abermals erhob und verlangte, daß vor der Besichtigung der corpora delicti das Protokoll der medizinischen Besichtigung des Leichnams verlesen werde.

Der Präsident wollte die Verhandlung möglichst beschleunigen. Er wußte sehr wohl, daß die Verlesung dieser Akten, auf welcher der Staatsanwalt nur darum bestand, weil er dazu ein gesetzliches Recht hatte, keine anderen Folgen als Langeweile und einen Aufschub des Mittags haben konnte. Jedoch durfte er dieses Verlangen nicht ablehnen und erteilte seine Zustimmung. Der Sekretär holte die Akten hervor und begann mit seiner traurigen, bei den Buchstaben L und R schnarrenden Stimme zu lesen.

Bei der äußeren Besichtigung ergab sich, daß:

1) Der Wuchs des Ferapont Smeljkow zwei Arschin und zwölf Werschok war.

„War das ein kräftiger Kerl“, flüſterte der Kaufmann beſorgt Nechljudow ins Ohr.

2) Sein Alter wurde dem äußeren Anſchein nach auf ungefähr vierzig Jahre beſtimmt.

3) Der Leichnam ſah aufgedunſen aus.

4) Die Farbe der Haut war überall grünlich, ſtellenweiſe mit dunklen Flecken.

5) Die Epidermis der Körperoberfläche hatte ſich in Blaſen verſchiedener Größe gehoben, ſtellenweiſe hatte ſie ſich gelöſt und hing in großen Lappen.

6) Das Haar war dunkelblond, dicht und fiel bei der Berührung leicht von der Haut.

7) Die Augen waren aus den Höhlen gedrungen und die Hornhaut war trübe geworden.

8) Aus den Öffnungen der Naſe, der Ohren und der Mundhöhle floß eine ſchaumige Blutſerumflüſſigkeit; der Mund war halb geöffnet.

9) Der Hals konnte infolge der Aufblähung des Geſichts und der Bruſt nicht unterſchieden werden.

10) U. ſ. w. u. ſ. w.

Auf dieſe Weiſe folgte auf vier Seiten in ſiebenundzwanzig Punkten die Beſchreibung aller Einzelheiten des äußeren Befundes des ſchrecklichen, rieſigen, dicken und noch dazu aufgedunſenen, faulenden Leichnams des Kaufmanns, der ſich in der Stadt amüſiert hatte. Das Gefühl eines unbeſtimmten Ekels, welches Nechljudow empfunden hatte, wurde durch dieſe Beſchreibung des Leichnams noch verſtärkt. Das Leben Katjuſchas und

das aus den Naſenlöchern fließende Blutſerum, die aus den Höhlen getretenen Augen und ſeine an ihr verübte Schandthat, alles das waren Gegenſtände derſelben Ordnung und von allen Seiten wurde er von dieſen Gegenſtänden erfaßt und umgeben.

Als endlich die Verleſung des äußeren Befundes beendet war, ſeufzte der Präſident ſchwer auf und erhob das Haupt, in der Hoffnung, daß es nun aus ſei. Aber der Sekretär begann ſofort die Verleſung des Protokolls des inneren Befundes.

Der Präſident ließ ſeinen Kopf wieder hängen, ſtützte ihn mit der Hand und ſchloß die Augen. Der Kaufmann, der neben Nechljudow ſaß, konnte ſich kaum des Schlafes erwehren und ſchwankte ab und zu. Die Angeklagten ſaßen, ebenſo wie die Gendarmen hinter ihnen, unbeweglich.

In dem Protokoll des inneren Befundes hieß es:

1) Die häutigen Schädeldecken löſten ſich leicht von den Schädelknochen; Blutſpuren waren nicht bemerkbar.

2) Die Knochen des Schädels waren von mittlerer Stärke und unverletzt.

3) Auf der harten Hirnhaut ſah man zwei pigmentierte Flecken, etwa vier Zoll groß. Die Hirnhaut ſelbſt war von matt-bleicher Farbe.

14) U. ſ. w. u. ſ. w. noch dreizehn Punkte.

Weiter folgten die Namen der Zeugen, die Unterschriften und darauf das Resümee des Arztes. Aus demselben ergab sich, daß die bei der Obduktion vorgefundenen und im Protokoll vermerkten Veränderungen im Magen und teilweise im Darm sowie in den Nieren, mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit die Schlußfolgerung nahe legten, daß der Tod Smeljkows durch Vergiftung herbeigeführt sei. Die im Magen und im Darm vorgefundenen Veränderungen lassen zwar nicht erkennen, welches Gift dabei verwendet worden war, jedoch darf man nach den im Magen Smeljkows enthaltenen großen Quantitäten Wein und Spirituosen annehmen, daß das Gift zugleich mit den letzteren eingeführt worden sei.

„Der, scheint's, verstand sich aufs Trinken", flüsterte der wieder zu sich gekommene Kaufmann.

Die Verlesung dieses Protokolls, die ungefähr eine Stunde Zeit in Anspruch nahm, stellte jedoch den Vertreter der Staatsanwaltschaft noch nicht zufrieden. Als die Verlesung beendet war, wandte sich der Präsident an ihn:

„Ich glaube, daß die Verlesung der Akten über die Untersuchung der Eingeweide unterlassen werden kann. . . ."

„Ich möchte doch um die Verlesung bitten", sagte streng der Staatsanwalt, indem er sich, ohne den Präsidenten anzusehen, ein wenig seitwärts erhob. Der Ton seiner Stimme sollte zu ver-

ſtehen geben, daß er auf dieſer Verleſung zu beſtehen ein Recht hatte und daß eine Verweigerung dieſes Rechtes einen Grund zur Kaſſation abgeben würde.

Das Mitglied mit dem großen Bart und den gutmütigen, nach unten gezogenen Augen, derſelbe, der am Katarrh litt, fühlte ſich bereits ermattet und wandte ſich an den Präſidenten:

„Und wozu iſt dieſe Verleſung nötig? Die Sache wird nur in die Länge gezogen. Dieſe neuen Beſen fegen nicht beſſer, ſondern nur langſamer. . . .“

Das Mitglied mit der goldenen Brille ſagte nichts und ſah nur finſter und entſchloſſen vor ſich hin, ohne weder von ſeiner Frau, noch vom Leben etwas Gutes zu erwarten.

Die Verleſung auch dieſes Protokolls begann:

„188., am 15. Februar, habe ich, der Endesunterzeichnete, im Auftrage der mediziniſchen Abteilung, laut Schreiben sub Nr. 638, im Beiſein des Gehilfen des Medizinalinſpektors die Unterſuchung der inneren Organe und Eingeweide ausgeführt. . . .“

Der Sekretär hatte die Verleſung in einer höheren Stimmlage und energiſch begonnen, als wollte er den Schlaf, der alle Anweſenden niederdrückte, verſcheuchen.

„Und zwar:

1) Der rechten Lunge und des Herzens (in einem ſechspfündigen gläſernen Behälter).

2) Des Mageninhalts (in einem ſechspfündigen gläſernen Behälter).

3) Des Magens ſelbſt (in einem ſechspfündigen gläſernen Behälter).

4) Der Leber, der Milz und der Nieren (in einem dreipfündigen gläſernen Behälter).

5) Der Gedärme (in einem ſechspfündigen gläſernen Behälter)."

Der Präſident beugte ſich im Beginn der Vorleſung zuerſt zu einem der Mitglieder hin und flüſterte etwas, dann zum anderen, und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, unterbrach er die Vorleſung an dieſer Stelle.

„Das Gericht erklärt die Vorleſung dieſes Protokolls für überflüſſig", ſagte er.

Der Sekretär verſtummte und legte die Akten zuſammen. Der Staatsanwalt fing zornig an, etwas zu notieren.

„Die Herren Geſchworenen können die corpora delicti beſichtigen", ſagte der Präſident.

Der Obmann und einige der Geſchworenen erhoben ſich und näherten ſich dem Tiſch. Verlegen wegen der Bewegungen oder der Lage, welche ſie ihren Händen geben ſollten, betrachteten ſie der Reihe nach den Ring, das Gläschen und den Filter. Der Kaufmann probierte ſogar den Ring an ſeinem Finger.

„Na, das war ein Finger!“ ſagte er an ſeinen Platz zurückkehrend. „Wie eine gute Gurke“, fügte er hinzu. Er ergötzte ſich augenſcheinlich an der Vorſtellung eines Recken, die er ſich von dem vergifteten Kaufmann gebildet hatte.

Als die Beſichtigung der corpora delicti beendet war, erklärte der Präſident die gerichtliche Unterſuchung für geſchloſſen. Und ohne Unterbrechung, weil er ſich möglichſt ſchnell frei machen wollte, überließ er das Wort dem Staatsanwalt, in der Hoffnung, daß auch dieſer ein Menſch ſei, der ebenfalls rauchen und zu Mittag eſſen wollte und ſich daher ihrer erbarmen würde. Aber der Staatsanwaltsadjunkt hatte weder mit ſich ſelbſt, noch mit ihnen Erbarmen. Dieſer Adjunkt war ſeiner Veranlagung nach dumm. Zudem hatte er das Unglück gehabt, beim Verlaſſen des Gymnaſiums mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet

zu werden. Auf der Univerſität erhielt er einen Preis für ſeine Abhandlung über „Servituten nach dem römiſchen Recht“. Durch dieſe Zufälligkeiten war ſein Selbſtvertrauen im höchſten Grade gewachſen, er war eingebildet und ſelbſtzufrieden geworden. Dazu kamen noch ſeine Erfolge bei den Frauen. Die Folge von alldem war, daß ſeine natürliche Dummheit außergewöhnliche Dimenſionen annahm. Nachdem er das Wort erhalten hatte, erhob er ſich langſam, indem er ſeine graziöſe Figur zur Geltung brachte. Er ſtützte beide Hände auf den Tiſch, neigte ein wenig ſein Haupt, warf einen Blick über den ganzen Saal, wobei er jedoch die Angeklagten vermied und begann:

„Der Fall, welcher Ihnen, meine Herren Geſchworenen, vorliegt“, ſo fing er ſeine während der Vorleſung der Akten und Protokolle vorbereitete Rede an, „iſt, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, ein typiſches Verbrechen.“

Die Rede des Staatsanwaltsadjunkts mußte ſeiner Meinung nach eine ſoziale Bedeutung erhalten, ähnlich jenen berühmten Reden, die von berühmt gewordenen Advokaten gehalten wurden. Freilich beſtand das Publikum nur aus einem Kutſcher und drei Frauen, einer Nähterin, einer Köchin und Simons Schweſter. Aber auch jene Berühmtheiten hatten ebenſo angefangen. Sein Prinzip war, immer auf der Höhe der Situation zu ſein, d. h. in die Tiefe der pſychologiſchen Bedeutung des

Verbrechens einzudringen und die Krebsſchäden der Geſellſchaft zu entblößen.

„Sie haben, meine Herren Geſchworenen, ein, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, für das Ende des Jahrhunderts typiſches Verbrechen vor ſich, ein Verbrechen welchem, ſo zu ſagen, die ſpezifiſchen Merkmale einer beginnenden Auflöſung anhaften, einer Auflöſung, der in unſeren Tagen namentlich jene Schichten der Geſellſchaft verfallen, welche den ſo zu ſagen heißeſten Strahlen jenes Prozeſſes ausgeſetzt ſind . . .“

Der Staatsanwalt ſprach lange, wobei er ſich einerſeits bemühte, ſich all der klugen Sachen, die er ſich zurecht gelegt hatte, zu erinnern, anderſeits und hauptſächlich aber, nicht einen Augenblick ſtecken zu bleiben, und es ſo einzurichten, daß ſeine Rede ununterbrochen eine und eine viertel Stunde dahinfloß.

Nur einmal ſtockte er und ſchluckte ziemlich lange. Aber ſogleich überwand er die Schwierigkeit und glich die Breſche durch eine verſtärkte Beredſamkeit aus. Er ſprach bald mit zarter, einſchmeichelnder Stimme, indem er von einem Fuß auf den anderen trat und den Geſchworenen in die Augen blickte, bald im ruhigen geſchäftsmäßigen Ton, vertieft in das Konzept, und dann wieder mit lauter überführender Stimme, den Blick von den Geſchworenen zu dem Publikum wendend. Nur die Angeklagten, die ſich mit den Augen an

ihm gleichsam festgesogen hatten, sah er nicht ein einziges Mal an. Seine Rede enthielt all das Neueste, was damals in seinem Kreise im Gange war, was für das letzte Wort der wissenschaftlichen Weisheit galt und noch gilt. Da gab es die Theorie der erblichen Belastung, des angeborenen Verbrechertums, Lombroso, Tardieu, Evolution, Kampf ums Dasein, Hypnotismus, Suggestion, Charcot, Decadence, — all das bunt durcheinander.

Der Kaufmann Smeljkow war nach der Auffassung des Staatsanwaltes ein Typus des kraftvollen, unberührten Russen mit seiner freien schrankenlosen Natur. In Folge seiner Vertrauensseligkeit und seines Großmutes fiel er als Opfer einiger tief entsittlichten Persönlichkeiten, unter deren Einfluß er geraten war.

Simon Kartinkin war ein ataviſtisches Produkt der Leibeigenschaft, ein verschüchterter Mensch, ohne Bildung, ohne Prinzipien, ohne Religion sogar. Jewsimja war seine Geliebte und ein Opfer erblicher Belastung. An ihr konnte man alle Kennzeichen eines degenerierten Subjekts beobachten. Die eigentliche treibende Kraft des Verbrechens war jedoch in der Maslowa verkörpert, die man zu den niederen Vertretern der Decadence zählen mußte. „Dieses Weib", so sprach der Staatsanwalt, ohne die Maslowa anzusehen, — „hat Bildung gewonnen. Wir haben hier vor Gericht die Aussagen ihrer Wirtin gehört. Sie kann nicht nur lesen und

ſchreiben, ſondern auch Franzöſiſch. Sie iſt eine Waiſe, die wahrſcheinlich die Keime des Verbrechens ſchon in ſich trug. Sie wurde in einer intelligenten adeligen Familie erzogen und hätte ſich durch ehrliche Arbeit ernähren können. Aber ſie verläßt ihre Wohlthäter, läßt ſich von ihren Leidenſchaften fortreißen und geht in ein öffentliches Haus. Sie fällt durch ihre Bildung auf und auch, wie Sie, meine Herren Geſchworenen, hier von ihrer Wirtin gehört haben, durch ihre Fähigkeit, die Leute mit jener geheimnisvollen, eigentümlichen Kraft zu beeinfluſſen, welche in neueſter Zeit von der Wiſſenſchaft und namentlich von der Schule Charcots erforſcht und unter dem Namen Suggeſtion bekannt geworden iſt. Durch eben dieſe Kraft unterwirft ſie ſich den ruſſiſchen Recken, den gutmütigen, zutraulichen Sagenheld und mißbraucht ſein Vertrauen, um ihn erſt zu berauben und dann erbarmungslos zu morden."

„Na, da ſcheint er mir denn doch ſich etwas zu hoch verflogen zu haben", ſagte der Präſident, indem er ſich lächelnd zum ſtrengen Mitglied hinüberbeugte.

„Ein fürchterlicher Schafskopf!" ſagte das ſtrenge Mitglied.

„Meine Herren Geſchworen!" fuhr unterdeſſen mit einer graziöſen Taillenwendung der Staatsanwalt fort. „Von Ihrem Machtſpruch hängt das Schickſal dieſer Menſchen ab, aber in Ihrer Macht

befindet sich zum Teil auch das Schicksal der ganzen Gesellschaft, die Sie durch Ihr Verdikt beeinflussen. Sie werden sich von der Bedeutung dieses Verbrechens durchdringen lassen, werden sich der Gefahr, welcher die Gesellschaft durch solche, so zu sagen, pathologische Individuen ausgesetzt wird, nicht verschließen, und werden die Gesellschaft, ihre gesunden, unschuldigen Elemente, vor Ansteckung und wahrscheinlichem Untergang wohl zu wahren wissen."

Und als wäre er selbst von der Bedeutung des zu erwartenden Urteils erdrückt, ließ sich der Staatsanwalt auf seinen Sitz nieder, mit seiner eigenen Rede offenbar aufs höchste zufrieden.

Der Sinn seiner Rede war, abgesehen von den Blumen der Beredsamkeit, — daß die Maslowa den Kaufmann hypnotisiert haben sollte. Nachdem sie sich in sein Vertrauen eingeschlichen hätte, sei sie nach dem Gelde mit dem Schlüssel in sein Zimmer gegangen und hätte ursprünglich alles für sich behalten wollen. Da sie aber von Simon und Jewfimja überrascht wurde, so mußte sie natürlich den Raub mit ihnen teilen. Nachher, um die Spuren des Verbrechens zu tilgen, hätte sie den Kaufmann wieder ins Hôtel gelockt und ihn dort vergiftet.

Nach der Rede des Staatsanwaltes erhob sich von der Advokatenbank ein Herr in mittleren Jahren, mit stark ausgeschnittener Weste und hielt eine geschickte Rede zur Verteidigung des Kartinkin und der Botschkowa. Es war der von ihnen für

Mit vorliegender Lieferung beginnt zu
erscheinen:

# Leo Tolstoi, Auferstehung

Nach dem russischen Original übersetzt
von Wladimir Czumikow

Ungekürzte Ausgabe

Mit Buchschmuck von F. Lippisch

Lieferungsausgabe komplett in 9 Liefrg. zu 4—5 Bogen à 50 Pfg.
Jede Lieferung erscheint im Zwischenraum von ca. 14 Tagen.

Dieser neue Roman Tolstois ist der schlechteste, den der berühmte Autor geschrieben hat, — insofern ein Roman uns leichte, leere Unterhaltung bieten soll. Und er ist der beste Roman Tolstois, einer der besten Romane, die die Welt überhaupt gesehen hat, — insofern der Roman, neben dem Theater, das modernste und erhabenste Mittel der Kunst ist, auf die Menschheit zu wirken, sie zu erziehen, zu veredeln. Wir sagen nicht zu viel, und die Zukunft wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane der Weltlitteratur von so großem Einfluß auf ihre Zeit gewesen sind, wie dieser es für die seinige werden wird.

Das Lügengespinnst, daß das moderne soziale Leben umwoben, zerreißt der große Philosoph Tolstoi mit starker, rücksichtsloser Hand, um dem noch größeren Künstler Tolstoi Raum zum Aufbau einer neuen Welt=

dreihundert Rubel engagierte Rechtsanwalt. Er ſuchte die beiden zu entlaſten und die ganze Schuld auf die Maslowa zu ſchieben.

Er verwarf die Ausſage der Maslowa, daß die Botſchkowa und Kartinkin mit ihr zuſammengeweſen ſeien, als ſie das Geld nahm, und beſtand darauf, daß ihr Zeugnis, als das Zeugnis einer des Giftmordes überwieſenen, keinen Wert haben könne. Das Geld, die zweitauſend fünfhundert Rubel — ſo ſagte der Advokat — konnten von zwei ehrlichen und arbeitſamen Menſchen, die von den Gäſten zuweilen drei bis fünf Rubel täglich erhielten, ſehr wohl erübrigt worden ſein. Das Geld des Kaufmanns aber ſei von der Maslowa geraubt und irgend jemand übergeben worden oder auch verloren, da ſie ſich in einem anormalen Zuſtande befunden hätte. Die Vergiftung hätte die Maslowa allein ausgeführt.

Daher erſuchte er die Geſchworenen, den Kartinkin und die Botſchkowa von der Entwendung des Geldes freizuſprechen. Sollten ſie aber die beiden in dieſer Hinſicht dennoch für ſchuldig erachten, ſo möchten ſie doch die vorgefaßte Abſicht und die Teilnahme an der Vergiftung ausſchließen.

Zum Schluß bemerkte der Advokat mit einem Stich gegen den Staatsanwalt, daß die glänzenden Ausführungen des Herrn Vertreters der Staatsanwaltſchaft über die Frage der erblichen Belaſtung, obgleich ſie dieſelbe vom wiſſenſchaftlichen Stand-

punkt beleuchteten, in dieſem Falle doch nicht angebracht ſeien, da die Botſchkowa die Tochter unbekannter Eltern ſei.

Der Staatsanwalt trug wütend und biſſig etwas in ſeinem Konzept ein und zuckte in verächtlicher Verwunderung die Achſeln.

Darauf erhob ſich der Verteidiger der Maslowa und hielt ſchüchtern und ſtotternd ſeine Verteidigungsrede. Ohne die Teilnahme der Maslowa an der Entwendung des Geldes in Abrede zu ſtellen, beſtand er nur darauf, daß ſie nicht die Abſicht gehabt hätte, Smeljkow zu vergiften, und das Pulver nur dazu gereicht hätte, damit er einſchliefe. Er wollte auch etwas Beredſamkeit entwickeln, indem er eine Schilderung unternahm, wie die Maslowa in das laſterhafte Leben von einem Manne hineingezogen war, der ſtraflos geblieben, während ſie jetzt die ganze Schwere ihres Fehltrittes tragen mußte. Aber dieſer Exkurs in das Gebiet der Pſychologie gelang ihm ſo ſchlecht, daß es allen peinlich wurde. Als er von der Hilfloſigkeit der Frauen und der Hartherzigkeit der Männer zu ſtottern begann, unterbrach ihn der Präſident, um ihm die Situation zu erleichtern, und erſuchte ihn, bei der Sache zu bleiben.

Nach dieſem Verteidiger erhob ſich wieder der Staatsanwalt und begann ſeine Auffaſſung von der Vererbung gegen den erſten Rechtsanwalt zu verteidigen. Wenn die Botſchkowa auch von un-

bekannten Eltern abstamme, so werde dadurch die Sicherheit der Vererbungstheorie in keiner Weise gemindert, denn diese Theorie sei von der Wissenschaft so weit fundiert, daß wir nicht nur das Verbrechen von der Vererbung, sondern auch die Vererbung vom Verbrechen herleiten könnten. Was übrigens die Annahme der Verteidigung beträfe, daß die Maslowa zum lasterhaften Lebenswandel von einem fingierten (er sprach das Wort „fingiert" besonders giftig aus) Manne verführt worden sei, so sprächen alle Ergebnisse der Untersuchung vielmehr dafür, daß sie die Verführerin vieler, sehr vieler Opfer gewesen, die durch ihre Hände gegangen seien. Nachdem er das gesagt hatte, ließ er sich wieder siegreich nieder.

Darauf wurde den Angeklagten anheim gegeben, sich zu rechtfertigen.

Jewsimia Botschkowa wiederholte nur, daß sie von nichts gewußt und sich an nichts beteiligt hätte und wies hartnäckig auf die Maslowa hin, als auf diejenige, die die einzige Schuldige sei.

Simon wiederholte nur einige Mal:

„Wie Sie wollen . . . aber schuldlos . . . ohne Grund . . ."

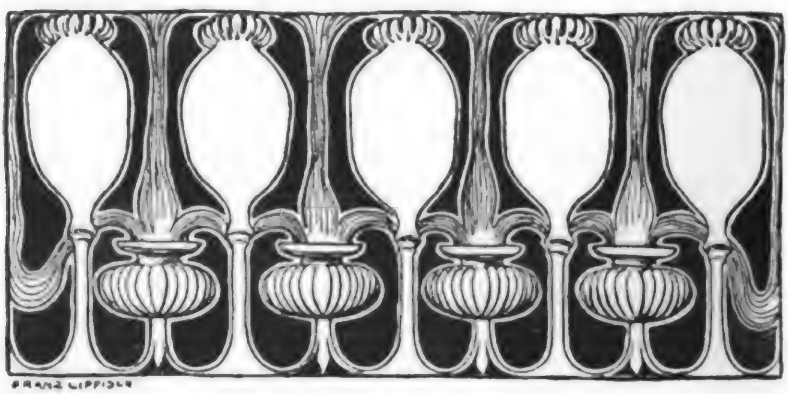
Die Maslowa sagte nichts. Auf das Ersuchen des Präsidenten, das, was sie zu ihrer Verteidigung vorzubringen hätte, zu sagen, erhob sie nur die Augen zu ihm und warf wie ein gehetztes Tier

einen Blick um ſich herum, ſenkte dann wieder die Augen und brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Was iſt Ihnen?“ fragte der neben Nechljudow ſitzende Kaufmann, als er den ſonderbaren Ton vernahm, der dieſem plötzlich entfuhr. Dieſer Ton war ein zurückgehaltenes Schluchzen.

Nechljudow begriff noch immer nicht die ganze Bedeutung ſeiner jetzigen Lage und ſchrieb das kaum zurückgehaltene Schluchzen und die in die Augen tretenden Thränen der Schwäche ſeiner Nerven zu. Er ſetzte, um die Thränen zu verbergen, das Pincenez auf und begann ſich zu ſchnauben.

Die Furcht vor der Schande, mit der er ſich bedecken würde, wenn jetzt im Gerichtsſaale alle ſeine Schandthat erkennen würden, erſtickte die innere Arbeit, die in ihm vor ſich ging. Dieſe Furcht drängte in der erſten Zeit alles andere in ihm zurück.



Nach dem letzten Worte der Angeklagten und nach der Beſprechung der Parteien bezüglich der Form der zu ſtellenden Fragen, was noch

ziemlich viel Zeit in Anſpruch nahm, wurden die Fragen vorgelegt und der Präſident begann ſein Reſümee.

Ehe er an die Darſtellung des Thatbeſtandes ging, erklärte er den Geſchworenen ſehr ausführlich in einem angenehmen familiären Tone, daß Raub Raub ſei, Diebſtahl Diebſtahl, und Entwendung aus einem verſchloſſenen Raum Entwendung aus einem verſchloſſenen Raum. Während dieſer Erklärung blickte der Präſident beſonders häufig auf Nechljudow, als wollte er gerade ihn auf dieſen wichtigen Unterſchied ganz beſonders aufmerkſam machen, in der Hoffnung, daß der Fürſt ihn dann ſpäter auch ſeinen Kollegen klarmachen würde. Nachdem er dann angenommen hatte, daß die Geſchworenen von dieſen wichtigen Wahrheiten genügend durchdrungen ſeien, begann er eine neue Wahrheit zu entwickeln, nämlich die, daß Mord eine ſolche Handlung genannt werde, durch welche der Tod eines Menſchen erfolge, und daß Vergiftung daher auch ein Mord ſei. Als auch dieſe Wahrheit, ſeiner Anſicht nach, von den Geſchworenen ebenfalls erfaßt war, erklärte er ihnen, daß wenn Diebſtahl und Mord zugleich verübt werden, der Beſtand des Verbrechens ſich aus Diebſtahl und Mord zuſammenſetze.

Obgleich der Präſident ſelbſt möglichſt ſchnell fertig werden wollte und die Schweizerin ihn bereits erwarten mußte, ſo war er doch an ſeine Be-

schäftigung so sehr gewöhnt, daß er, als er einmal angefangen hatte zu sprechen, nicht mehr aufhören konnte. Er belehrte daher die Geschworenen ausführlich, daß, wenn sie die Angeklagten für schuldig befänden, ihnen das Recht zustände, sie für schuldig zu befinden, wenn sie sie aber für unschuldig befänden, ihnen das Recht zustände, sie für unschuldig zu befinden; wenn sie sie aber in einer Sache für schuldig, in der anderen aber für unschuldig befänden, so stehe ihnen das Recht zu, sie in der einen Sache für schuldig, in der anderen für unschuldig zu befinden. Darauf erklärte er ihnen noch, daß, obgleich ihnen dieses Recht zuerkannt sei, sie davon nur in vernünftiger Weise Gebrauch machen müßten.

Er wollte ihnen auch noch erklären, daß, wenn sie auf eine der ihnen vorgelegten Fragen eine bejahende Antwort geben, sie durch diese Antwort alles das, was die Frage enthält, bejahen, und daß, wenn sie irgend einen Teil der Frage nicht bejahen wollten, sie das, was sie nicht bejahen, besonders erwähnen und ausscheiden müßten. Aber als er auf die Uhr blickte und sah, daß es schon fünf Minuten vor Drei war, entschloß er sich, sogleich zur Darlegung des Thatbestandes überzugehen.

„Der Thatbestand dieser Sache ist folgender", so begann er und wiederholte dann alles das, was schon mehrere Male von den Verteidigern, vom

Staatsanwaltsadjunkt und von den Zeugen gesagt worden war.

Der Präsident sprach, während die Mitglieder rechts und links von ihm tiefsinnig zuhörten und nur bisweilen nach der Uhr sahen. Sie fanden seine Rede zwar sehr schön, d. h. gerade so, wie sie sein mußte, aber doch etwas lang. Derselben Meinung waren auch der Staatsanwalt, alle Beamten des Gerichtshofs und alle übrigen Anwesenden.

Endlich hatte der Präsident sein Resümee beendet. Es schien jetzt alles gesagt worden zu sein. Aber der Präsident konnte sich von seinem Recht zu sprechen durchaus nicht trennen, so angenehm war es ihm, die eindringlichen Intonationen seiner Stimme zu hören. Er fand es also für angebracht, noch einige Worte über die Bedeutung des Rechtes, das den Geschworenen verliehen war, zu sagen, wie sie dieses Recht mit Vorsicht und Aufmerksamkeit benutzen und es nicht mißbrauchen sollten. Er erinnerte sie an den Eid, den sie geleistet, sagte ihnen, daß sie das Gewissen der Gesellschaft seien, daß das Geheimnis des Beratungszimmers geheiligt sein müsse u. s. w. u. s. w.

Seitdem der Präsident zu sprechen begonnen, hatte ihn die Maslowa unverwandt angeblickt, als fürchtete sie, ein Wort seiner Rede zu verlieren. Nechljudow brauchte daher nicht zu fürchten, ihren Augen zu begegnen und sah sie immerfort an.

Und in seiner Vorstellung ging jene gewöhnliche Erscheinung vor sich, die man jedesmal beobachten kann, wenn man ein liebes, lange nicht gesehenes Gesicht wieder vor Augen hat. Zuerst pflegt es einen durch die vielen äußerlichen Veränderungen, die sich während der Trennung eingestellt, zu frappieren, dann allmählich wird es wieder dasselbe Antlitz, das es vor vielen Jahren gewesen war, alle Veränderungen schwinden, und vor dem geistigen Auge ersteht wieder jener Hauptausdruck der ausschließlichen unwiederholbaren geistigen Persönlichkeit. Eben dieses ging in Nechljudow vor sich.

Ja, trotz des Arrestantenschlafrocks, trotz des ganzen breiter gewordenen Körpers und der ausgewachsenen Brust, trotz des in den unteren Teilen gröber gewordenen Gesichts, trotz der Fältchen auf der Stirn und an den Schläfen, und der geschwollenen Lider, war es unzweifelhaft dieselbe Katjuscha, die am Heiligen Ostersonntag mit vor Freude und Lebensfülle lachenden, verliebten Augen so unschuldig von oben herauf zu ihm, ihrem Geliebten, geschaut hatte.

„Und so ein merkwürdiger Zufall! Mußte es sich doch gerade so treffen, daß dieser Prozeß auf meine Session fiel und daß ich sie, die ich zehn Jahre hindurch nicht getroffen, gerade hier, auf der Verbrecherbank wiedersehe! Und was für ein Ende wird das alles nehmen? Wäre es doch schneller, ach schneller zu Ende!“

Er wollte ſich immer noch nicht dem Gefühl der Reue, das in ihm lebendig wurde, unterwerfen. Es erſchien ihm noch alles wie ein Zufall, der vorübergehen würde, ohne ſein Leben zu ſtören. Er fühlte ſich in der Lage eines jungen Hundes, der ſich in der Stube ſchlecht aufgeführt hat und den der Herr am Kragen nimmt und mit der Schnauze in die Schweinerei, die der Hund gemacht hat, hineinſtößt. Der Hund winſelt, zieht ſich zurück, um von den Folgen ſeiner That möglichſt weit wegzulaufen und dieſelben zu vergeſſen, aber ſein unerbittlicher Herr läßt ihn nicht los. So empfand auch Nechljudow bereits die ganze Abſcheulichkeit deſſen, was er gemacht, er fühlte auch die mächtige Hand des Herren, aber er begriff noch immer nicht die Bedeutung ſeiner That und erkannte den Herren ſelbſt nicht an. Er wollte immer nicht daran glauben, daß das, was er vor ſich ſah, ſein Machwerk war. Aber die unerbittliche unſichtbare Hand hielt ihn feſt, und er fühlte bereits, daß er nicht loskommen würde. Er markierte noch den Tapferen und ſaß noch mit ſelbſtbewußter Miene auf ſeinem zweiten Platz in der erſten Reihe, die Beine übereinander geſchlagen und das Pincenez zwiſchen den Fingern. Unterdeſſen aber fühlte er ſchon in der Tiefe ſeiner Seele die ganze Grauſamkeit, Gemeinheit und Niedrigkeit nicht nur dieſer ſeiner That, ſondern auch ſeines ganzen müßigen, unſittlichen, grau-

ſamen und eigenwilligen Lebens. Und jener furchtbare Vorhang, der wie durch ein Wunder ihm dieſe ganze Zeit hindurch, während dieſer ganzen zwölf Jahre, nicht nur dieſes ſein Verbrechen, ſondern auch ſein nachfolgendes Leben verborgen hatte, begann ſich ſchon zu lüften, und er konnte bereits hier und da einen Blick dahinter werfen.

Endlich hatte der Präſident ſeine Rede beendet. Mit einer graziöſen Geſte hob er die Fragelиſte in die Höhe und übergab ſie dem herangetretenen Obmann. Die Geſchworenen ſtanden auf und waren froh, weggehen zu dürfen. Als ob ſie ſich vor etwas ſchämten und nicht wüßten, was ſie mit ihren Händen beginnen ſollten, gingen ſie einer nach dem anderen in das Beratungszimmer. Sobald ſich die Thür hinter ihnen ſchloß, trat ein Gendarm an dieſelbe; er zog den Säbel aus der Scheide, legte ihn an die Schulter und blieb an der Thür ſtehen. Auch die Richter erhoben ſich und gingen hinaus. Die Angeklagten wurden abgeführt.

Sobald die Geschworenen das Beratungszimmer betreten hatten, holten sie, wie auch vorher, in erster Linie ihre Cigaretten hervor und begannen zu rauchen. Das Unnatürliche und Falsche ihrer Lage, das sie alle mehr oder weniger empfunden hatten, als sie auf ihren Plätzen im Saale saßen, war nun vorbei, sobald sie das Beratungszimmer betreten und ihre Cigaretten angezündet hatten. Mit dem Gefühl der Erleichterung nahmen sie Platz und begannen sogleich ein lebhaftes Gespräch.

„Die Dirne ist unschuldig, sie ist da hereingefallen. . . . Man muß ihr mildernde Umstände zuerkennen", sagte der gutmütige Kaufmann.

„Das wollen wir also nun besprechen", sagte der Obmann. „Wir dürfen uns nicht unseren persönlichen Eindrücken hingeben."

„Der Präsident hat sein Resümee gut gemacht", bemerkte der Oberst.

„Jawohl, gut! Ich bin beinahe eingeschlafen."

„Die Hauptsache ist die, daß die Dienstboten vom Gelde überhaupt nichts hätten wissen können, wenn die Maslowa mit ihnen nicht unter einer Decke gesteckt hätte", meinte der Kommis mit dem jüdischen Aussehen.

„Also hat sie Ihrer Meinung nach gestohlen?" fragte einer von den Geschworenen.

„Um nichts in der Welt kann ich daran glauben!" rief der gutmütige Kaufmann aus.

„Das hat alles dieſe rotäugige Kanaille eingebrockt.“

„Die ſind alle gut“, ſagte der Oberſt.

„Aber ſie ſagt doch, daß ſie im Zimmer gar nicht geweſen ſei.“

„Glauben Sie ihr nur. Ich würde dieſem Luder nicht über den Weg trauen.“

„Ob Sie ihr trauen oder nicht, ändert die Sache wenig“, bemerkte der Kommis.

„Sie hatte den Schlüſſel.“

„Was iſt denn dabei, daß ſie ihn hatte?“ entgegnete der Kaufmann.

„Und der Ring?“

„Sie hat es doch geſagt!“ ſchrie wieder der Kaufmann. „Der Kaufmann war ja temperamentvoll und noch dazu angetrunken. Zuerſt prügelte er ſie und nachher that es ihm leid. . . . Da haſt du, weine nicht. . . . Das war ja ein Bombenkerl, zwölf Werſchok, gegen acht Pud ſchwer, wie ich hörte. . . .“

„Darauf kommt es ja gar nicht an“, unterbrach ihn Pjotr Geraſſimowitſch. „Die Frage iſt die: hat ſie die ganze Sache eingefädelt, oder die Dienſtboten?“

„Die Dienſtboten allein konnten das nicht ausführen. Sie hatte ja den Schlüſſel . . .“

Dieſe zuſammenhangloſen Debatten dauerten ziemlich lange.

„Erlauben Sie doch, meine Herren“, ſagte der

Obmann. „Setzen wir uns an den Tiſch und beſprechen wir die Sache. Bitte . . .“ Und er ſetzte ſich auf den Präſidentenplatz.

„Sind auch ein Pack, dieſe Frauenzimmer“, ſagte der Kommis und erzählte zur Bekräftigung ſeiner Anſicht, daß die Maslowa die Hauptanſtifterin ſei, eine Geſchichte, wie ein ſolches Frauenzimmer ſeinem Kameraden einmal auf dem Boulevard die Uhr geſtohlen hatte.

Der Oberſt begann bei dieſer Gelegenheit einen noch frappanteren Fall zu erzählen, den Diebſtahl eines ſilbernen Samowars.

„Meine Herren, ich bitte, ſich an die Fragen zu halten!“ ſagte der Obmann und klopfte mit dem Bleiſtift auf den Tiſch.

Alle ſchwiegen.

Die Fragen waren folgendermaßen gefaßt:

1. Iſt der Bauer des Dorfes Borki, Kreis Krapiwensk, Simon Petrow Kartinkin, drei und dreißig Jahre alt, deſſen ſchuldig, daß er am 17. Januar 188 . in der Stadt N., in der Abſicht, den Kaufmann Smeljkow ums Leben zu bringen, um ihn zu berauben, nach erfolgtem Einverſtändnis mit anderen Perſonen, dem Smeljkow im Kognak Gift gegeben hat, worauf Smeljkows Tod erfolgte, und demſelben Geld, etwa zweitauſend und fünfhundert Rubel und einen Brillantring entwendet hat.

2. Iſt die Kleinbürgerin Jewſimia Iwanowa

Botschkowa, drei und vierzig Jahre alt, des in der ersten Frage erwähnten Verbrechens schuldig?

3. Ist die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowa Maslowa, sieben und zwanzig Jahre alt, des in der ersten Frage erwähnten Verbrechens schuldig?

4. Wenn die Angeklagte Jewsimia Botschkowa nach der ersten Frage unschuldig ist, ist sie dann nicht dessen schuldig, daß sie am 17. Januar 188 . in der Stadt N., während sie im Hôtel „Mauritanien" in Dienst stand, aus dem verschlossenen Koffer eines Logiergastes des genannten Hôtels, des Kaufmanns Smeljkow, heimlich zweitausend fünfhundert Rubel Geld entwendet hat, zu welchem Zwecke sie den Koffer an Ort und Stelle mit einem mitgebrachten, passenden Schlüssel geöffnet hat?

Der Obmann verlas die erste Frage.

„Nun, meine Herren?"

Diese Frage wurde sehr schnell beantwortet. Alle waren mit der Antwort: „ja, schuldig", einverstanden und erkannten den Kartinkin als Mitthäter an der Entwendung sowohl als auch an der Vergiftung. Nicht einverstanden, den Kartinkin als schuldig zu erklären, war nur ein alter Mann, Mitglied einer Arbeitergenossenschaft, der alle Fragen im Sinne der Freisprechung beantwortet haben wollte.

Der Obmann glaubte, daß der Mann die Sache nicht verstehe und erklärte ihm, wie es augenscheinlich sei, daß Kartinkin und die Botschkowa

ſchuldig wären. Aber der Genoſſenſchaftler antwortete, daß er alles ſehr wohl verſtehe, es aber immerhin für richtiger halte, Mitleid mit den Leuten zu haben. „Wir ſind ſelbſt keine Heiligen ..." ſagte er und blieb auch bei ſeiner Meinung.

Auf die zweite, die Botſchkowa betreffende Frage, erfolgte nach langem Hin- und Herreden und Erklären die Antwort: „unſchuldig", da es keine klaren Beweiſe für ihre Teilnahme am Giftmord gab, — worauf ihr Advokat immer wieder hingewieſen hatte.

Der Kaufmann, der die Maslowa freiſprechen wollte, beſtand zwar darauf, daß die Botſchkowa die Hauptanſtifterin von allem ſei. Viele von den Geſchworenen ſtimmten ihm bei, aber der Obmann wollte ſich ſtreng an das Geſetz halten und wiederholte, daß es keinen Grund gäbe, ſie als Teilnehmerin am Giftmord zu erklären.

Nach langen Debatten ſiegte die Meinung des Obmanns.

Auf die vierte, ebenfalls die Botſchkowa betreffende Frage antwortete man: „ja, ſchuldig", und fügte dann auf Verlangen des Genoſſenſchaftlers hinzu: „aber hat Anſpruch auf Zuerkennung mildernder Umſtände."

Die die Maslowa betreffende Frage rief einen erbitterten Streit hervor. Der Obmann beſtand darauf, daß ſie ſowohl des Giftmords als auch der Entwendung ſchuldig ſei. Der Kaufmann

wollte dazu nicht seine Zustimmung geben und wurde darin von dem Oberst, dem Kommis und dem Genossenschaftler unterstützt. Die übrigen schienen eine Zeit lang zu schwanken, aber die Meinung des Obmanns begann schließlich doch überhand zu nehmen, besonders weil die Geschworenen alle ermüdet waren und sich darum leichter der Meinung anschlossen, die die meiste Aussicht hatte, alle schneller zu vereinigen und somit auch zu befreien.

Nach alledem, was die gerichtliche Untersuchung zu Tage gefördert hatte und nachdem, wie Nechljudow die Maslowa kannte, war er überzeugt, daß sie sowohl an der Entwendung als auch am Mord unschuldig war. Anfangs war er auch überzeugt, daß alle das anerkennen würden, aber bald merkte er, daß die ungeschickte Verteidigung des Kaufmannes der Sache schadete. Diese Verteidigung war augenscheinlich darauf begründet, daß die Maslowa dem Kaufmann physisch gefiel, was er auch nicht verhehlte. Gerade dieses aber weckte den Widerspruch des Obmanns. Auch die Müdigkeit der Geschworenen trug dazu bei, daß sich die Entscheidung immer mehr der Schuldigsprechung zuneigte. Nechljudow merkte das wohl. Er wollte zuerst dagegensprechen, aber er fürchtete sich, für die Maslowa einzutreten, es schien ihm, daß alle sogleich seine Beziehungen zu ihr erraten würden. Dennoch fühlte er, daß er die Sache nicht auf

sich beruhen lassen könnte und entgegnen müßte. Er wurde rot und blaß und wollte eben anfangen zu sprechen, als Pjotr Gerassimowitsch, der bis dahin geschwiegen hatte, offenbar durch den autoritativen Ton des Obmanns geärgert, diesem zu widersprechen begann und genau dasselbe sagte was Nechljudow hatte sagen wollen.

„Erlauben Sie", sagte er, „Sie behaupten, daß sie des Diebstahls darum schuldig sei, weil sie den Schlüssel gehabt hätte . . . Als ob die Dienstboten den Koffer nicht nach ihr mit einem falschen Schlüssel geöffnet haben könnten? . . ."

„Nun ja, natürlich", unterstützte ihn der Kaufmann.

„Sie konnte das Geld auch darum nicht genommen haben, weil sie in ihrer Lage mit demselben nichts anfangen konnte."

„Das sage ich ja auch", bestätigte der Kaufmann.

„Viel eher brachte ihr Besuch im Hôtel die Dienstboten auf diese Idee; diese benutzten dann die Gelegenheit und schoben hernach alles auf die Maslowa."

Pjotr Gerassimowitsch sprach mit gereizter Stimme. Und seine Gereiztheit teilte sich dem Obmanne mit, der daraufhin seine entgegengesetzte Ansicht besonders standhaft zu verteidigen begann. Pjotr Gerassimowitsch sprach jedoch so überzeugend, daß die Mehrheit ihm beistimmte und zugab, daß

die Maslowa an der Entwendung des Geldes und Ringes nicht beteiligt gewesen sei und den Ring vom Kaufmann geschenkt bekommen habe.

Als aber das Gespräch auf ihre Teilnahme am Giftmord überging, sagte ihr leidenschaftlicher Verteidiger, der Kaufmann, daß man sie für unschuldig erachten müsse, da sie ja keine Veranlassung gehabt hätte, den Smeljkow zu vergiften. Der Obmann aber sagte, daß man sie nicht für unschuldig halten könne, da sie ja selbst eingestanden hätte, das Pulver gereicht zu haben.

„Sie hat es gegeben, hat aber geglaubt, daß es Opium sei", sagte der Kaufmann.

„Sie hätte ihm auch mit Opium das Leben nehmen können", bemerkte der Oberst, der sich gern auf Abschweifungen einließ. Bei dieser Gelegenheit begann er zu erzählen, wie sich die Frau seines Schwagers mit Opium vergiftet hätte und wohl auch gestorben wäre, wenn nicht ein Arzt in der Nähe gewesen wäre und man nicht rechtzeitig Maßregeln ergriffen hätte.

Der Oberst erzählte so eindringlich, so selbstbewußt und mit solcher Würde, daß niemand den Mut hatte, ihn zu unterbrechen.

Nur der Kommis, den das Beispiel lockte, entschloß sich, ihm ins Wort zu fallen, um seine Geschichte zu erzählen.

„Manche gewöhnen sich so sehr daran", begann

er, „daß sie bis zu vierzig Tropfen einnehmen können . . . Ich hatte einen Verwandten, der . . .“

Aber der Oberst ließ sich das Wort nicht nehmen, und fuhr fort, seine Geschichte von der Wirkung des Opiums auf die Frau seines Schwagers zu erzählen.

„Aber es ist schon über vier Uhr“, sagte endlich einer der Geschworenen.

„Also wie ist's, meine Herren?“ wandte sich der Obmann an die Geschworenen. „Wollen wir sie für schuldig erklären, aber ohne den Vorsatz, zu berauben, und fremdes Eigentum hat sie nicht entwendet?“

„Ist's recht?“

Pjotr Gerassimowitsch, der mit seinem Siege zufrieden war, willigte ein.

„Aber sie verdient mildernde Umstände“, fügte der Kaufmann hinzu.

Alle waren einverstanden, nur der Genossenschaftler nicht, sondern er bestand darauf, daß man antworten müsse: „nein, unschuldig.“

„Das kommt ja darauf heraus“, erklärte der Obmann. „Auf diese Weise ist sie ja unschuldig.“

„Also drauf los: und verdient mildernde Umstände. Was also geblieben ist, auch das wird damit getilgt . . .“ sagte lustig der Kaufmann.

Alle waren so müde geworden und hatten sich so in den Debatten verwickelt, daß es niemand in

den Sinn kam, der Antwort beizufügen: ja, aber ohne den Vorſatz, des Lebens zu berauben.

Nechljudow war ſo aufgeregt, daß auch er es nicht bemerkte.

In dieſer Faſſung wurden die Antworten aufgezeichnet und in den Gerichtsſaal getragen.

Rabelais ſchreibt, daß ein Juriſt, den man um ſeinen Urteilsſpruch anging, nach einem Hinweis auf alle möglichen Geſetze und nach Verleſung von zwanzig Seiten ſinnloſen juriſtiſchen Lateins den Streitenden vorgeſchlagen habe, einfach zu würfeln: Paar oder Unpaar. Wenn Paar — ſo habe der Kläger recht, wenn Unpaar — der Beklagte.

So war es auch hier. Dieſes und nicht ein anderes Urteil wurde gefällt, nicht weil alle damit einverſtanden waren, ſondern erſtens darum, weil der Präſident, der ſo viel Zeit zu ſeinem Reſümee gebraucht, es diesmal unterlaſſen hatte, etwas, was er ſonſt immer zu erwähnen pflegte, zu ſagen; nämlich, daß die Geſchworenen die Frage auch ſo beantworten könnten: „Ja, ſchuldig, aber ohne Vorſatz, des Lebens zu berauben.“ Der zweite Grund war der, daß der Oberſt ſehr ausführlich und langweilig die Geſchichte von der Frau ſeines Schwagers erzählte. Der dritte der, daß Nechljudow ſo aufgeregt war, daß er die Weglaſſung der Klauſel: „aber ohne Vorſatz, des Lebens zu berauben“, nicht merkte, ſondern glaubte, daß ſchon die Klauſel: „ohne vorgefaßte Abſicht, zu be-

rauben", die Anklage vernichte. Der vierte Grund endlich für die Annahme dieses Urteils war der, daß Pjotr Geraſſimowitſch im Zimmer nicht anweſend war; er war gerade hinausgegangen, als der Obmann die Fragen und Antworten noch einmal durchnahm. Der hauptſächlichſte Grund aber war der, daß alle ermüdet waren und möglichſt bald frei werden wollten. Daher ſtimmten ſie alle der Entſcheidung zu, durch welche die ganze Sache am ſchnellſten erledigt wurde.

Die Geſchworenen klingelten. Der Gendarm, der mit gezogenem Säbel an der Thür ſtand, ſteckte die Waffe in die Scheide und trat zur Seite. Die Richter ſetzten ſich auf ihre Plätze, und einer nach dem anderen traten die Geſchworenen ein.

Der Obmann trug mit feierlichem Ausdruck den Fragebogen. Er trat an den Präſidenten heran und überreichte ihm denſelben. Der Präſident warf auf den Bogen einen Blick und machte mit der Hand ein demonſtratives Zeichen des Staunens. Er wandte ſich an ſeine Kollegen und begann ſich mit ihnen zu beſprechen.

Den Präſidenten wunderte es, daß die Geſchworenen, während ſie die eine Klauſel: „ohne Vorſatz, zu berauben" eingefügt hatten, die zweite Klauſel: „ohne Vorſatz, des Lebens zu berauben", außer Acht gelaſſen hatten. Es ergab ſich alſo nach Anſicht der Geſchworenen, daß die Maslowa

weder gestohlen, noch geraubt, zugleich aber ohne jeden ersichtlichen Zweck einen Menschen vergiftet hatte.

„Sehen Sie mal, was für einen Blödsinn die gebracht haben!“ sagte er zu dem Mitgliede links. „Das bedeutet ja Zwangsarbeit, während sie doch unschuldig ist . . .“

„Nun, wo denn unschuldig“, meinte das strenge Mitglied.

„Ganz einfach unschuldig. Meiner Ansicht nach giebt das eine Veranlassung zur Anwendung des § 817.“

Der § 817 lautet dahin, daß das Gericht, wenn es die Verurteilung für ungerecht erachtet, das Urteil der Geschworenen aufheben kann.

„Wie meinen Sie?“ wandte sich der Präsident an das gutmütige Mitglied.

Das gutmütige Mitglied antwortete nicht gleich, er sah auf die Nummer des vor ihm liegenden Papiers und addierte die Zahlen, — es ging nicht durch drei. Er hatte die Absicht, seine Zustimmung dann zu geben, wenn die Summe durch drei teilbar wäre. Aber obgleich drei in der Zahl nicht aufging, so stimmte er dennoch aus Gutmütigkeit zu.

„Ich denke auch, daß man es thun müßte“, sagte er.

„Und Sie?“ wandte sich der Präsident an das mißmutige Mitglied.

„Auf keinen Fall!“ antwortete dieſer entſchieden. „Die Zeitungen ſchreiben ſchon ſo wie ſo, daß die Geſchworenen Verbrecher freiſprechen, was werden ſie erſt ſagen, wenn der Gerichtshof dasſelbe thut. Ich bin in keinem Falle einverſtanden.“

Der Präſident ſah nach der Uhr.

„Schade, aber was iſt da zu machen . . .“ Und er übergab die Fragen dem Obmann zur Verleſung.

Alle erhoben ſich, der Obmann räuſperte ſich, verlegen von einem Fuß auf den anderen tretend, und las die Fragen und Antworten vor. Alle Beamten des Gerichts, der Sekretär, die Advokaten und ſogar der Staatsanwalt äußerten Zeichen des Erſtaunens.

Die Angeklagten ſaßen teilnahmlos da, ohne, wie es ſchien, die Bedeutung der Antworten zu verſtehen.

Wieder ſetzten ſich alle und der Präſident fragte den Staatsanwalt, mit welchen Strafen nach ſeiner Anſicht die Angeklagten zu belegen ſeien.

Der Staatsanwaltsadjunkt war über ſeinen unerwarteten Erfolg bezüglich der Maslowa ſehr erfreut und ſchrieb denſelben ſeiner Beredſamkeit zu. Er ſchlug irgendwo etwas nach, erhob ſich ein wenig und ſagte:

„Simon Kartinkin wäre auf Grund des Artikels 1452 und § 4 des Artikels 1453, Jew-

simia Botschkowa auf Grund des Artikels 1659 und Jekaterina Maslowa auf Grund des Artikels 1454 abzuurteilen . . ."

Alle diese Strafen waren die strengsten, die nur angewandt werden konnten.

„Das Gericht entfernt sich, um die Entscheidung zu treffen", sagte der Präsident, sich erhebend.

Alle erhoben sich nach ihm, und mit dem erleichternden und angenehmen Bewußtsein einer vollbrachten That fingen sie an, hinauszugehen oder sich im Saal hin und her zu bewegen.

„Aber mein Bester, wir haben doch etwas Schändliches zusammengepfuscht", sagte Pjotr Gerassimowitsch, an Nechljudow herantretend, dem der Obmann etwas erzählte. „Wir haben sie doch zur Zwangsarbeit verdonnert."

„Was sagen Sie?" rief Nechljudow aus, ohne diesmal die unangenehme Familiarität des Lehrers zu bemerken.

„Ja natürlich", meinte der Lehrer. „Wir haben ja in der Antwort nicht gesagt: „schuldig, aber ohne den Vorsatz, des Lebens zu berauben." Der Sekretär erzählte mir eben, daß der Staatsanwalt fünfzehn Jahre Zwangsarbeit beantragt."

„Wir haben es doch so beschlossen", sagte der Obmann.

Pjotr Gerassimowitsch fing an zu streiten. Er meinte, daß es selbstverständlich gewesen wäre, daß, wenn sie das Geld nicht entwendet, sie auch nicht

die Absicht gehabt hätte, den Kaufmann zu vergiften.

„Ich hatte doch die Antworten vor Schluß der Beratung verlesen und niemand protestierte", entschuldigte sich der Obmann.

„Ich war damals gerade aus dem Zimmer hinausgegangen", sagte Pjotr Gerassimowitsch. „Wie haben Sie es denn verpaßt?"

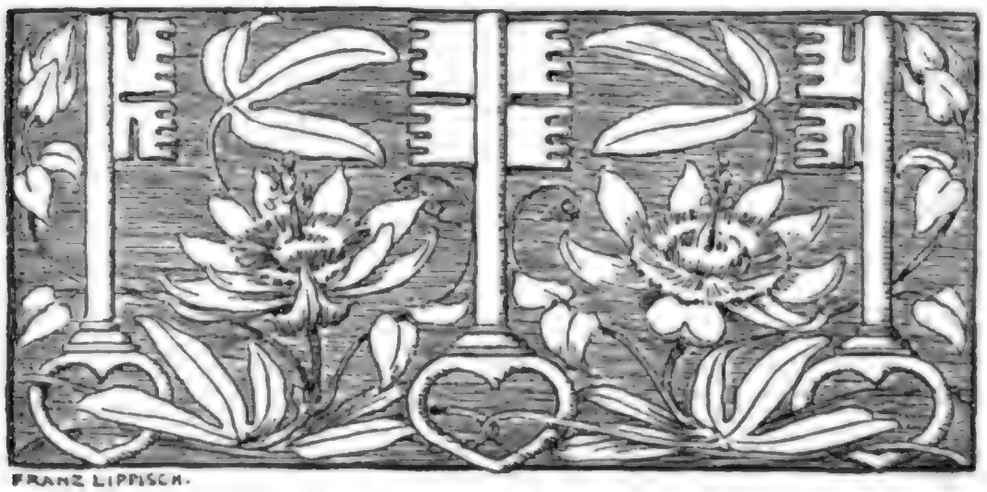
„Ich hätte das nie geglaubt", sagte Nechljudow.

„Nie geglaubt . . . Da haben Sie es."

„Aber das läßt sich noch gut machen", sagte Nechljudow.

„Nein, mein Bester, jetzt ist Schluß . . ."

Nechljudow sah auf die Angeklagten. Sie, deren Schicksal entschieden war, saßen noch immer ebenso unbeweglich hinter ihrem Gitter vor den Soldaten. Die Maslowa lächelte über irgend etwas. Und in Nechljudows Seele regte sich ein schlechtes Gefühl. Vorher, als er vorausgesetzt hatte, daß sie freigesprochen werden und in der Stadt bleiben würde, war er im Zweifel gewesen, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. Und das Verhalten gegen sie war schwer. Die Zwangsarbeit aber und Sibirien vernichteten plötzlich die Möglichkeit jeglichen Verhältnisses zu ihr. — Der angeschossene Vogel würde aufhören in der Jagdtasche zu zucken und an sich zu erinnern.




Die Vermutungen des Pjotr Gerassimowitsch waren richtig.

Als der Präsident aus dem Beratungszimmer zurückkehrte, nahm er das Papier und las:

„Im Jahre 188 . am 28. April, hat auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers das Bezirksgericht zu N. in der Kriminalabteilung, kraft der Entscheidung der Herren Geschworenen, auf Grund des § 3 des Artikels 771, des § 3 des Artikels 776 und des Artikels 777 der Kriminalprozeßordnung erkannt:

den Bauer Simon Kartinkin drei und dreißig Jahre alt, und die Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa, sieben und zwanzig Jahre alt, nach Entziehung aller bürgerlichen Rechte in Zwangsarbeit zu verschicken, und zwar den Kartinkin auf acht Jahre, und die Maslowa auf vier Jahre, beide mit den Folgen nach Artikel 25 des Strafgesetzbuches;

die Kleinbürgerin Jewsimia Botschkowa, drei und vierzig Jahre alt, nach Entziehung aller

persönlichen Rechte in Sonderheit und der bürgerlichen Rechte im Allgemeinen, ins Gefängnis einzuschließen für den Zeitraum von drei Jahren, mit den Folgen laut Artikel 48 des Strafgesetzbuches;

die Gerichtskosten für diesen Prozeß zu gleichen Teilen den Verurteilten aufzuerlegen, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit auf Rechnung des Fiskus zu setzen;

die zum Prozeß gehörigen corpora delicti zu verkaufen, den Ring zurückzuerstatten, die Gläser zu vernichten."

Kartinkin stand da, ebenso stramm die Hände mit den abstehenden Daumen an den Hosennähten, während seine Wangen zitterten. Die Botschkowa schien vollständig ruhig. Die Maslowa wurde purpurrot, als sie das Urteil vernahm.

„Ich bin unschuldig . . . unschuldig . . ." schrie sie plötzlich über den ganzen Saal hin. „Das ist Sünde. Ich bin unschuldig . . . Ich hatte es nicht gewollt, nicht daran gedacht . . . Ich sage die Wahrheit . . . die Wahrheit . . ." Und mit lautem Schluchzen ließ sie sich auf der Bank nieder.

Kartinkin und die Botschkowa waren schon hinausgegangen, während sie noch immer dasaß und weinte, sodaß der Gendarm sie am Ärmel des Schlafrockes berühren mußte.

„Nein, das darf man nicht so lassen", sagte Nechljudow, der die unangenehme Empfindung

gänzlich vergeſſen hatte, zu ſich ſelbſt. Und er eilte hinaus auf den Korridor, um ſie nochmals zu ſehen.

In der Thür drängte ſich lebhaft ein Haufen von hinausgehenden Geſchworenen und Advokaten, die froh über die Beendigung der Verhandlung waren. Nechljudow wurde einige Minuten aufgehalten. Als er auf den Korridor hinaustrat, war ſie ſchon weit. Ohne an die Aufmerkſamkeit, die er auf ſich lenkte, zu denken, holte er ſie ein, überholte ſie und blieb dann ſtehen. Sie hatte ſchon aufgehört zu weinen und ſchluchzte nur noch ſtoßweiſe. Sie wiſchte ſich das gerötete Geſicht mit dem Zipfel des Kopftuches und ging, ohne ſich umzuſehen, an ihm vorüber. Er ließ ſie an ſich vorbeigehen und kehrte dann ſchnell wieder um, um noch den Präſidenten zu ſprechen. Aber der Präſident war ſchon weggegangen und Nechljudow holte ihn nur noch im Treppenhauſe ein.

Nechljudow trat an den Präſidenten heran, als er bereits ſeinen hellen Überzieher angezogen hatte und nach dem Stock mit dem ſilbernen Knauf griff, den ihm der Portier reichte.

„Herr Präſident“, ſagte Nechljudow, „darf ich Sie einen Augenblick wegen der Sache ſprechen, die ſoeben verhandelt wurde? Ich bin Geſchworener . . .“

„Ah, jawohl, Fürſt Nechljudow! Sehr angenehm, wir haben uns ſchon früher geſehen“, ſagte der Präſident, ihm die Hand drückend, wobei

er sich mit Vergnügen daran erinnerte, wie gut und lustig, besser als alle jungen Leute, er an dem Abend getanzt hatte, als er Nechljudow begegnete. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Die Maslowa ist das Opfer eines Mißverständnisses geworden. Sie ist am Morde unschuldig und man hat sie dennoch zu Zwangsarbeit verurteilt", sagte mit einem konzentrierten, finsteren Ausdruck Nechljudow.

„Das Gericht hat sein Urteil auf Grund der von Ihnen selbst gegebenen Antwort gefällt", sagte der Präsident, während er sich der Ausgangsthür näherte, „obgleich die Antworten auch dem Gerichtshof nicht ganz der Sachlage entsprechend erschienen."

Der Präsident erinnerte sich, wie er den Geschworenen hatte einschärfen wollen, daß ihre Antwort: „ja, schuldig", wenn ihr nicht die Klausel von der Verneinung des vorsätzlichen Mordes beigefügt würde, den vorsätzlichen Mord bestätigen müßte, und wie er in der Eile dieses unterlassen hatte.

„Ja, aber kann man denn den Fehler nicht wieder gut machen?"

„Eine Veranlassung zur Kassation wird sich immer finden. Sie müssen sich an die Advokaten wenden", sagte der Präsident, indem er sich den Hut etwas schief aufsetzte und sich immer mehr dem Ausgang näherte.

„Aber das ist doch entsetzlich!"

„Ja, sehen Sie mal, der Maslowa stand nur eins von beiden bevor . . .“ sagte der Präsident, der augenscheinlich Nechljudow gegenüber möglichst liebenswürdig und höflich sein wollte. Er nahm ihn leicht unter den Arm und fragte, indem er ihn zur Ausgangsthür lenkte: „Sie gehen doch auch?“

„Ja“, sagte Nechljudow. Er zog sich schnell an und folgte dem Präsidenten.

Sie traten an die helle, heitere Sonne hinaus und mußten sofort, wegen des Rasselns der Räder auf dem Pflaster, lauter sprechen.

„Ihre Lage war, wie Sie wohl die Güte haben zu sehen eine merkwürdige“, fuhr der Präsident fort. „Ihr, dieser Maslowa stand nur eins von beiden bevor: entweder fast eine Freisprechung, eine Gefängnishaft, bei welcher ihr das, was sie schon abgesessen hatte, angerechnet werden konnte, ja sogar nur Arrest, oder aber Zwangsarbeit. Eine Mitte giebt's da nicht . . . Hätten Sie die Worte hinzugefügt: „aber ohne Absicht, den Tod herbeizuführen“, so wäre sie freigesprochen worden.“

„Ich hatte das ganz unverzeihlicher Weise übersehen“, sagte Nechljudow.

„Das ist eben die Sache“, sagte lächelnd der Präsident und sah nach der Uhr.

Es waren nur noch dreiviertel Stunden bis zum letzten Termin übrig, der ihm von Klara bestimmt worden war.

„Jetzt, wenn Sie wünſchen, wenden Sie ſich an einen Advokaten. Man muß eine Veranlaſſung zur Kaſſation finden. Die findet man immer ... Nach der Dworjanskajaſtraße“, antwortete er dem Droſchkenkutſcher, „dreißig Kopeken, mehr zahle ich niemals ...“

„Bitte ſchön, Exzellenz ...“

„Ich habe die Ehre. Wenn ich mit etwas dienen kann — Haus Dwornikow auf der Dworjanskaja ... Leicht zu behalten ...“

Und mit einem freundlichen Gruß fuhr er davon.

Das Geſpräch mit dem Präſidenten und die reine Luft hatten Nechljudow etwas beruhigt. Es ſchien ihm jetzt, als ſei das von ihm empfundene Gefühl, infolge des ganzen, unter ſo ungewohnten Umſtänden verbrachten Morgens etwas übertrieben geweſen.

„Es iſt natürlich ein ſonderbares und frappantes Zuſammentreffen! Und ich muß alles nur mögliche thun, um ihr Schickſal zu erleichtern ...

Und zwar schnell, sofort ... Ja, ich muß mich hier im Gericht erkundigen, wo Fanarin oder Mikischin wohnt." Er erinnerte sich der Namen zweier berühmten Advokaten.

Nechljudow kehrte in das Gerichtsgebäude zurück, zog den Überzieher aus und ging nach oben. Aber schon im ersten Korridor stieß er auf Fanarin. Er hielt ihn auf und sagte, daß er ein Anliegen an ihn hätte. Fanarin kannte ihn von Ansehen und dem Namen nach, und sagte, daß er ihm mit Vergnügen zu Diensten stehe.

„Ich bin zwar müde ... aber wenn es nicht lange dauert ... sagen Sie mir Ihre Sache — Bitte, gehen wir hier herein."

Und Fanarin führte den Fürsten in irgend ein Zimmer, wahrscheinlich das Kabinett eines Richters. Sie setzten sich an den Tisch.

„Nun, was haben Sie?"

„Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten", sagte Nechljudow, „daß niemand etwas davon erfährt, daß ich mich für diese Sache interessiere ..."

„Das versteht sich von selbst. Also ..."

„Ich war heute Geschworener, und wir haben eine Frau zur Zwangsarbeit verurteilt, — eine Unschuldige ... Das quält mich."

Nechljudow errötete, für sich selbst unerwartet, und blieb stecken. Fanarin warf auf ihn einen forschenden Blick, und senkte dann wieder die Augen, um ihm zuzuhören.

„Nun . . .“, sagte er blos.

„Wir haben eine Unschuldige verurteilt und ich möchte nun das Urteil kassieren lassen, an eine höhere Instanz appellieren . . .“

„An den Senat“, korrigierte ihn Fanarin.

„Und ich bitte Sie also, das zu übernehmen.“

Nechljudow wollte möglichst schnell das Schwerste erledigen und sagte daher sofort:

„Das Honorar . . . Die Kosten dieses Prozesses übernehme ich, wie hoch sie auch sein mögen.“ Und dabei errötete er wieder.

„Nun, das werden wir mit Ihnen vereinbaren“, antwortete der Advokat, über die Unerfahrenheit des Fürsten nachsichtig lächelnd.

„Worin besteht denn die Sache?“

Nechljudow erzählte.

„Gut, morgen lasse ich mir die Akten geben und werde dieselben durchsehen. Und übermorgen, nein, Donnerstag, fahren Sie bei mir vor, so um sechs Uhr nachmittags, dann erhalten Sie meine Antwort. Nicht wahr? Also gehen wir jetzt, ich muß hier noch einige Erkundigungen einziehen.“

Nechljudow verabschiedete sich und ging hinaus.

Das Gespräch mit dem Advokaten und der Umstand, daß er bereits Maßregeln zur Verteidigung der Maslowa ergriffen hatte, beruhigten ihn noch mehr. Er trat ins Freie. Das Wetter war schön, und er sog die Frühlingsluft freudig ein. Die Droschkenkutscher boten ihm ihre Dienste

an, er ging jedoch zu Fuß. Und ſofort erfüllte ihn ein ganzer Schwarm von Gedanken und Erinnerungen an Katjuſcha und das an ihr begangene Verbrechen. Ihm wurde wieder trübe zu Mut, und alles erſchien ihm finſter.

„Nein, das will ich mir ſpäter überlegen", ſprach er zu ſich ſelbſt. „Jetzt aber muß man ſich im Gegenteil von den ſchweren Eindrücken zerſtreuen."

Er dachte an das Mittageſſen bei Kortſchagins und ſah nach der Uhr. Es war noch nicht ſpät, und er konnte noch zum Diner da ſein. Ein Tramwaywagen fuhr klingelnd an ihm vorüber. Er lief dem Wagen nach und ſprang hinein. Auf dem Platze ſprang er wieder ab, nahm eine gute Droſchke und hielt zehn Minuten ſpäter an der Auffahrt des großen Kortſchaginſchen Hauſes.

„Ich bitte, Ew. Durchlaucht! Die Herrſchaften erwarten . . .", ſagte der freundliche dicke Portier des fürſtlichen Hauſes, indem er die ſich

geräuschlos auf englischen Angeln bewegende Thür des Vestibuls öffnete. „Die Herrschaften speisen, nur Ew. Durchlaucht werden gebeten . . .“

Der Portier trat an die Treppe und gab ein Glockenzeichen nach oben.

„Ist jemand da? fragte Nechljudow während er ablegte.

„Herr Kolossow und Michail Sergejewitsch, sonst nur die Unserigen“, antwortete der Portier.

Auf der Treppe zeigte sich ein bildschöner Lakai im Frack und weißen Handschuhen.

„Ew. Durchlaucht werden gebeten . . .“ sagte er.

Nechljudow stieg die Treppe hinauf und ging durch den bekannten prächtigen und geräumigen Saal ins Speisezimmer. Am Tisch im Speisezimmer saß die ganze Familie, mit Ausnahme der Mutter, der Fürstin Sofja Wassiljewna, die niemals ihr Kabinett verließ. Oben am Tische saß der alte Kortschagin, links neben ihm der Arzt; an der anderen Seite der Freund des Hausherrn Iwan Iwanowitsch Kolossow, Gouvernementsadelsmarschall a. D. und Direktor einer Bank, ein Mann von liberaler Gesinnung. Weiter links saßen Miß Reder, die Gouvernante der kleinen Schwester Missys und das vierjährige Mädchen selbst, ihnen gegenüber auf der rechten Seite Petja, der einzige Sohn Kortschagins, ein Tertianer, wegen dessen Klassenexamen die ganze Familie in der Stadt blieb, und ein Student, sein Repe-

titor. Links folgte dann Katerina Alexejewna, ein vierzigjähriges slavophilisch angehauchtes Fräulein, und ihr gegenüber auf der rechten Seite Michail Sergejewitsch oder einfach Mischa Telegin, Missys Vetter. Unten am Tische saß Missy selbst und neben ihr war ein unangerührtes Gedeck.

„Ah, das ist schön. Setzen Sie sich, wir sind erst beim Fisch", sagte, angestrengt und vorsichtig mit den falschen Zähnen kauend, der alte Kortschagin, während er die blutunterlaufenen Augen mit den kaum sichtbaren Lidern zu Nechljudow erhob.

„Stepan", wandte er sich mit vollem Munde, indem er mit den Augen auf das leere Gedeck wies, an den dicken pompösen Maître d'hôtel.

Obgleich Nechljudow den alten Kortschagin gut kannte und ihn häufig auch bei Tische gesehen hatte, so berührten ihn heute doch ganz besonders unangenehm dieses rote Gesicht mit den sinnlichen Gourmandslippen über der hinter die Weste gesteckten Serviette, der feiste Hals und die ganze wohlgemästete militärische Generalsfigur des Fürsten.

Nechljudow erinnerte sich unwillkürlich dessen, was er von der Grausamkeit dieses Menschen wußte, der früher als Statthalter die Leute Gott weiß wozu — denn er war reich und angesehen und brauchte sich nicht hinaufzudienen — hatte peitschen und sogar hängen lassen.

„Den Augenblick wird serviert, Ew. Durchlaucht", sagte Stepan, während er aus dem mit

silbernen Vasen besetzten Büffett einen großen Vorlegelöffel holte und dem schönen Lakai mit dem Backenbart einen Wink gab. Der Lakai begann sofort das neben Missy befindliche Gedeck mit der kunstvoll gehaltenen gestärkten und wappengeschmückten Serviette zu ordnen.

Nechljudow ging um den ganzen Tisch herum und drückte allen die Hände. Alle außer dem alten Kortschagin und den Damen erhoben sich, wenn er an sie herantrat. Und diese Wanderung um den Tisch und das Händedrücken mit allen Anwesenden, mit deren Mehrzahl er nie gesprochen hatte, erschien ihm heute besonders unangenehm und lächerlich.

Er entschuldigte sich wegen der Verspätung und wollte sich auf den leeren Platz am Ende des Tisches, zwischen Missy und Katerina Alexejewna, niederlassen. Aber der alte Kortschagin verlangte, daß er, wenn er auch keinen Schnaps trinke, doch zuerst von der auf einem besonderen Tisch servierten Sakuska essen solle. Auf dem Tisch standen Hummern, Kaviar, einige Sorten Käse, Hering und anderes. Nechljudow hatte nicht geglaubt, so hungrig zu sein, aber als er angefangen hatte, Brot mit Käse zu essen, konnte er nicht aufhören und aß gierig.

„Nun, haben Sie mal wieder die Grundlagen untergraben?“ sagte Kolossow, den Ausdruck eines konservativen Blattes, das gegen die Geschworenengerichte kämpfte, ironisierend. „Die Schuldigen

freigeſprochen und die Unſchuldigen verurteilt? Nicht?“

„Grundlagen untergraben . . . Grundlagen untergraben . . .“ wiederholte lachend der Fürſt, der zu dem Verſtand und zu der Gelehrſamkeit ſeines liberalen Kameraden und Freundes ein unbegrenztes Vertrauen hegte.

Nechljudow riskierte unhöflich zu ſein und antwortete Koloſſow nichts. Er ſetzte ſich zu der unterdes ſervierten dampfenden Suppe und fuhr fort zu kauen.

„So laſſen Sie ihn doch eſſen“, ſagte lächelnd Miſſy. Das Fürwort „ihn“ ſollte ihre nahen Beziehungen zu Nechljudow dokumentieren.

Koloſſow erzählte unterdes lebhaft und laut den Inhalt des Artikels gegen das Geſchworenengericht, der ihn empört hatte. Ihm ſtimmte Telegin, der Neffe des Fürſten, bei und gab den Inhalt eines anderen Artikels desſelben Blattes zum Beſten.

Miſſy war wie immer ſehr „destinguée“ und gut, unauffällig gut gekleidet.

„Sie ſind wahrſcheinlich furchtbar müde und hungrig?“ wandte ſie ſich an Nechljudow, als er ausgekaut hatte.

„Nein, nicht beſonders. Und Sie? Waren Sie in der Gemäldeausſtellung?“ fragte er.

„Nein, wir haben es aufgeſchoben. Wir waren

aber zum Lawn-Tennis bei Salomatows. Mr. Crooks spielt wunderbar!"

Nechljudow war hergekommen, um sich zu zerstreuen, und immer pflegte es ihm in diesem Hause wohl zu sein, nicht nur wegen des guten Tones, der dem Luxus hier eigen war und der auf seine Sinne angenehm wirkte, sondern auch besonders infolge einer gewissen Atmosphäre schmeichelnder Liebenswürdigkeit, die ihn unmerklich umfloß.

Heute aber — war das nicht sonderbar? — erschien ihm alles in diesem Hause widerwärtig, alles, angefangen von dem Portier, der breiten Treppe, den Blumen, den Lakaien, der Tafeldekoration und bis zu Missy selbst, die ihm heute unsympathisch und unnatürlich erschien. Unangenehm waren ihm auch dieser selbstbewußte, banal-liberale Ton Kolossows, unangenehm die stierartige, selbstbewußte, sinnliche Figur des alten Fürsten, unangenehm die französischen Phrasen der Slavophilin Katerina Alexejewna, unangenehm das genierte Gesicht der Gouvernante und des Repetitors, und ganz besonders unangenehm war ihm das Fürwort „ihn", das ihm gegenüber angewandt worden war . . .

Nechljudow hatte immer zwischen zweierlei Stellungnahme zu Missy geschwankt. Bald hatte er, gleichsam die Augen zukneifend, oder wie bei Mondschein, in ihr alles Schöne gesehen und dann war sie ihm frisch, schön, klug und natürlich erschienen.

Und dann plötzlich wieder hatte er, wie bei grellem Sonnenlichte, alles das, was ihr fehlte, gesehen, einfach sehen müssen.

Heute war für ihn ein solcher Tag. Er sah jedes Fältchen auf ihrem Gesicht, er wußte und sah, wie ihr Haar aufgekämmt war, er sah die Spitzigkeit der Ellenbogen, und er bemerkte namentlich den breiten Nagel ihres Daumens, der an den gleichen Nagel beim Vater erinnerte.

„Ein langweiliges Spiel!" sagte Kolossow vom Lawn-Tennis. „Da war doch das Ballspiel unserer Kindheit viel lustiger?"

„Nein, Sie kennen das nicht. Es ist furchtbar hinreißend . . ." entgegnete Missy, indem sie das Wort „furchtbar", wie es Nechljudow schien ganz besonders unnatürlich aussprach.

Und es begann ein Streit, in den auch Telegin und Katerina Alexejewna eingriffen. Nur die Gouvernante, der Repetitor und die Kinder schwiegen und langweilten sich augenscheinlich.

„Immer müssen Sie streiten!" sagte laut lachend der alte Kortschagin. Und die Serviette aus der Weste hervorziehend, scharrte er mit dem Stuhl, den der Lakai sogleich auffing und stand vom Tische auf. Nach ihm erhoben sich auch alle übrigen und traten an das Tischchen heran, wo die mit warmem aromatischen Wasser gefüllten Spülschälchen standen. Das niemand besonders

intereſſierende Geſpräch wurde während des Mundſpülens fortgeſetzt.

„Nicht wahr?“ wandte ſich Miſſy an Nechljudow, um ihn zur Beſtätigung ihrer Anſicht darüber aufzufordern, daß man bei nichts anderem den Charakter des Menſchen ſo deutlich erkennen könne, als beim Spiel. Sie ſah auf ſeinem Geſicht jenen konzentrierten und wie ihr ſchien verurteilenden Ausdruck, den ſie an ihm fürchtete, und ſie wollte erfahren, wodurch dieſer Ausdruck hervorgerufen worden war.

„Ich weiß wirklich nicht . . . Ich habe nie darüber nachgedacht . . .“ antwortete Nechljudow.

„Gehen wir zu maman?“ fragte Miſſy.

„Ja, ja“, ſagte er, eine Cigarette hervorholend, in einem Tone, der deutlich zeigte, daß er eigentlich nicht gehen möchte.

Sie ſah ihn ſchweigend und fragend an, und er ſchämte ſich. „In der That, zu Leuten hinzugehen, um ſie zu langweilen . . .“ dachte er von ſich ſelbſt. Und mit dem Willen, liebenswürdig zu ſein, ſagte er, daß er mit Vergnügen gehen werde, wenn die Fürſtin empfange.

„Ja, ja, maman wird ſich ſehr freuen. Rauchen können Sie auch dort. Iwan Iwanowitſch iſt auch da . . .“

Die Hausfrau, die Fürſtin Sofja Waſſiljewna, war eine liegende Dame. Sie lag in Gegenwart der Gäſte bereits das achte Jahr in Spitzen und Bändern, mitten unter Samt, Vergoldung, Elfen-

bein, Bronze, Lack und Blumen, fuhr nicht mehr aus und empfing nur, wie ſie zu ſagen pflegte, „ihre Freunde“, das heißt alle die, die ſich ihrer Meinung nach irgendwie vor dem Haufen auszeichneten. Nechljudow war in die Zahl dieſer Freunde aufgenommen worden, weil er erſtens für einen geſcheiten jungen Mann galt, weil zweitens ſeine Mutter eine nahe Freundin der Familie geweſen war, und weil es drittens gut geweſen wäre, wenn er Miſſy geheiratet hätte.

Das Zimmer der Fürſtin Sofja Waſſiljewna befand ſich hinter dem großen und kleinen Salon. Im großen Salon blieb Miſſy, die Nechljudow vorangegangen war, entſchloſſen ſtehen und ſah ihn, ſich auf die Lehne eines vergoldeten Stühlchens ſtützend, an.

Miſſy hatte große Luſt, zu heiraten, und Nechljudow war eine gute Partie. Außerdem gefiel er ihr, und ſie hatte ſich an den Gedanken gewöhnt, daß er der Ihrige werden müßte. Nicht ſie ſollte die Seinige, ſondern er der Ihrige werden. Und ſie kam ihrem Ziel näher mit jener unbewußten, aber ausdauernden Schlauheit, wie ſie bei Geiſteskranken vorkommt.

Sie redete ihn jetzt an, um ihn zu einer Erklärung zu veranlaſſen.

„Ich ſehe, daß Ihnen irgend etwas paſſiert iſt . . . Was fehlt Ihnen?“ ſagte ſie.

Er dachte an ſeine Begegnung im Gericht, errötete und wurde finſter.

„Ja, es ist etwas passiert . . .“, sagte er in der Absicht, aufrichtig zu sein. „Ein seltsames, ungewöhnliches und wichtiges Ereignis.“

„Was war es denn? Können Sie mir nicht sagen, was es war?“

„Nein, jetzt nicht. Gestatten Sie mir, es Ihnen zu verschweigen. Es ist etwas geschehen, das ich noch nicht Zeit gehabt habe, zu überdenken“, sagte er und errötete noch stärker.

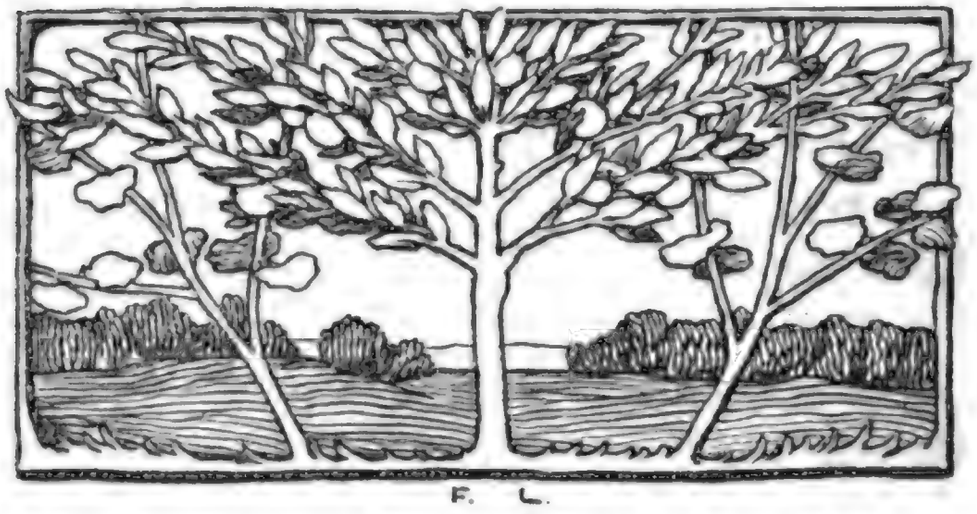
„Und Sie werden es mir nicht sagen?“ Eine Muskel ihres Gesichts erzitterte und die Prinzeß rückte mit dem Stuhl, an dem sie sich hielt.

„Nein, ich kann es nicht . . .“ antwortete er. Und er fühlte, daß die Antwort, die er ihr gegeben, auch eine Antwort für ihn selbst gewesen war, ein Zugeständnis, daß sich mit ihm wirklich etwas außerordentlich Wichtiges begeben hätte.

„So wollen wir denn gehen.“

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie die unnötigen Gedanken verjagen wollte, und ging vorwärts mit rascheren Schritten als gewöhnlich.

Es schien ihm, daß sie den Mund auf eine unnatürliche Weise zusammenpreßte, um die Thränen zurückzuhalten. Er schämte sich und es that ihm weh, daß er sie gekränkt hatte. Aber er wußte, daß die geringste Schwäche ihn zu Grunde richten, das heißt binden würde. Dieses aber fürchtete er heute vor allem. So folgte er ihr denn schweigend zum Kabinett der Fürstin.



Die Fürſtin Sofja Waſſiljewna hatte ihr Mittageſſen beendet, ein ſehr feines und nahrhaftes Diner, das ſie ſtets allein zu ſich zu nehmen pflegte, damit ſie niemand bei dieſer unpoetiſchen Funktion ſähe. Neben ihrer Couchette ſtand das Kaffeetiſchchen, und ſie rauchte eine Pachitos.

Die Fürſtin Sofja Waſſiljewna war eine magere, hohe, ſich noch immer jung machende Brünette mit langen Zähnen und großen ſchwarzen Augen.

Man ſprach Übles über ihr Verhältnis zu dem Doktor. Nechljudow hatte früher nie daran gedacht. Heute aber geſchah, daß er ſich deſſen nicht nur erinnerte, ſondern auch ein Gefühl von unbezwinglichem Ekel bekam, als er neben ihrer Couchette den Arzt mit dem pomadiſierten, glänzenden, geteilten Bart erblickte.

Neben Sofja Waſſiljewna am kleinen Tiſche ſaß auf einem niedrigen weichen Lehnſtuhl Koloſſow und rührte ſeinen Kaffee um. Auf dem Tiſche ſtand ein Gläschen Likör.

Missy war mit Nechljudow zusammen bei der Mutter eingetreten, blieb aber nicht im Zimmer.

„Wenn maman müde wird und Sie wegjagt, so kommen Sie zu mir", sagte sie zu Nechljudow gewandt in einem solchen Tone, als wäre zwischen ihnen beiden nichts vorgefallen. Und mit einem heiteren Lächeln schritt sie lautlos über den dicken Teppich und verließ das Zimmer.

„Nun, guten Tag, mein Freund, setzen Sie sich und erzählen Sie mir . . ." sagte die Fürstin Sofja Wassiljewna mit ihrem kunstvollen, verstellten, aber dem natürlichen vollständig ähnlichen Lächeln, welches ihre schönen langen Zähne entblößte, die so geschickt gemacht waren, als wären sie echt. „Ich höre, daß Sie aus dem Gericht in einer sehr trüben Gemütsverfassung zurückgekommen seien. Ich glaube, daß es für Leute von Herz sehr schwer sein muß . . ." sagte sie französisch.

„Ja, das ist wahr", erwiderte Nechljudow. „Man fühlt sehr oft seine Un . . . Man fühlt, daß man kein Recht hat, andere zu richten . . ."

„Comme c'est vrai!" rief sie aus, als sei sie von der Wahrheit seiner Bemerkung frappiert. Wie immer, suchte sie auch jetzt ihrem Gegenüber zu schmeicheln.

„Nun, und wie steht es denn mit Ihrem Gemälde? Ich interessiere mich dafür sehr", fügte sie hinzu, „wäre ich nicht so leidend, so wäre ich schon längst bei Ihnen gewesen . . ."

„Ich habe es ganz aufgegeben", antwortete trocken Nechljudow, dem heute die Unwahrheit ihrer Schmeichelei ebenso offenbar war, wie ihr verheimlichtes Alter. Er konnte durchaus nicht die rechte Stimmung finden, um liebenswürdig zu sein.

„Sehr unrecht von Ihnen. — Wissen Sie, unser berühmter Repin hat mir gesagt, daß er entschieden Talent habe", wandte sie sich zu Kolossow.

„Daß sie sich nicht schämt, so zu lügen!" dachte Nechljudow stirnrunzelnd.

Nachdem die Fürstin sich überzeugt hatte, daß Nechljudow heute nicht bei Laune sei, und es unmöglich sein würde, ihn in ein angenehmes und interessantes Gespräch hineinzuziehen, wandte sie sich an Kolossow mit der Frage nach seiner Meinung über ein neues Drama. Sie that dieses in einem Ton, als ob die von Kolossow zu erwartende Meinungsäußerung jegliche Zweifel beseitigen, und als ob jedes Wort dieser Äußerung verewigt werden müßte.

Kolossow verurteilte das Drama und sprach bei dieser Gelegenheit seine Ansichten über die Kunst aus. Die Fürstin zeigte sich von der Richtigkeit seines Urteils bewältigt, versuchte zwar den Autor des Dramas zu verteidigen, aber ergab sich sofort wieder, oder fand wenigstens eine vermittelnde Ansicht. Nechljudow sah und hörte zu, aber sah und hörte etwas ganz anderes, als was vorging.

Indem er bald der Fürstin, bald Kolossow zu-

hörte, ſah er erſtens, daß ſowohl die Fürſtin, als auch Koloſſow ſich eigentlich weder für das Drama, noch für einander intereſſierten. Wenn ſie ſprachen, ſo thaten ſie es nur dem phyſiologiſchen Bedürfnis zuliebe, nach dem Eſſen die Zungen- und Kehlmuskeln zu bewegen. Zweitens ſah Nechljudow, daß Koloſſow, der Schnaps, Wein und Likör getrunken hatte, bereits etwas betrunken war, nicht ſo betrunken, wie es die ſelten trinkenden Bauern zu ſein pflegen, ſondern ſo, wie es Leute ſind, denen der Alkoholgenuß zum gewohnten Bedürfnis geworden iſt. Koloſſow ſchwankte nicht, ſprach kein dummes Zeug, ſondern befand ſich nur in einem anormalen, aufgeregt-ſelbſtzufriedenem Zuſtande. Drittens ſah Nechljudow, daß die Fürſtin während des Geſprächs immerfort beunruhigt zum Fenſter hinüberblickte, durch welches ſich ein ſchräger Sonnenſtrahl zu ihr hinüberzuſtehlen begann. Sie fürchtete, daß die Sonne ihr Alter zu grell beleuchten würde.

„Wie wichtig das iſt“, ſagte ſie auf irgend eine Bemerkung Koloſſows hin und drückte dabei auf den gleich neben der Couchette angebrachten Knopf der Klingel.

Der Doktor erhob ſich und ging, als eine im Hauſe gut bekannte Perſönlichkeit, ohne ein Wort zu ſagen, zum Zimmer hinaus. Die Fürſtin begleitete ihn mit den Augen und führte das Geſpräch weiter.

„Bitte Philipp, ziehen Sie die Gardine zu“,

ſagte ſie, als auf ihr Klingeln der ſchöne Lakai eintrat, und wies mit den Augen auf die Gardine am Fenſter.

„Nein, ſagen Sie, was Sie wollen, es iſt etwas Myſtiſches darin, und ohne Myſtizismus giebt es keine Poeſie“, ſprach ſie, indem ſie mit dem einen ihrer ſchwarzen Augen geärgert die Manipulationen des Lakais, der die Gardine zuzog, verfolgte.

„Myſtizismus ohne Poeſie iſt Aberglaube, und Poeſie ohne Myſtizismus Proſa . . .“ ſagte ſie mit einem trüben Lächeln, ohne den Blick von dem mit der Gardine beſchäftigten Lakai zu wenden.

„Philipp, nicht dieſe Gardine . . . Am großen Fenſter . . .“ ſagte die Fürſtin endlich mit dem Ausdrucke einer Märtyrerin. Sie ſchien ſich offenbar ſelbſt zu bemitleiden wegen der Anſtrengung, die ſie machen mußte, um dieſe Worte auszuſprechen. Und ſogleich führte ſie ſich zur Beruhigung mit der von Fingerringen bedeckten Hand eine aromatiſchrauchende Pachitos an den Mund.

Der muskulöſe, ſchöne Philipp mit dem breiten Bruſtkaſten verneigte ſich ein wenig, als ob er ſich entſchuldigte. Mit weichen Schritten ging er mit ſeinen ſtarken Beinen, an denen die Waden hervortraten, über den Teppich zum andern Fenſter und begann, die Fürſtin aufmerkſam betrachtend, die Gardine ſo zu ordnen, daß nicht ein Strahl mehr ſeine Herrin beläſtigen könnte. Aber er hatte es wieder nicht recht

gemacht, und wieder mußte die gemarterte Fürstin ihr Gespräch über den Mystizismus unterbrechen, und den sie unbarmherzig quälenden, ungeschickten Philipp zurechtweisen. Für einen Augenblick flammte in den Augen Philipps ein Funke auf.

„Der Teufel mag daraus klug werden, was du willst! — Das meint er wahrscheinlich innerlich", dachte Nechljudow, der das ganze Spiel beobachtet hatte. Aber der schöne und starke Philipp verbiß sogleich wieder seine Ungeduld und fuhr ruhig fort, das zu thun, was ihm die ausgemergelte, kraftlose, durch und durch verkünstelte Fürstin befahl.

„Gewiß, es steckt ein großes Stück Wahrheit in der Lehre Darwins", sprach, auf dem niedrigen Lehnstuhl ausgestreckt, Kolossow, indem er die Fürstin mit schläfrigen Augen ansah. „Aber er überschreitet die Grenzen . . ."

„Glauben Sie an die Vererbungstheorie?" wandte sich die Fürstin an Nechljudow, der sie durch seine Schweigsamkeit deprimierte.

„An die Vererbungstheorie? Nein . . ." antwortete Nechljudow, nachdem er die Frage aufgefaßt hatte. Er war in diesem Augenblick ganz von sonderbaren Vorstellungen gefangen genommen, die in seiner Phantasie aufstiegen. Neben dem starken, schönen Philipp, den er sich als Modell dachte, stellte er sich den nackten Kolossow vor, mit seinem, einer Wassermelone gleichenden Bauch, dem Kahlkopf und den wie Peitschenschnüre herabhängenden

muskelloſen Armen. Ebenſo ſtellten ſich ihm unklar auch die jetzt mit Samt und Seide bedeckten Schultern der Fürſtin ſo vor, wie ſie in Wirklichkeit ausſehen müßten. Aber dieſes Bild war zu ſchrecklich, und er gab ſich Mühe, es wieder zu bannen.

Die Fürſtin maß ihn mit den Augen.

„Übrigens, Miſſy erwartet Sie", ſagte ſie. „Gehen Sie doch zu ihr hinüber, ſie wollte Ihnen etwas Neues von Schumann vorſpielen ... Sehr intereſſant ..."

„Nichts wollte ſie ſpielen. Zu was ſie das alles doch lügt!" dachte Nechljudow, als er ſich erhob und die durchſcheinende, knöcherne, beringte Hand der Fürſtin drückte.

Im Salon begegnete ihm Jekaterina Alexejewna und fing ſogleich an zu ſprechen:

„Ich ſehe, mein Fürſt, daß auf Sie die Pflichten eines Geſchworenen etwas niederdrückend wirken ..." ſagte ſie, wie immer, franzöſiſch.

„Ja, nehmen Sie es mir nicht übel, ich bin heute nicht bei Laune und habe nicht das Recht, auch andere durch meinen Mißmut anzuſtecken", antwortete Nechljudow.

„Warum ſind Sie denn ſchlechter Laune?"

„Geſtatten Sie mir, Sie damit nicht zu beläſtigen", ſagte er, nach ſeinem Hut ſuchend.

„Haben Sie es denn vergeſſen, daß gerade Sie es immer ſagten, daß man die Wahrheit

immer aussprechen müsse, und wie viel bittere Wahrheiten Sie uns damals gesagt haben. Warum wollen Sie es denn jetzt nicht thun? — Erinnerst du dich, Missy?" wandte sich Jekaterina Alexejewna an die zu ihnen herausgekommene Missy.

„Weil das damals Scherz war", antwortete Nechljudow ernst. „Im Scherz geht so was, in der Wirklichkeit sind wir aber, das heißt, bin ich so schlecht, daß ich wenigstens die Wahrheit nicht aussprechen darf."

„Korrigieren Sie sich nicht, und sagen Sie uns lieber, wieso wir denn so schlecht sind?" sagte Jekaterina Alexejewna, mit den Worten spielend, als ob sie den ernsten Ton Nechljudows nicht merkte.

„Nichts ist schlimmer, als seine üble Laune anerkennen", meinte Missy. „Ich gestehe mir so etwas nie ein, und bin daher immer bei guter Stimmung. Nun, was ist dabei zu machen, gehen wir zu mir hinüber. Ich werde versuchen, Ihre mauvaise humeur zu vertreiben."

Nechljudow wurde von einer Empfindung befallen, die dem Gefühl ähnlich sein mochte, das ein Pferd hat, welches man streicht und bürstet, um es zu zäumen und einzuspannen. Ihm war aber heute mehr als je unangenehm, zu ziehen. Er entschuldigte sich, daß er nach Hause müsse, und begann sich zu verabschieden. Missy behielt seine Hand länger als gewöhnlich in der ihrigen.

„Denken Sie immer daran", sagte sie, „daß

das, was Sie bewegt, auch Ihren Freunden nicht gleichgiltig iſt . . . Kommen Sie morgen?“

„Kaum . . .“ ſagte Nechljudow. Er errötete beſchämt, er wußte nicht, ob um ſeinet- oder um ihretwillen, und ging eilig hinaus.

„Was iſt denn das? Comme cela m'intrigue . . .“ meinte Jekaterina Alexejewna, als Nechljudow gegangen war. „Ich muß es herausbekommen. Irgend eine affaire d'amour propre: il est très susceptible, notre cher Mitja.“

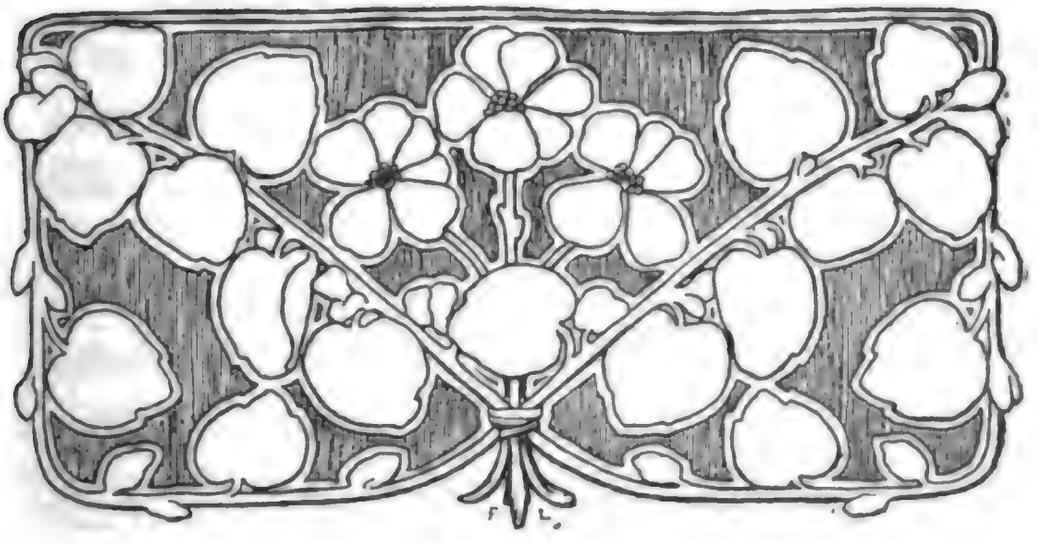
„Plutôt une affaire d'amour sale . . .“ wollte Miſſy ſagen, die mit einem ganz veränderten, erloſchenen Geſicht vor ſich hin ſah. Aber ſie wollte ſogar vor Jekaterina Alexejewna dieſen calembour de mauvais ton nicht machen und ſagte nur:

„Wir haben alle unſere guten und ſchlechten Tage . . .“

„Wird mich wirklich auch dieſer betrügen?“ dachte ſie. „Nach alledem, was geweſen, würde das ſchlecht von ihm ſein . . .“

Wenn Miſſy hätte erklären ſollen, was ſie unter den Worten „nach alledem, was geweſen“ verſtehe, würde ſie nichts Beſtimmtes haben ſagen können. Und doch wußte ſie ganz genau, daß er nicht nur Hoffnungen in ihr erweckt, ſondern ihr ſogut wie ein Verſprechen gegeben hatte. Es waren das alles zwar keine beſtimmten Worte, ſondern nur Blicke, Lächeln, Anſpielungen, ſtumme Zu-

geſtändniſſe geweſen. Aber dennoch hielt ſie Nechljudow für den Ihrigen, und ihn zu verlieren, wäre ihr ſehr ſchwer geworden.



„Es iſt ſchändlich und abſcheulich, abſcheulich und ſchändlich", dachte inzwiſchen Nechljudow, als er zu Fuß nach Hauſe über die bekannten Straßen zurückkehrte. Das drückende Gefühl, das er während des Geſprächs mit Miſſy empfunden hatte, verließ ihn noch immer nicht. Er wußte, daß er ihr gegenüber, wenn man ſo ſagen dürfte, formell im Recht war; er hatte ihr nichts geſagt, was ihn binden könnte, ihr keinen Antrag gemacht. Aber dem Weſen der Sache nach, das fühlte er, hatte er ſich an ſie gebunden, ihr ein Verſprechen gegeben. Und dennoch empfand er heute mit allen Faſern ſeiner Seele, daß er ſie nicht heiraten könnte.

„Es iſt ſchändlich und abſcheulich, abſcheulich und ſchändlich . . ." ſagte er ſich wieder, und jetzt

nicht nur in Bezug auf sein Verhältnis zu Missy, sondern überhaupt in Bezug auf alles. „Alles ist abscheulich und schändlich . . .“ wiederholte er, als er die Treppe seines Hauses betrat.

„Zu Nacht essen werde ich nicht“, sagte er zu Kornej, der ihn in das Speisezimmer begleitete, wo das Gedeck und der Thee bereit standen. „Sie können gehen.“

„Zu Befehl . . .“ sagte Kornej, ging aber nicht, sondern begann, den Tisch abzuräumen. Nechljudow betrachtete Kornej mit einem Gefühl des Widerwillens. Er wünschte, daß alle ihn in Ruhe ließen, und es schien, daß alle, wie absichtlich und ihm zum Trotz sich an ihn herandrängten.

Nachdem Kornej mit dem Gedeck gegangen war, wollte Nechljudow an den Samowar herantreten, um den Thee einzuschütten, aber als er die Schritte Agrafena Petrownas vernahm, ging er schleunigst, um ihr nicht zu begegnen, in den Salon hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Dies Zimmer, der Salon, war dasselbe, in welchem vor drei Monaten seine Mutter verschieden war. Jetzt, als er dieses Zimmer betreten, das von zwei Lampen mit Reflektoren — eine bei dem Porträt seines Vaters, die andere bei dem seiner Mutter — beleuchtet war, erinnerte er sich an seine letzten Beziehungen zur Mutter, und auch diese Beziehungen erschienen ihm unnatürlich und widerwärtig. Auch das also war abscheulich und

ſchändlich. Er dachte daran, wie er in der letzten Zeit ihrer Krankheit ihren Tod geradezu gewünſcht hatte. Er hatte ſich damals geſagt, daß er dieſes nur deshalb wünſchte, damit ſie von ihrem Leiden Erlöſung fände, aber in Wirklichkeit hatte er es gewünſcht, um ſelbſt von dem Anblick ihrer Qualen befreit zu werden.

Er wollte in ſich eine gute Erinnerung an die Mutter hervorrufen und blickte auf ihr Porträt, das von einem berühmten Künſtler für fünftauſend Rubel gemalt worden war. Sie war in einer ſchwarzen Sammetrobe, mit entblößtem Buſen dargeſtellt. Der Künſtler hatte augenſcheinlich mit beſonderer Sorgfalt die Bruſt ausgeführt, den Zwiſchenraum zwiſchen den beiden Brüſten, den Hals und die Schultern von blendender Schönheit. Das war ſchon ganz abſcheulich und ſchändlich. Etwas Widerwärtiges und Läſterliches lag in dieſer Darſtellung der Mutter in Geſtalt einer halbentblößten Schönheit, um ſo widerwärtiger, als in demſelben Zimmer vor drei Monaten dieſelbe Frau gelegen, eingetrocknet wie eine Mumie, und dennoch das ganze Haus mit einem qualvoll ſchwerem Geruch erfüllend, den man durch nichts vertreiben konnte . . .

Und er erinnerte ſich, wie ſie am Tage vor ihrem Tode ſeine ſtarke weiße Hand in ihr knöchriges, ſchwarzangelaufenes Händchen genommen, ihm in die Augen geſehen und ihm geſagt hatte:

„Verurteile mich nicht, Mitja, wenn ich nicht richtig gehandelt habe . . .“, während ihre vom Leiden geblichenen Augen durch Thränen getrübt wurden.

„Welche Scheußlichkeit“, ſagte er zu ſich ſelbſt, als er nochmals auf das halbentblößte Weib mit den prachtvollen marmornen Schultern und Armen, und dem ſiegreichen Lächeln einen Blick warf.

Die entblößte Bruſt auf dem Bilde erinnerte ihn an ein anderes Weib, das er vor einigen Tagen ebenfalls entblößt geſehen hatte. Es war Miſſy. Sie hatte ihn unter irgend einem Vorwande des Abends zu ſich kommen laſſen, um ſich ihm im Ballkleide zu zeigen, in welchem ſie zu einer Soiree fuhr. Er dachte voll Abſcheu an ihre ſchönen Hände und Arme... Und dieſer grobe, tieriſche Vater mit ſeiner Vergangenheit und Grauſamkeit, und dieſe Mutter mit der zweifelhaften Reputation eines Schöngeiſtes... Alles das war widerwärtig und zugleich beſchämend. Abſcheulich und ſchändlich, ſchändlich und abſcheulich.

„Nein, nein“, dachte er, „ich muß mich befreien, befreien von meiner falſchen Stellung Kortſchagins, Marja Waſſiljewna, meiner Erbſchaft und allem übrigen gegenüber . . . Ja, frei atmen . . . Ins Ausland reiſen, nach Rom . . . Mein Bild wieder vornehmen . . .“ Die Zweifel an ſeinem Talent fielen ihm ein . . . „Nun, einerlei, einfach frei aufatmen . . . Zuerſt nach Konſtantinopel, dann nach Rom, nur um die Geſchworenenpflichten ſo

ſchnell wie möglich abzuſtreifen. Und die Sache mit dem Advokaten einrichten . . ."

Und plötzlich erſtand in ſeiner Phantaſie in ungewöhnlicher Lebendigkeit die Arreſtantin mit ihren ſchwarzen ſchielenden Augen. Und wie hatte ſie bei dem letzten Wort der Angeklagten geweint!

Er löſchte und zerdrückte ſchnell die ausgerauchte Cigarette, zündete ſich eine neue an und begann im Zimmer auf und ab zugehen. Und einer nach dem anderen tauchten in ſeinem Gedächtnis die Augenblicke auf, die er mit Katjuſcha durchlebt hatte. Er gedachte des letzten Wiederſehens mit ihr, der Leidenſchaft, die ſich damals ſeiner bemächtigt hatte, und der Enttäuſchung, die ihr gefolgt war. Er dachte an das weiße Kleid mit dem blauen Bande und an die Frühmeſſe. „O, ich habe ſie geliebt damals in jener Nacht, geliebt mit der guten, reinen, wahrhaften Liebe, ich habe ſie auch ſchon früher geliebt, und noch wie geliebt, damals als ich das erſte Mal bei den Tanten war und an meiner Arbeit ſchrieb!" Und er erinnerte ſich ſeiner ſelbſt, wie er damals war. Er empfand den Hauch jener Jugend, Friſche und Lebensfülle, und quälende Trübſal beſchlich ſein Herz.

Der Unterſchied zwiſchen ihm, wie er damals geweſen, und wie er jetzt war, war ein ungeheuerer. Er war ebenſo groß, wenn nicht noch größer, als der Unterſchied zwiſchen jener Katjuſcha in der Kirche während der Oſternacht und der Proſtituierten,

die sich dem sibirischen Kaufmanne hingegeben hatte und die heute Morgen verurteilt worden war. Damals war er ein rüstiger, freier Mensch, vor dem sich unendliche Möglichkeiten eröffneten. Jetzt fühlte er sich allenthalben gefesselt durch die Fangnetze eines dummen, leeren, zwecklosen, nichtigen Lebens, aus welchem er keinen Ausgang fand, ja, in den meisten Fällen nicht einmal finden wollte.

Er erinnerte sich, wie er früher einmal stolz auf seine Offenheit und Geradheit gewesen war, wie er sich damals zur Regel gemacht hatte, immer die Wahrheit zu sprechen, und auch wirklich aufrichtig gewesen war, und wie er jetzt ganz in der Lüge steckte, in der entsetzlichsten Lüge, in der Lüge, die von allen Leuten, die ihn umgaben, für Wahrheit ausgegeben wurde. Und es gab aus dieser Lüge keinen Ausweg, wenigstens konnte er ihn nicht sehen. Und er blieb in ihr stecken, gewöhnte sich an sie, fühlte sich wohl in ihr.

Wie sollte er seine Beziehungen zu Marja Wassiljewna, zu ihrem Manne lösen, daß er sich nicht zu schämen brauchte, ihm und seinen Kindern in die Augen zu sehen? Wie sollte er ohne Lüge sein Verhältnis zu Missy lösen? Wie sich herausarbeiten aus dem Widerspruch zwischen der Ungerechtigkeit des Grundeigentums und dem Besitz des mütterlichen Erbes? Wie seine Sünde Katjuscha gegenüber wieder gut machen? So konnte es doch nicht bleiben. „Ich darf doch eine Frau, die ich

geliebt habe, nicht verlaſſen, und mich damit begnügen, daß ich das Geld dem Advokaten bezahle und ſie von der Zwangsarbeit, die ſie gar nicht verdient, befreie. Das hieße die Schuld wieder mit Geld tilgen, ſo, wie ich es damals gethan, als ich geglaubt hatte, daß es ſo ſein müſſe!“

Und er erinnerte ſich lebhaft des Augenblickes, als er Katjuſcha im Korridor eingeholt, ihr das Geld zugeſteckt hatte, und dann weggelaufen war. „O, dieſes Geld!“ dachte er mit demſelben Schrecken und Ekel, wie damals, an jenen Augenblick. „O, o! welch eine Scheußlichkeit!“ rief er jetzt, wie auch damals aus. „Nur ein Schuft, ein Scheuſal konnte das thun! Und ich, ich bin dieſer Schuft, dieſes Scheuſal!“ ſprach er laut vor ſich hin. „Aber bin ich denn wirklich . . .“ er hielt im Gehen inne — „bin denn wirklich ich in der That ein Schuft? — Wer denn ſonſt?“ antwortete er ſich ſelbſt. „Und iſt es denn dieſes allein?“ fuhr er fort, ſich zu überführen. „Sind denn deine Beziehungen zu Marja Waſſiljewna und ihrem Manne keine Niederträchtigkeit, keine Schufterei? Und deine Stellungsnahme gegenüber dem Eigentum? Daß du unter dem Vorwande, daß das Geld von der Mutter komme, den Reichtum genießt, welchen du ſelbſt für eine Ungerechtigkeit hältſt? Und dein ganzes müſſiges Luderleben? Und die Krone von allem, deine an Katjuſcha verübte Schandthat? Du Schuft, du Scheuſal! Sie, die Menſchen, mögen über mich

urteilen, wie sie wollen, sie kann ich betrügen, aber mich selbst übertölpele ich nicht!"

Und plötzlich begriff er, daß jener Abscheu, welchen er in der letzten Zeit und besonders heute gegen die Menschen empfand, gegen den Fürsten Kortschagin, gegen die Fürstin, gegen Missy, gegen Kornej, der Abscheu gegen sich selbst war. Und wie seltsam, in diesem Geständnis seiner Niedrigkeit war etwas Krankhaftes und zugleich Freudiges und Beruhigendes.

Nechljudow erfuhr nicht zum ersten Male im Leben das, was er „Seelenwäsche" nannte. Seelenwäsche pflegte er jenen Zustand der Seele zu nennen, da er plötzlich, nach einem größeren Zeitraum, die Verzögerung oder bisweilen auch den Stillstand in seinem inneren Leben erkannte und die Seele von all dem Schmutz zu säubern begann, der durch seine Anhäufung den Stillstand verursacht hatte.

Jedes Mal nach solcher Erweckung stellte Nechljudow sich Regeln auf, die er sich für immer zur Richtschnur nehmen wollte. Er begann ein Tagebuch zu führen und fing ein neues Leben an, welches er nie mehr zu ändern hoffte, — turning a new leaf, wie er zu sagen pflegte.

Aber jedesmal nahmen ihn die Verführungen der Welt wieder gefangen, und ohne es selbst zu merken, fiel er von neuem und zuweilen noch tiefer, als er vordem gestanden hatte.

Auf dieſe Weiſe hatte er ſich mehrere Mal gereinigt und erhoben; ſo zum erſten Mal, als er damals den Sommer bei den Tanten verbrachte. Das war damals die aller lebhafteſte und begeiſtertſte Erweckung geweſen, und die Folgen derſelben hatten lange angehalten. Eine ähnliche Erweckung geſchah dann, als er ſeine ſtaatliche Beamtenſtellung aufgegeben hatte und in der Abſicht, ſein Leben aufzuopfern, während des Krieges in den Militärdienſt getreten war. Da war aber die Verſchmutzung ſehr bald eingetreten. Die darauf folgende und letzte Erweckung war geweſen, als er ſeinen Abſchied genommen, ins Ausland gereiſt war und ſich mit Malerei zu beſchäftigen begonnen hatte.

Von da an und bis zum heutigen Tage war eine lange Periode ohne Säuberung verfloſſen. Und daher war er auch noch nie bis zu einem ſolchen Grade von Verſchmutzung und Zerwürfnis zwiſchen dem Gebot ſeines Gewiſſens und dem Leben, das er führte, gekommen. Und er entſetzte ſich, als er den Zwiſchenraum gewahrte.

Der Zwiſchenraum war ſo groß, die Verſchmutzung ſo ſtark, daß er im erſten Augenblick an der Möglichkeit einer Säuberung verzweifelte. „Ich habe doch ſchon verſucht, mich zu vervollkommnen und beſſer zu werden, und es iſt nichts daraus geworden . . .“ ſprach in ſeiner Seele die Stimme des Verführers, „wozu alſo es noch einmal probieren? Nicht du allein, ſondern alle ſind ſo, ſo iſt das Leben“,

ſagte dieſe Stimme. Aber jenes freie geiſtige Weſen, welches allein wahr, allein mächtig, allein ewig iſt, war ſchon in Nechljudow erwacht. Und er konnte nicht umhin, ihm zu glauben. Wie groß ſich auch der Unterſchied zwiſchen dem, was er war, und dem, was er ſein wollte, erwies, dem erwachten geiſtigen Weſen erſchien alles möglich.

„Ich zerreiße dieſe Lüge, in die ich verſtrickt bin, möge es koſten, was es wolle . . . Ich ſage alles und allen die Wahrheit und thue die Wahrheit", ſagte er laut und entſchieden. „Ich werde Miſſy die Wahrheit ſagen, ſagen, daß ich ein Wüſtling bin und ſie nicht heiraten kann und umſonſt ihre Ruhe geſtört habe. Ich werde Marja Waſſiljewna, der Frau des Adelsmarſchalls — übrigens, ihr brauche ich es nicht zu ſagen — ich werde ihrem Manne ſagen, daß ich ein Schuft bin und ihn betrogen habe. Mit der Erbſchaft werde ich ſo verfahren, wie es die Wahrheit gebietet. Ihr, Katjuſcha, werde ich ſagen, daß ich ein Schuft und ihr gegenüber ſchuldig bin, und ich werde alles thun, was ich kann, um ihre Lage zu erleichtern. Ja, ich werde ſie ſehen und ſie bitten, mir zu vergeben. Ja, ich werde um Verzeihung bitten, wie Kinder bitten . . ."

Er blieb ſtehen.

„Ich werde ſie heiraten, wenn es nötig iſt."

Er blieb wieder ſtehen und faltete die Hände vor der Bruſt, wie er es als Kind gethan hatte.

Er erhob die Augen und ſtammelte die Worte des Gebetes:

„Herr, Herr Gott, hilf mir, lehre mich, komme zu mir, Herr, und ziehe in mich ein und läutere mich von allem Übel . . .“

Er betete und bat Gott, ihm zu helfen, ihn zu läutern, und während er dieſes that, war das, worum er bat, ſchon geſchehen. Gott, der in ihm lebte, nahm Beſitz von ſeiner Seele. Nechljudow ſah nicht nur das Leben bereits frei, rüſtig und freudig an, ſondern empfand auch die ganze Macht des Guten. Alles, alles Beſte, was der Menſch nur thun konnte, fühlte er ſich jetzt bereit zu vollbringen.

In ſeinen Augen ſtanden Thränen, als er ſich das alles ſagte; gute und ſchlimme Thränen. Gut waren die Thränen, weil es Thränen der Freude über die Erweckung des geiſtigen Weſens waren, das alle die Jahre über in ihm geſchlummert hatte. Und ſchlimm waren die Thränen, weil es Thränen der Rührung über ſich ſelbſt, über ſeine eigene Tugend waren.

Ihm wurde heiß. Er trat an das bereits für den nahenden Frühling hergerichtete Fenſter und öffnete es. Das Fenſter lag zum Garten hinaus. Es war eine ſtille, friſche Mondnacht, auf der Straße raſſelte ein Wagen und alles wurde wieder ſtill. Gerade unter dem Fenſter ſah man den Schatten der entblößten Äſte einer hohen Pappel, der in allen ſeinen Verzweigungen deutlich auf dem

Sande eines freien Platzes lag. Links war das Dach eines Wirtschaftsgebäudes, das in dem hellen Mondlicht weiß erschien; vorn verschlangen sich die Äste der Bäume, hinter welchen der schwarze Schatten eines Zaunes lag.

Nechljudow blickte auf den im Mondschein flimmernden Garten, auf das Dach und auf den Schatten der Pappel, horchte hinaus und atmete die frische, belebende Luft ein.

„Wie schön, wie schön! Mein Gott, wie schön!“ sprach er von dem, was in seiner Seele war.

Die Maslowa kehrte erst um sechs Uhr abends nach Hause in ihre Zelle zurück. Sie war müde und krank an den Füßen, nachdem sie fast fünfzehn Werst auf ungewohntem Steinpflaster zurückgelegt hatte. Zudem war sie hungrig und durch das unerwartet strenge Urteil niedergedrückt.

Als, noch während einer Unterbrechung der Verhandlung, die Gerichtsdiener neben ihr Brot

schlecht zu gehen. Da sind bei Erkrankung der Leber in Europäern, bei profusen Diarrhöen schon Gaben von 0,5 Chinin angezeigt.

Die Verabreichung des Chinins kann in dreierlei Weise geschehen. Entweder wird es in Substanz, in Pillen oder in Lösung gegeben. Die Pillen sind zu vermeiden. Sie lösen sich nicht schnell genug auf, das Mittel wird zu langsam resorbiert, es kommt zu Verstopfung, und die Pillen werden oft unverdaut mit den Fäces entleert. Die Lösung ist vorzuziehen. Man gibt entweder in Wein, welcher durch Kochen hergestellt wird, oder in Limonade. Letztere ist besonders angenehm, weil dadurch auch der Durst, von dem gerade Fieberkranke so sehr gequält werden, gestillt wird. Ein Esslöffel voll auf ein Glas Wasser.

Ein Mangel und ein Fehler haftet auch dem Chinin an. Der Mangel besteht darin, dass es nicht immer gut in Wasser lösbar ist. Einige Präparate, wie z. B. Chininum hydrochloricum, lösen sich leicht, andere, wie Chininum sulfuricum, schwer. Ein Fehler ist es, dass es bei manchen Personen, wenn es in grösseren Mengen genommen wird, einen Rausch hervorruft. Die Erscheinungen gleichen sich bis zu einem gewissen Grade denen der Trunkenheit. Es kommt zu Kopfschmerz, Schwindel, Ohrensausen. Diese starken Grade pflegen, wie Bogusch berichtet hat, auftreten, wenn Chinin in Substanz genommen wird. Bei Verabreichung mit Limonade oder Wein, besonders Rotwein, sah Bogusch

Universitat d'
Barcelona
Biblioteca

# TOLSTOI

## Auferstehung

Verlag bei Eugen Diederichs
Leipzig 1899

Digitized by Google

Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig

# Leo Tolstoi, Auferstehung

von Wladimir Czumikow

und hartgekochte Eier zu essen begannen, wässerte ihr der Mund und sie fühlte, daß sie hungrig sei, aber die Diener um etwas zu bitten, erschien ihr erniedrigend. Als aber seitdem noch drei Stunden verflossen waren, wollte sie schon nicht mehr essen und empfand nur Schwäche. In solchem Zustande vernahm sie das unerwartete Urteil. Im ersten Augenblick meinte sie, sich verhört zu haben, sie vermochte nicht daran, was sie hörte, sogleich zu glauben, sich selbst mit dem Begriffe einer Zwangsarbeiterin zu identifizieren. Aber als sie die ruhigen, geschäftsmäßigen Gesichter der Richter und Geschworenen sah, die dieses Urteil wie etwas durchaus Selbstverständliches aufnahmen, da empörte sich ihre Seele, und sie schrie durch den ganzen Saal hin, daß sie unschuldig sei.

Als sie sah, daß auch ihr Schrei als etwas Natürliches, Erwartetes, als etwas, was die Sache nicht zu ändern vermochte, aufgenommen wurde, begann sie laut zu weinen. Sie fühlte, daß sie sich der grausamen und für sie unerwarteten Ungerechtigkeit, die an ihr begangen wurde, fügen müßte.

Besonders setzte sie der Umstand in Erstaunen, daß sie so grausam von Männern verurteilt worden war, von jungen, nicht von alten Männern, von denselben, die sie immer so freundlich anzusehen pflegten. Den einen von ihnen, den Staatsanwaltsadjunkt, hatte sie in einer ganz anderen Verfassung

geſehen ... Als ſie in Erwartung der Eröffnung der Verhandlung und dann während der Pauſen im Arreſtantenzimmer geſeſſen hatte, hatte ſie wohl bemerkt, wie dieſe Männer unter dem Vorwande, irgend welche Geſchäfte zu beſorgen an ihrer Thür vorbeigegangen oder ins Zimmer getreten waren, nur, um ſie zu betrachten. Und jetzt plötzlich verurteilten ſie dieſelben Männer, Gott weiß warum, zur Zwangsarbeit, obwohl ſie unſchuldig war.

Sie weinte, wurde dann aber ruhiger und ſaß im Zuſtande völliger Gefühlsloſigkeit im Arreſtantenzimmer, in der Erwartung, abgeholt zu werden. Sie wollte jetzt nur eines, — rauchen. In dieſem Zuſtande fanden ſie Kartinkin und die Botſchkowa vor, die nach der Urteilsverkündigung in dasſelbe Zimmer abgeführt wurden. Die Botſchkowa begann ſofort, die Maslowa zu ſchimpfen und ſie eine Zwangsjacke zu nennen.

„Haſt Du was ausgefreſſen? ... Dich herausgelogen? ... 's iſt nicht ſo leicht ... Du Luder ... Haſt gekriegt, was Du verdient haſt ... In Sibirien wirſt Du der Vornehmthuerei ſchon ſatt werden ..."

Die Maslowa ſaß, die Hände in die Ärmel des Schlafrockes geſteckt, ohne ſich zu regen da, ſtarrte zwei Schritte vor ſich hin auf die ausgetretene Diele und ſagte nur:

„Ich rühre Euch nicht an, also laßt mich . . . Ich rühre Euch nicht an . . .“, wiederholte sie einige Mal und schwieg dann ganz. Sie lebte nur dann etwas wieder auf, als Kartinkin und die Botschkowa abgeführt wurden und ein Gerichtsdiener eintrat, der ihr drei Rubel brachte.

„Bist Du die Maslowa?“ fragte er.

„Da hast Du, eine Dame schickt es Dir“, sagte er, ihr das Geld reichend.

„Welche Dame?“

„Nimm und red' nicht viel . . . Werd' mich mit Dir nicht einlassen . . .“

Das Geld hatte die Kitajewa, die Inhaberin des Toleranzhauses, geschickt. Als sie das Gericht verließ, wandte sie sich an den Gerichtskommissar mit der Frage, ob sie der Maslowa etwas Geld übergeben dürfte. Der Gerichtskommissar sagte ja. Nachdem sie die Erlaubnis bekommen hatte, zog sie den schwedischen Handschuh mit drei Knöpfen von der dicken weißen Hand und holte aus den hinteren Falten des seidenen Rockes eine moderne Geldtasche hervor. Sie suchte aus einem ziemlich großen Päckchen Coupons, die sie eben von ihren wohlerworbenen Wertpapieren abgeschnitten hatte, einen Coupon zu zwei Rubel und fünfzig Kopeken heraus, that dazu noch zwei Zwanzigkopekenstücke und ein Zehnkopekenstück und übergab alles dem Gerichtskommissar. Der Kommissar rief einen Ge-

richtsdiener herbei und übergab ihm in Gegenwart der Spenderin das Geld.

„Bitte geben Sie es recht ab . . .“ sagte Karolina Albertowna dem Diener in gebrochenem Russisch.

Der Gerichtsdiener hatte sich durch dieses Mißtrauen beleidigt gefühlt und war darum mit der Maslowa so barsch umgegangen.

Die Maslowa freute sich über das Geld, denn es ermöglichte ihr das, wonach sie jetzt allein Verlangen trug.

„Wenn ich nur Cigaretten bekommen könnte, einige Züge . . .“ und alle ihre Gedanken konzentrierten sich auf dem Wunsche zu rauchen. Sie fühlte ein so starkes Verlangen danach, daß sie die Luft gierig einatmete, wenn sie den Geruch des Tabaks spürte, der aus den Thüren der Kabinette in den Korridor drang.

Aber sie mußte noch lange warten, denn der Sekretär, der sie entlassen sollte, hatte sich mit einem Advokaten in einen Streit wegen irgend eines Zeitungsaufsatzes vertieft und die Gefangene vergessen.

Endlich um fünf Uhr wurde sie entlassen, und die Eskortesoldaten, der aus Nishnij-Nowgorod und der Tschuwasche, führten sie durch einen Hinterausgang aus dem Gerichtsgebäude hinaus. Noch im Flur hatte sie ihnen zwanzig Kopeken übergeben,

mit der Bitte, ihr zwei Brödchen und Cigaretten zu kaufen. Der Tschuwasche lachte, nahm das Geld und sagte gebrochen: „Gut, werden kaufen.“ Und wirklich kaufte er die Cigaretten und Brödchen. Das übrige Geld gab er ehrlich zurück. Unterwegs durfte nicht geraucht werden, so daß die Maslowa sich dem Gefängnis mit demselben unbefriedigten Bedürfnis zu rauchen näherte.

Um dieselbe Zeit, als sie vor dem Gefängnisthor ankam, trafen dort auch gegen hundert, von der Eisenbahn kommende Arrestanten ein, mit denen sie im Durchgang zusammenstieß.

Die Arrestanten, bärtige und rasierte, alte und junge, Russen und Nichtrussen, manche mit halbrasierten Köpfen, rasselten mit den Fußschellen und erfüllten das Vorhaus mit Staub, Getrampel, Geschrei und mit beißendem Schweißgeruch. Während sie an der Maslowa vorbeigingen, sahen sie sich alle nach ihr um und einige näherten sich und griffen nach ihr.

„Ei Mädel . . . schön . . .“ sagte der eine.

„Der Frau Tante meine Empfehlung“, rief ein anderer, schelmisch mit dem Auge zwinkernd.

Ein schwarzer Kerl mit rasiertem blauen Nacken und mit einem Schnurrbart sprang auf sie zu und umarmte sie, wobei er sich in den rasselnden Ketten verwickelte.

„Hast den Liebsten nicht erkannt? Na, zier'

Dich nur nicht . . ." rief er die Zähne fletschend und mit den Augen funkelnd, als sie ihn wegstieß.

„Was machst Du, Spitzbube, hier!" schrie der von hinten herangetretene Gehilfe des Inspektors.

Der Arrestant zuckte zusammen und sprang eilig zurück. Der Gehilfe aber fuhr die Maslowa an:

„Wozu bist Du hier?"

Die Maslowa wollte antworten, daß sie vom Gericht komme, aber sie war so müde, daß sie zu faul war, etwas auszusprechen.

„Aus dem Gericht, Ew. Wohlgeboren!" sagte der ältere Eskortesoldat, indem er vortrat und die Hand an die Mütze legte.

„Na, also liefere sie dem Ober ab. Was ist das für ein Skandal hier . . ."

„Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren!"

„Sokolow, in Empfang nehmen!" rief der Gehilfe.

Der Oberaufseher trat heran, stieß geärgert die Maslowa an die Schulter, winkte ihr mit dem Kopfe und führte sie in den Korridor der weiblichen Abteilung.

Im Korridor wurde sie von oben bis unten befühlt und durchsucht, und als man bei ihr nichts gefunden hatte — denn die Cigaretten hatte sie im Brödchen versteckt — in dieselbe Zelle eingelassen, aus der sie am Morgen herausgekommen war.

Die Zelle, in welcher die Maslowa ſaß, war ein zweifenſtriges Zimmer von neun Arſchin Länge und ſieben Arſchin Breite, mit einem abgeſprungenen Ofen und Pritſchen von ausgetrockneten Brettern, die etwa zwei Drittel des Raumes einnahmen.

In der Mitte, der Thür gegenüber, hing ein dunkles Heiligenbild mit davorgeklebter Wachskerze und einem daruntergehängten beſtäubten Immortellenſträußchen. Links von der Thür war auf der Diele eine ſchwarzgewordene Stelle, wo eine ſtinkende Kufe ihren Platz hatte.

Die Kontrolle war eben beendet und die Frauen waren ſchon für die Nacht eingeſchloſſen. Die Zelle wurde von fünfzehn Perſonen, zwölf Frauen und drei Kindern, bewohnt.

Es war noch ganz hell und nur zwei von den Frauen lagen auf der Pritſche: eine bis über den Kopf mit dem Schlafrock zugedeckte Blödſinnige, die wegen Legitimationsloſigkeit verhaftet worden

war und die fast immer schlief, und eine andere, Schwindsüchtige, die ihre Strafe wegen Diebstahls abbüßte. Diese schlief nicht. Sie lag, den Schlafrock unter den Kopf geschoben, mit weitgeöffneten Augen da und mühte sich, den kitzelnden, auf und abziehenden Schleim in der Kehle zurückzuhalten, um nicht zu husten.

Von den übrigen Frauen, die alle ohne Kopftücher und in groben Leinenhemden waren, saßen einige auf der Pritsche und nähten, während andere am Fenster standen und auf die über den Hof gehenden Arrestanten hinuntersahen.

Von den drei nähenden Frauen war eine die Korabljowa, dieselbe Alte, die die Maslowa begleitet hatte. Sie war ein starkes, hochgewachsenes Weib von finsterem, mürrischem Aussehen. Ihr Gesicht war mit Falten bedeckt, unterm Kinn hing ein Hautsack, das blonde, an den Schläfen ergraute Haar war in ein Zöpfchen geflochten, und auf der Wange sah man eine behaarte Warze. Sie war zu Zwangsarbeit verurteilt worden, weil sie ihren Mann mit dem Beil erschlagen hatte. Erschlagen hatte sie ihn aber darum, weil er sich an ihre Tochter gemacht hatte. Die Korabljowa versah das Amt der Ältesten der Zelle, sie besorgte auch den geheimen Schnapshandel. Sie trug beim Nähen eine Brille und hielt die Nadel in der großen Arbeitshand nach Bauernart mit drei Fingern und die Spitze gegen sich gekehrt.

Neben der Korabljowa saß eine kleine stumpfnasige schwärzliche Frau mit kleinen schwarzen Augen, gutmütig und geschwätzig, und nähte ebenfalls Säcke aus Segeltuch. Dies war eine Wächterin bei einem Bahnwärterhäuschen, die zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil sie beim Vorüberfahren des Zuges nicht mit der Signalfahne herausgekommen, infolgedessen der Zug verunglückt war.

Die dritte von den nähenden Frauen war Fedoßja oder Fenitschka, wie sie die Genossinnen nannten, eine weiße, rotbackige, noch ganz junge, sehr liebliche Frau mit klaren blauen Kinderaugen und zwei langen blonden Zöpfen, die um den Kopf gewunden waren. Sie befand sich wegen eines Versuches, ihren Mann zu vergiften in Haft. Diesen Vergiftungsversuch hatte sie sogleich nach ihrer Verehelichung gemacht; sie war als sechzehnjähriges Mädchen verheiratet worden. Im Verlaufe der acht Monate, während welcher sie gegen Kaution entlassen das Urteil erwartete, hatte sie sich mit ihrem Manne nicht nur ausgesöhnt, sondern ihn auch so lieb gewonnen, daß sie, als das Urteil vollstreckt wurde, mit ihrem Manne ein Herz und eine Seele war. Obgleich der Mann, der Schwiegervater und besonders die Schwiegermutter, die sie lieb gewonnen, sich aus allen Kräften bemüht hatten, sie vor Gericht zu rechtfertigen, war sie dennoch zur Verschickung nach Sibirien zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Diese gute, heitere, häufig

lächelnde Fedoßja war eine Nachbarin der Maslowa auf der Pritsche und gewann sie nicht nur lieb, sondern hielt es auch für ihre Pflicht, ihr zu dienen und für sie zu sorgen.

Ohne Arbeit saßen auf der Pritsche noch zwei Frauen. Die eine, etwa vierzig Jahre alt, mit einem blassen, mageren Gesicht, die wahrscheinlich früher einmal sehr schön gewesen, jetzt aber dürr und bleich war, hielt ein Kind im Arm, das sie mit ihrer weißen, langen Brust nährte. Ihr Verbrechen bestand in folgendem: Als aus ihrem Dorf ein nach der Auffassung der Bauern ungesetzlich eingezogener Rekrut weggeführt wurde, hatte das Volk den Landpolizeimeister zurückgehalten und den Rekruten befreit. Dieses Weib aber, die Tante des ungesetzlich einzogenen Burschen, hatte als erste das Pferd, auf dem der Rekrut transportiert wurde, am Zügel gefaßt.

Ferner saß ohne Arbeit auf der Pritsche eine mittelgroße, runzelige, gutmütige Alte mit grauem Haar und buckligem Rücken. Die Alte saß beim Ofen auf der Pritsche und that, als ob sie einen vierjährigen, kurzgeschorenen, dickbäuchigen Buben, der laut lachte, fangen wollte. Das Büblein im bloßen Hemd lief an ihr vorbei und rief immer dasselbe: „Etsch! hast mich nicht gefangen!“ Diese Alte, die sammt ihrem Sohne wegen Brandstiftung angeklagt war, ertrug die Gefangenschaft mit der größten Gutmütigkeit, und war nur um ihren

Sohn bekümmert, der gleichzeitig mit ihr im Gefängnis saß. Am meisten aber war sie um ihren Alten besorgt, der, wie sie fürchtete, ohne sie ganz und gar verlausen würde, da ihre Schwiegertochter weggegangen war und es niemand gab, der den Alten waschen könnte.

Außer diesen sieben Frauen standen noch vier an einem der geöffneten Fenster. Sie hielten sich an dem Eisengitter fest und tauschten Zeichen und Zurufe mit den über den Hof gehenden Arrestanten aus, denselben, mit denen die Maslowa am Eingang zusammengestoßen war. Eine dieser Frauen, die wegen Diebstahls saß, war ein großes, schweres, rothaariges Weib mit hängendem Leibe; das Gesicht, die Hände und der aus dem aufgebundenen Kragen hervorsehende Hals waren gelblich-weiß und mit Sommersprossen übersät. Mit heiserer Stimme schrie sie unanständige Worte laut zum Fenster hinaus.

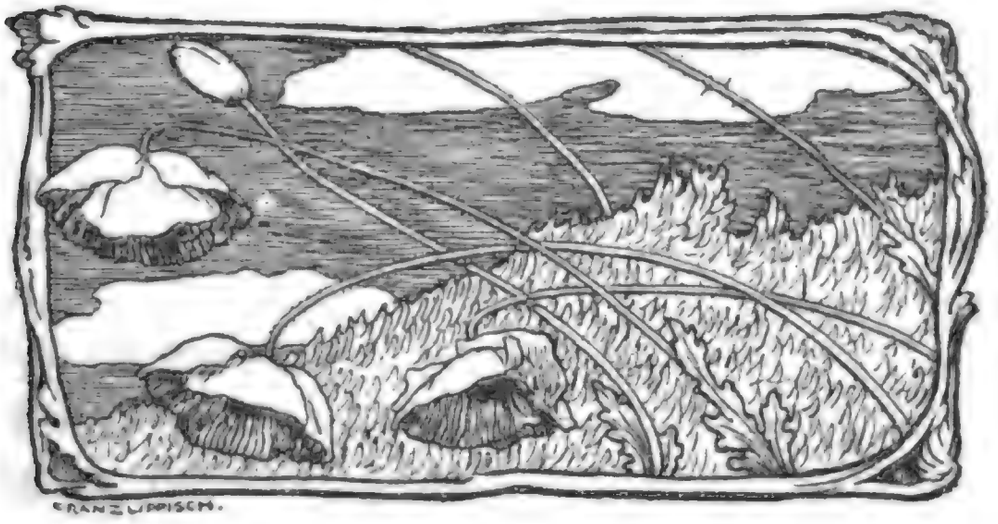
Neben ihr stand eine dunkle, schlechtgebaute Arrestantin mit langem Rücken und ganz kurzen Beinen, dem Wuchse nach nicht größer als ein zehnjähriges Mädchen. Ihr Gesicht war rot und fleckig mit weitauseinanderstehenden Augen und kurzen dicken Lippen, die die weißen vorstehenden Zähne nicht bedeckten. Sie lachte winselnd hie und da über das auf, was auf dem Hofe vorging. Diese Arrestantin, die wegen ihrer Putzsucht von den anderen „Schönchen" genannt wurde, war

wegen Diebstahls und Brandstiftung in Untersuchung. Hinter ihnen stand in einem sehr schmutzigen grauen Hemde eine magere, sehnige, kläglich aussehende schwangere Frau mit ungeheuer großem Bauch. Sie befand sich wegen Hehlerei in Haft. Diese Frau schwieg, lächelte aber die ganze Zeit beifällig und glückselig zu dem, was auf dem Hofe vorging.

Die vierte von den am Fenster stehenden Frauen war ein kleines, stämmiges Bauernweib mit stark, vorstehenden Augen und einem gutmütigen Gesicht. Sie saß ihre Strafe wegen unbefugten Schnapsverkaufs ab und war die Mutter des Buben, der mit der Alten spielte, und eines siebenjährigen Mädchens, das mit ihr im Gefängnis saß, weil sie es sonst nirgends unterbringen konnte. Diese Frau sah wie die anderen ebenfalls zum Fenster hinaus, strickte aber dabei unaufhörlich ihren Strumpf weiter und runzelte mißbilligend, mit geschlossenen Augen, die Stirn zu dem, was die über den Hof gehenden Arrestanten hinüberriefen. Ihre Tochter aber, das siebenjährige Mädchen mit dem aufgelösten Flachshaar, stand im bloßen Hemdchen neben der Rothaarigen, hielt sich mit ihrem mageren Händchen an deren Rock fest und horchte mit starrem Blick aufmerksam auf die Schimpfworte, die die Arrestantinnen mit den Arrestanten wechselten; leise, als wollte sie sie auswendig lernen, wiederholte sie die Worte.

Die zwölfte Arrestantin war die Tochter eines

Messners, die ihr Kind im Brunnen ertränkt hatte. Sie war ein großes stattliches Mädchen mit vorstehenden Augen und wirrem Haar, das sich aus dem kurzen und dicken blonden Zopf gelöst hatte. Ohne auf das, was um sie her vorging, zu achten, ging sie barfuß, nur mit einem schmutzigen grauen Hemd bekleidet in dem freien Raum der Zelle auf und ab und drehte jedesmal, wenn sie bis zur Wand gekommen war, scharf und rasch um.



Als das Schloß rasselte und die Maslowa eingelassen wurde, wandten sich alle ihr zu. Sogar die Tochter des Messners blieb auf einen Augenblick stehen, sah die Eingetretene mit hochgezogenen Augenbrauen an, sagte aber nichts und begann sogleich wieder mit ihren großen, resoluten Schritten auf und ab zu gehen. Die Korabljowa steckte die Nadel in die rohe Leinwand und starrte die Maslowa fragend durch die Brille an.

„O weh, Du kommst zurück! Und ich hatte

immer geglaubt, daß sie Dich freisprechen", sagte sie mit ihrer heiseren, tiefen, fast männlichen Stimme. „Bist also verdonnert?"

Sie nahm die Brille ab und legte die Arbeit neben sich auf die Pritsche.

„Wir hatten ja wohl, mein Täubchen, mit der Tante hin und her geredet, ob man Dich nicht gleich in Freiheit setzen würde . . . kommt auch vor . . . Und noch Geld geben sie einem, wie's sich gerade trifft . . ." begann sofort mit ihrer singenden Stimme die Bahnwärterin. „Und statt dessen . . . Da haben wir also doch falsch gedacht . . . Der Herr macht's, scheint's, auf seine Art, Täubchen! . . ." führte sie ohne Unterbrechung ihre wohlklingende, schmeichelnde Rede fort.

„Bist wirklich verurteilt?" fragte Fedoßja mit mitleidiger Zärtlichkeit, die Maslowa mit ihren hellblauen Kinderaugen anblickend. Und ihr ganzes heiteres junges Gesicht veränderte sich, als wollte sie weinen.

Die Maslowa antwortete nichts und ging schweigend zu ihrem Platz neben der Korabljowa, dem zweiten vom Rande, und setzte sich dort auf die Bretter der Pritsche.

„Hast wohl garnichts gegessen?" fragte Fedoßja, indem sie aufstand und zur Maslowa herantrat.

Die Maslowa legte, ohne zu antworten, die Brödchen ans Kopfende und begann sich zu entkleiden. Sie zog den staubigen Schlafrock aus, nahm

das Tuch von dem krauſen ſchwarzen Haar und ſetzte ſich dann.

Die Alte, die am anderen Ende der Pritſche mit dem Knaben ſpielte, trat auch heran und blieb vor der Maslowa ſtehen.

„Ts, ts, ts!“ begann ſie, mitleidig den Kopf ſchüttelnd, mit der Zunge zu ſchnalzen.

Der Bube kam gleichfalls hinter der Alten heran und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen, die Oberlippe in einem Winkel gekräuſelt, auf die Brödchen, die die Maslowa gebracht hatte. Als die Maslowa nach alledem, was heute mit ihr geſchehen war, alle dieſe mitleidigen Geſichter erblickte, fing ſie beinahe zu weinen an, und ihre Lippen erzitterten. Aber ſie wollte ſich zuſammennehmen, und es gelang ihr auch, bis die Alte und der Bube herantraten. Als ſie aber das gutmütige Schnalzen der Alten vernahm und beſonders als ſie den Augen des Buben begegnete, der ſeinen ernſten Blick von den Brödchen zu ihr hinüber wandte, konnte ſie es nicht mehr aushalten. Ihr ganzes Geſicht erbebte, und ſie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Ich hatte Dir doch geſagt: nimm Dir einen ordentlichen Verteidiger“, ſagte die Korabljowa. „Was iſt denn, wirſt Du verſchickt?“ fragte ſie.

Die Maslowa wollte antworten und konnte nicht, ſondern zog ſchluchzend aus einem Brödchen eine Cigarettenſchachtel hervor, auf der eine rotbackige Dame mit ſehr hoher Friſur und einer im Dreieck

entblößten Brust abgebildet war, und reichte die Schachtel der Korabljowa. Die Korabljowa betrachtete das Bildchen und schüttelte mißbilligend den Kopf, hauptsächlich darüber, daß die Maslowa das Geld so unnötig ausgab. Darauf holte sie eine Cigarette hervor, rauchte sie an der Lampe an, that selber einige Züge und reichte die Cigarette der Maslowa. Die Maslowa begann, immerfort weinend, den Tabaksrauch in gierigen Zügen einzuatmen und dann wieder hinauszublasen.

„Zwangsarbeit!“ stieß sie schluchzend hervor.

„Sie fürchten Gott nicht, die Blutsauger, die Verfluchten!“ rief die Korabljowa. „Um nichts haben sie das Mädchen verurteilt!“

In diesem Augenblick erscholl aus der Mitte der am Fenster stehengebliebenen Weiber lautes Gelächter. Auch das kleine Mädchen lachte und ihr dünnes Kinderlachen verschmolz mit dem heiseren und winselnden Gelächter der Erwachsenen. Ein Arrestant draußen auf dem Hof hatte etwas gethan, was auf die zum Fenster hinausschauenden einen solchen Eindruck gemacht hatte.

„Ach so ein Kerl! Was er macht . . .“ rief die Rothaarige, und mit dem ganzen fetten Leibe wackelnd, das Gesicht an das Gitter gedrückt, schrie sie sinnlos-unanständige Worte hinunter.

„So ein freches Luder! Was sie gackert!“ sagte die Korabljowa, über die Rote den Kopf schüttelnd, und wandte sich wieder zu der Maslowa.

„Wieviel Jahre?"

„Vier", antwortete die Maslowa, und die Thränen entströmten ihren Augen so reichlich, daß eine auf die Cigarette fiel.

Die Maslowa zerknitterte zornig die Cigarette, warf sie weg und nahm sich eine andere.

Die Bahnwärterin hob das Stümpfchen auf, obgleich sie nicht rauchte, und fing an, dasselbe wieder zurecht zu machen, während sie unaufhörlich weiter sprach.

„'s scheint so zu sein, mein Täubchen, daß die Wahrheit der Eber gefressen hat . . ." sagte sie. „Sie machen, was sie wollen. Und wir hatten geglaubt, daß man Dich freisprechen würde. Matwejewna sagte, daß sie Dich befreien würden, ich aber meinte: nein, sagte ich, Täubchen, mein Herz ahnt es, daß sie sie auffressen werden . . . Und so ist's auch gekommen . . ." fuhr sie fort zu sprechen, sich an dem Tonfall ihrer Stimme offenbar mit besonderem Behagen weidend.

Die Arrestanten hatten bereits alle den Hof verlassen und die Frauen, die sich mit ihnen unterhalten hatten, traten jetzt ebenfalls zur Maslowa heran. Als erste kam die glotzäugige Schnapsverkäuferin mit ihrem kleinen Mädchen.

„Nun, sehr streng?" fragte sie, sich zur Maslowa heransetzend, indem sie fortfuhr, ihren Strumpf zu stricken.

„Streng, weil sie kein Geld hatte. Hätte sie

Geld gehabt und einen gewandten Kerl genommen, wäre sie schon freigesprochen worden . . ." sagte die Korabljowa. „Der, wie heißt er doch? Der zottige, großnasige, der, meine Lieben, könnte einen wohl trocken aus dem Wasser ziehen. Wenn man den nehmen könnte . . ."

„Jawohl, nehmen . . ." sagte die Zähne zeigend Schönchen, die sich zu ihnen herangesetzt hatte. „Der spuckt Dir unter tausend Rubel nicht aus . . ."

„Ja, das scheint nun schon so Dein Stern zu sein", mischte sich die Alte, die wegen Brandstiftung saß, ins Gespräch. „Leicht gesagt, dem Jungen hat er die Frau abspenstig gemacht und ihn noch dabei ins Loch gesteckt und mich alte Frau auch noch dazu . . ." begann sie zum hundertsten Mal ihre Geschichte zu erzählen. „Gegen Gefängnis und Bettelsack ist niemand gefeit . . . Entweder das eine, oder das andere . . ."

„Das ist bei denen ja immer so!" sagte die Schnapsverkäuferin, wobei sie sich den Kopf des Mädchens näher ansah. Sie legte den Strumpf beiseite und begann den Kopf des Kindes mit flinken Fingern zu durchsuchen.

„Wozu handelst Du mit Schnaps? Und womit soll ich denn die Kinder ernähren?" sprach sie, während sie ihre gewohnte Beschäftigung fortsetzte.

Diese Worte der Schnapsverkäuferin erinnerten die Maslowa an Schnaps.

„Ein Schnäpschen . . ." wandte sie sich an

die Korabljowa, indem ſie ſich die Thränen mit dem Hemdärmel wiſchte und nur noch hie und da aufſchluchzte.

„Einen Sorgenbrecher? Warum nicht . . .“ ſagte die Korabljowa.

Die Maslowa holte das Geld ebenfalls aus dem Brödchen hervor und reichte der Korabljowa einen Koupon. Die Korabljowa nahm und betrachtete ihn, und obgleich ſie des Leſens unkundig war, glaubte ſie dem alles wiſſenden Schönchen, daß der Zettel zwei Rubel fünfzig Kopeken wert ſei, und kletterte zur Ofenröhre, nach der dort verſteckten Schnapsflaſche. Als die Frauen, die nicht Pritſchennachbarinnen der Maslowa waren, das ſahen, gingen ſie beiſeite. Die Maslowa ſchüttelte inzwiſchen den Staub aus dem Kopftuch und Schlafrock, kletterte auf die Pritſche hinauf und begann ihr Brödchen zu eſſen.

„Ich habe Dir Thee aufgehoben, aber er wird

wohl kalt sein . . .“ sagte Fedoßja zu ihr, während sie von dem Wandbrett die mit einem Fußlappen umwickelte blecherne Theekanne und einen Krug herabholte.

Das Getränk war ganz kalt und schmeckte mehr nach Blech als nach Thee. Aber die Maslowa goß sich den Krug voll und begann zum Brödchen zu trinken.

„Finaschka, da hast Du!“ rief sie und riß vom Brödchen ein Stück ab, das sie dem ihr in den Mund schauenden Knaben gab.

Unterdes hatte die Korabljowa die Schnapsflasche und den Krug gereicht. Die Maslowa bot der Korabjowa und Schönchen an. Diese drei Arrestantinnen bildeten die Aristokratie der Zelle, denn sie hatten Geld und teilten miteinander, was sie besaßen.

Nach einigen Minuten wurde die Maslowa lebhafter und begann munter vom Gericht zu erzählen und von dem, was sie besonders frappiert hatte, wobei sie den Staatsanwalt nachäffte. Frappiert hatte sie besonders, wie die Männer, nach ihrer Beobachtung, wo sie auch sein mochte, ihr immer nachliefen. Im Gericht hatten alle sie angesehen, erzählte sie, und waren immerfort extra deswegen ins Arrestantenzimmer gekommen.

„Sogar der Eskortesoldat sagte mir: ‚die kommen immer, um dich anzugaffen.‘ Kommt so einer herein: ‚wo sind hier die Akten?‘ oder so

was ähnliches . . . Und ich sehe, daß er nicht die Akten braucht, sondern mich mit den Augen auffrißt", erzählte sie lächelnd und schüttelte wie im Zweifel den Kopf. „Sind auch nicht ohne . . ."

„Jawohl", fiel ihr die Bahnwärterin ins Wort, und sogleich begann ihre singende Rede sich zu ergießen. „Wie die Fliegen nach dem Zucker . . . Zu was anderem kann man sie suchen, aber dazu sind sie immer zu haben. Sie brauchen kein Brod, wenn sie nur . . ."

„Und auch hier . . ." unterbrach sie die Maslowa. „Kaum war ich hier, als ein Schub vom Bahnhof ankommt . . . Machten sich so an mich heran, daß ich nicht wußte, wie ich sie los=werden sollte . . . Gottlob, der Gehilfe jagte sie weg. Der eine hatte sich so angehängt, daß ich mich kaum freimachen konnte . . ."

„Wie sah er denn aus?" fragte Schönchen.

„So schwarz, mit einem Schnurrbart."

„Gewiß er . . ."

„Wer er?"

„Schtscheglow. Derselbe, der eben vorbeiging."

„Was ist das für ein Schtscheglow?"

„Schtscheglow kennst Du nicht? Schtscheglow ist zweimal aus Sibirien entlaufen. Jetzt haben sie ihn festgekriegt, er wird aber schon wieder weglaufen . . . Vor ihm hat selbst der Inspektor Angst . . ." erzählte Schönchen, die mit den Arrestanten Zettel zu wechseln pflegte und alles

wußte, was im Gefängnis vorging. „Wenn der nicht ausbricht!“

„Bricht er aus, läßt er uns zu Hause“, sagte die Korabljowa. „Erzähl' Du mir lieber“, wandte sie sich an die Maslowa, „was Dir der Advokat wegen der Bittschrift gesagt hat? Man muß doch eine einreichen . . .“

Die Maslowa sagte, daß sie nichts davon wisse.

In diesem Augenblick trat zu den schnapstrinkenden Aristokratinnen das rothaarige Weib heran. Sie hatte ihre beiden mit Sommersprossen übersäten Hände im dichten wirren Haar und kratzte sich mit den Nägeln den Kopf.

„Ich will Dir, Katerina, alles sagen“, begann sie. „Zu allererst mußt Du schreiben, daß Du mit dem Gericht unzufrieden bist und dann dem Staatsanwalt anzeigen . . .“

„Was hast Du denn damit zu thun?“ fuhr mit geärgerter Baßstimme die Korabljowa sie an. „Hast wohl den Schnaps gerochen? Brauchst uns nicht den Brei ums Maul zu schmieren . . . Wissen auch ohne Dich, was zu thun ist, haben Dich nicht nötig . . .“

„Ich sprech' nicht mit Dir, was brauchst Du da Deine Nase hereinzustecken . . .“

„Willst wohl Schnaps? . . . Wie die Katz um den Brei . . .“

„Na, gieb ihr schon“, sagte die Maslowa, die immer alles, was sie hatte, mit den anderen teilte.

„Ich werd' ihr was geben . . ."

„Nun, na . . .", sagte die Rothaarige, auf die Korabljowa losgehend. „Ich hab' vor Dir keine Angst!"

„Zuchthausleder!"

„Wenn ich's nicht von einem solchen hörte ..."

„Ausgekochtes Gekröse!"

„Ich ein Gekröse? Zwangsjacke, Mörderin!" schrie die Rote.

„Ich sag' Dir, pack Dich . . ." sagte finster die Korabljowa.

Aber die Rote rückte nur immer näher und die Korabljowa stieß sie in die entblößte fette Brust. Die Rote schien darauf nur gewartet zu haben. Mit einer unerwartet schnellen Bewegung krallte sie sich mit der einen Hand in das Haar der Korabljowa, während sie ihr mit der anderen einen Schlag ins Gesicht versetzen wollte. Aber die Korabljowa bekam die Hand noch rechtzeitig zu fassen. Die Maslowa und Schönchen packten die Rote an den Armen und wollten sie wegreißen, die Rote ließ jedoch den Zopf nicht fahren. Nur für einen Augenblick ließ sie das Haar los, aber nur um sich dasselbe fester um die Hand zu winden. Die Korabljowa, deren Kopf zur Seite gebogen war, schlug die Rote mit der Faust auf den Leib und suchte ihre Hand mit den Zähnen zu fangen. Die Weiber drängten sich um die sich Prügelnden, suchten sie zu trennen und schrieen.

Sogar die Schwindsüchtige war herangetreten und blickte hustend auf die aneinander geklammerten Frauen. Die Kinder hatten sich aneinander gedrückt und weinten.

Auf den Lärm kamen die Aufseherin und der Aufseher herein, und die sich prügelnden Weiber wurden getrennt. Beide suchten sie unter Geschrei und Klagen ihr Recht zu beweisen, die Korabljowa, während sie ihren grauen Zopf löste und die ausgerissenen Haarbüschel herauspflückte, die Rote, indem sie auf der gelben Brust das zerfetzte Hemd zusammenraffte.

„Ich weiß ja, daß das alles der Schnaps ist . . . Morgen sag ich's dem Inspektor, er wird Euch schon vornehmen. Ich spüre, wie es hier riecht . . ." sagte die Aufseherin. „Räumt alles weg, sonst geht's Euch schlecht. Euch hier anzuhören habe ich keine Zeit. Macht, daß Ihr auf Eure Plätze kommt und still . . ."

Aber Stille trat noch lange nicht ein. Lange noch schimpften sich die Frauen und erzählten einander, wie es angefangen und wer Schuld hatte.

Endlich gingen die Aufseherin und der Aufseher fort, und die Weiber beruhigten sich allmählich und begannen sich niederzulegen. Die Alte stellte sich vor das Heiligenbild und fing an zu beten.

„Da haben sich zwei Zwangsjacken zusammengefunden!" begann plötzlich vom anderen Ende

der Pritsche her mit heiserer Stimme die Rote, indem sie jedes Wort mit geradezu seltsam raffinierten Schimpfereien begleitete.

„Paß auf, daß Du nicht noch was kriegst!“ antwortete sogleich die Korabljowa, und ein Hagel ähnlicher Schimpfworte flog zurück. Dann schwiegen eine Weile beide.

„Hätte man mich nur nicht gestört, ich hätte Dir die Glotzer schon ausgekratzt . . .“ begann von neuem die Rote, und die Antwort der Korabljowa ließ nicht auf sich warten.

Wieder eine etwas längere Pause des Schweigens und wieder Schimpfereien. Die Pausen wurden immer länger, bis endlich völlige Ruhe eintrat.

Alle lagen, einige begannen zu schnarchen. Nur die Alte, die stets lange zu beten pflegte, stand noch immer vor dem Heiligenbilde und machte ihre Verbeugungen, und die Tochter des Meßners, die, sobald die Aufseherin hinausgegangen, aufgestanden war, ging wieder in der Zelle auf und ab.

Die Maslowa schlief nicht. Sie dachte immer wieder daran, daß sie jetzt eine Zwangsarbeiterin war und daß man sie schon zweimal so genannt hatte, einmal die Botschkowa und das andere Mal die Rote. Und sie konnte sich in diese Vorstellung nicht finden. Die Korabljowa, die mit dem Rücken zu ihr gekehrt lag, drehte sich um.

„So etwas hat mir weder geahnt noch ge-

schwant", sagte leise die Maslowa. „Andere thun Gott weiß was, und — nichts. Und ich soll für nichts und wieder nichts leiden . . ."

„Gräm' Dich nicht, Mädel, in Sibirien leben ja auch Leute . . . Du wirst auch dort nicht umkommen . . ." suchte die Korabljowa sie zu trösten.

„Daß ich nicht umkomme, weiß ich, aber es kränkt einen doch . . . Hätt' ein ander Los verdient, wo ich ans gute Leben doch so gewöhnt war . . ."

„Gegen Gott kommt keiner auf!" sagte seufzend die Korabljowa. „Gegen Ihn kommt keiner auf..."

„Ich weiß, Tantchen, aber schwer ist's doch..."

Sie schwiegen eine Weile.

„Hörst Du, das Luder . . ." sagte die Korabljowa, indem sie die Aufmerksamkeit der Maslowa auf die sonderbaren Laute lenkte, die von der anderen Seite der Pritsche her kamen.

Diese Laute waren das verhaltene Schluchzen des rothaarigen Weibes. Die Rote weinte, weil man sie eben geschimpft und geschlagen und ihr keinen Schnaps gegeben hatte, den sie so gern haben wollte. Sie weinte auch darüber, daß sie in ihrem ganzen Leben nichts außer Schimpfworten, Hohn, Kränkungen und Prügel gesehen hatte. Sie suchte sich selbst zu trösten mit der Erinnerung an ihre erste Liebe zu dem Fabrikarbeiter Fedjka Molodjonkow. Aber als sie dieser

Liebe gedachte, mußte sie auch an das Ende denken, das dieselbe genommen hatte. Diese Liebe hatte damit geendet, daß der Molodjonkow sie in betrunkenem Zustande zum Spaß an der empfindlichsten Stelle mit Schwefelsäure beschmierte und sich dann mit den Kameraden darüber amüsierte, wie sie sich vor Schmerzen krümmte. Sie dachte daran und wurde vom Weh um sich selbst erfaßt. Und in der Meinung, daß sie niemand hörte, begann sie zu weinen und weinte wie ein Kind — stöhnend, mit der Nase ziehend und die salzigen Thränen verschluckend.

„Sie thut mir leid!“ sagte die Maslowa.

„Natürlich leid, aber was drängt sie sich auf ...“

Das erste Gefühl, welches Nechljudow am anderen Tage empfand, als er erwachte, war das Bewußtsein, daß mit ihm etwas geschehen sei, und ehe er sich noch vergegenwärtigt hatte, was geschehen sei, wußte er bereits, daß es etwas Wichtiges und Gutes gewesen war. „Katjuscha,

das Gericht." Ja, und er muß aufhören zu lügen und die ganze Wahrheit sagen. Und welch seltsames Zusammentreffen: an dem nämlichen Morgen kam endlich der lang erwartete Brief von Marja Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls, der Brief, den er jetzt ganz besonders nötig hatte! Sie gab ihm völlige Freiheit und wünschte ihm Glück zu der bevorstehenden Heirat.

„Heirat!" sagte er ironisch. „Wie weit bin ich jetzt davon."

Und er erinnerte sich seiner gestrigen Absicht, dem Manne alles zu sagen, alles zu beichten und ihm die Bereitschaft zu jeglicher Genugthuung auszudrücken. Aber heute Morgen erschien ihm das nicht so leicht wie gestern.

„Und dann, wozu einen Menschen unglücklich machen, wenn er nichts davon weiß. Wenn er mich fragt, werde ich es ihm sagen. Aber extra hingehen und ihm das sagen? Nein, das ist nicht nötig . . ."

Ebenso schwer erschien es heute Morgen, Missy die ganze Wahrheit zu sagen. Wieder konnte unmöglich er anfangen zu sprechen, das wäre für sie beleidigend. Es ging nicht anders, als daß auch hier, wie in vielen Lebensverhältnissen, etwas Unausgesprochenes, stillschweigend Verstandenes übrig blieb. Das eine aber beschloß er heute früh: er würde sie nicht mehr besuchen und wenn man ihn danach fragen sollte, die Wahrheit sagen.

Aber dafür durfte in den Beziehungen zu Katjuſcha nichts Unausgeſprochenes bleiben.

„Ich werde ins Gefängnis fahren“, dachte er, „ihr alles ſagen und ſie um Vergebung bitten. Und wenn es nötig iſt, ja, wenn es nötig iſt, heirate ich ſie.“

Dieſer Gedanke, daß er der ſittlichen Genugthuung wegen alles opfern und ſie heiraten wolle, rührte ihn heute früh ganz beſonders.

Schon lange mehr hatte er keinen Tag mit einem ſolchen Zufluß von Energie begonnen. Der eintretenden Agrafena Petrowna erklärte er ſogleich mit einer Entſchiedenheit, die er ſich ſelbſt nicht zugetraut hätte, daß er der Wohnung und ihrer Dienſte nicht mehr bedürfe.

Infolge einer ſtummen Verſtändigung war angenommen worden, daß er die große und koſtſpielige Wohnung dazu halte, um ſich in derſelben zu verheiraten. Das Aufgeben der Wohnung erhielt demzufolge eine beſondere Bedeutung, und Agrafena Petrowna blickte ihn erſtaunt an.

„Ich danke Ihnen ſehr, Agrafena Petrowna, für alle Ihre Sorge um mich, aber ich brauche eine ſo große Wohnung und die ganze Dienerſchaft nicht mehr. Wenn Sie mir aber noch behilflich ſein wollen, ſo ſeien Sie ſo gut, die Sachen wegzuräumen, wie es maman machte. Und wenn meine Schweſter Nataſcha kommt, wird ſie das Weitere veranlaſſen . . .“

Agrafena Petrowna schüttelte den Kopf.

„Wozu denn unterbringen? Man wird die Sachen doch brauchen . . .“ sagte sie.

„Nein, man wird sie nicht brauchen, Agrafena Petrowna, ganz bestimmt nicht brauchen . . .“ sagte Necheljudow, indem er ihr auf das antwortete, was ihr Kopfschütteln ausdrücken sollte. „Sagen Sie, bitte, auch Kornej, daß ich ihm seinen Gehalt für zwei Monate vorausgezahlt habe, daß ich ihn aber nicht mehr brauche.“

„Das ist ganz unnötig, daß Sie es so machen, Dmitrij Iwanowitsch“, brachte sie hervor. „Nun gut, wenn Sie auch ins Ausland reisen sollten, so werden Sie doch wieder Ihre Wohnung brauchen . . .“

„Sie machen sich eine falsche Vorstellung, Agrafena Petrowna . . . Ich reise nicht ins Ausland. Wenn ich irgendwohin reisen sollte, so wird es ganz wo anders hin sein . . .“

Er ward plötzlich purpurrot.

„Ja, ich muß es ihr sagen“, dachte er, „es hat keinen Zweck, es zu verschweigen. Ich muß allen alles sagen.“

„Mir ist gestern etwas sehr Merkwürdiges und Wichtiges widerfahren . . . Erinnern Sie sich der Katjuscha bei Tante Marja Iwanowna?“

„Freilich, ich hab' sie doch nähen gelehrt.“

„Nun ja, Katjuscha also stand gestern vor dem Gericht, wo ich Geschworener war.“

„Ach, mein Gott, wie traurig!“ ſagte Agrafena Petrowna. „Weswegen war ſie denn angeklagt?“

„Wegen Mord . . . Und das alles habe ich gethan . . .“

„Wie konnten Sie denn das gethan haben? Wie Sie komiſch ſprechen . . .“ ſagte Agrafena Petrowna, und in ihren alten Augen flackerte ein Feuerchen auf.

Sie kannte die Geſchichte mit Katjuſcha.

„Ja, ich bin die Urſache von allem. Und das eben hat meine Pläne geändert.“

„Was kann denn für Sie daraus für eine Veränderung entſtehen?“ fragte mit unterdrücktem Lächeln Agrafena Petrowna.

„Nun die, daß ich eben alles thun muß, um ihr wieder zu helfen, wenn ich die Veranlaſſung dazu gab, daß ſie dieſen Weg betrat . . .“

„Das wäre Ihr guter Wille, aber eine beſondere Schuld Ihrerſeits ſehe ich hier nicht. So etwas kann einem jeden paſſieren, und wenn man Verſtand hat, tilgt man es wieder aus und vergißt es und lebt . . .“ ſagte ſtreng und ernſt Agrafena Petrowna. „Und auf Ihre Rechnung brauchen Sie das nicht zu nehmen. Ich hatte ſchon früher gehört, daß ſie auf Abwege geraten ſei, wer ſoll denn daran ſchuld ſein? . . .“

„Ich bin ſchuld . . . Und will es daher auch gut machen!“

„Das wieder gut zu machen, dürfte doch ſchwer halten . . .“

„Das iſt meine Sache. Wenn Sie aber an ſich ſelbſt denken wollen, ſo werde ich das, was maman wünſchte . . .“

„An mich denke ich nicht. Die Selige hat ſich gegen mich ſo wohlthätig erwieſen, daß ich nichts mehr zu wünſchen habe. Mich ruft Liſanjka, meine verheiratete Nichte, zu ſich ins Haus, dorthin werde ich denn auch gehen, wenn man mich hier nicht mehr braucht . . . Aber daß Sie ſich das ſo zu Herzen nehmen, iſt ganz unnütz . . . So etwas kann jedem paſſieren . . .“

„Nun, ich denke anders . . . Ich bitte Sie dennoch, helfen Sie mir, mich der Wohnung zu entledigen und die Sachen wegzuräumen. Und ſeien Sie mir nicht böſe. Ich bin Ihnen für alles ſehr, ſehr dankbar . . .“

Merkwürdig: ſeitdem Nechljudow begriffen hatte, daß er ſchlecht und ſich ſelbſt widerwärtig ſei, ſeitdem hatten die anderen Leute aufgehört, ihm widerwärtig zu erſcheinen. Im Gegenteil, er empfand gegen Agrafena Petrowna ſowohl, als auch gegen Kornej ein freundliches und achtungsvolles Gefühl. Er hatte das Bedürfnis, auch Kornej gegenüber eine Beichte abzulegen, aber Kornejs Auftreten war ſo impoſant-ehrerbietig, daß er ſich dazu doch nicht entſchließen konnte.

Auf dem Wege zum Gericht, als er auf denselben Straßen mit demselben Kutscher fuhr, staunte Nechljudow über sich selbst, bis zu welchem Grade er sich heute als ein ganz anderer Mensch fühlte.

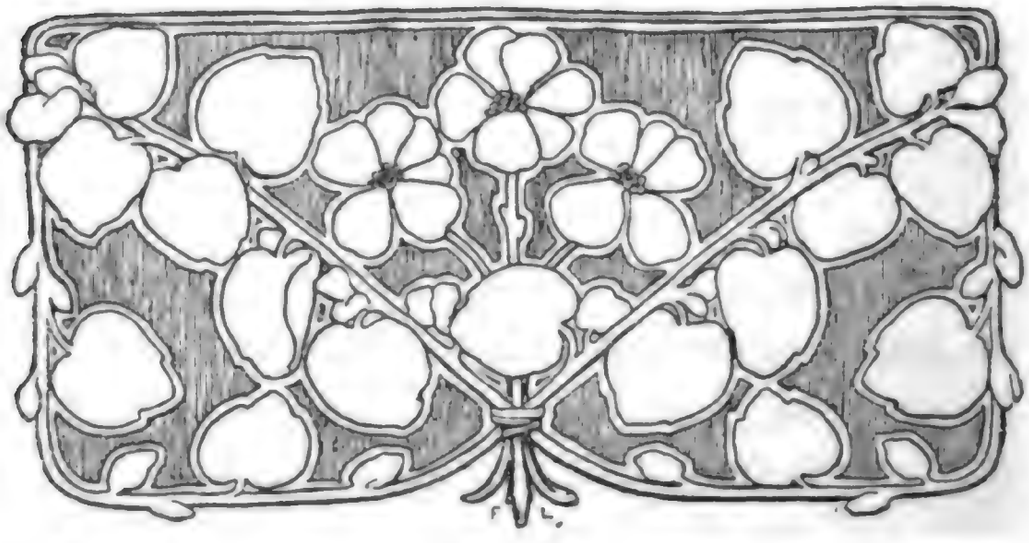
Die Ehe mit Missy, die ihm noch gestern so naheliegend schien, kam ihm jetzt vollständig unmöglich vor. Gestern erschien ihm die Sachlage so, daß gar kein Zweifel darüber sein konnte, daß sie sich glücklich schätzen müßte, ihn zu heiraten. Heute fühlte er sich unwert, nicht nur sie zu heiraten, sondern überhaupt ihr nahe zu sein.

„Wenn sie nur wüßte, wer ich bin, würde sie mich garnicht empfangen. Und ich hatte ihr noch ihre Koketterie mit jenem Herrn zum Vorwurf gemacht . . . Und überhaupt wenn sie mich jetzt sogar nehmen würde, könnte ich denn, wenn auch nicht glücklich, so doch wenigstens ruhig sein, wo ich wüßte, daß die da im Gefängnis sitzt und heute oder morgen per Etappe nach Sibirien geht? . . . Jenes, von mir ins Elend gestürzte Weib würde in die Zwangsarbeit gehen, während ich hier Gratulationen empfinge und mit meiner jungen Frau Visiten machte . . . Oder ich würde mit dem Adelsmarschall, den ich schändlich betrogen habe, auf der Versammlung die Stimmen für und wider die Durchführung einer Schulinspektion von Seiten der Landschaft zählen und hernach mit seiner Frau Rendezvous verabreden . . . Ich kann das alles nicht mehr thun . . .“

Und während er so zu sich selbst sprach, freute er sich immerfort über jene innere Veränderung, die er empfand.

„Vor allem", dachte er, „muß ich jetzt den Advokaten sehen und seine Entscheidung erfahren. Und dann . . . dann sie, die Arrestantin von gestern, im Gefängnis aufsuchen und ihr alles sagen."

Und wenn er sich nur vorstellte, wie er sie sehen, wie er ihr alles sagen, wie er ihr seine Schuld beichten, wie er ihr mitteilen würde, daß er bereit wäre, alles zu thun, sie zu heiraten, um nur sein Vergehen wieder gut zu machen, bemächtigte sich seiner eine erhabene Rührung und die Thränen traten ihm in die Augen.



Als Nechljudow das Gerichtsgebäude betrat, begegnete er schon im Korridor dem Gerichtskommissar und erkundigte sich bei ihm, wo die bereits verurteilten Arrestanten untergebracht wür-

Digitized by Google

den und von wem die Erlaubnis, dieselben zu sehen, einzuholen sei.

Der Gerichtskommissar erklärte, daß die Arrestanten an verschiedenen Orten untergebracht würden, und daß vor der Verkündigung des motivierten Urteils die Befugnis, den Besuch der Arrestanten zu gestatten, dem Staatsanwalt zustände.

„Ich werde es Ihnen dann sagen und Sie selbst nach der Sitzung hingeleiten! Jetzt aber bitte ich Sie in den Sitzungssaal — es fängt gleich an."

Nechljudow dankte dem Kommissar, der ihm heute besonders jämmerlich erschien, für seine Liebenswürdigkeit und begab sich in das Geschworenenzimmer.

Als er sich dem Zimmer näherte, verließen die Geschworenen dasselbe bereits, um in den Sitzungssaal zu gehen. Der Kaufmann befand sich in derselben heiteren Gemütsstimmung, wie gestern, hatte auch wieder, wie es schien, gefrühstückt und ein Gläschen getrunken und begrüßte Nechljudow wie einen alten Freund. Und Pjotr Gerassimowitsch erweckte heute in Nechljudow kein unangenehmes Gefühl durch seine Familiarität und sein Gelächter . . .

Nechljudow hätte auch allen Geschworenen von seinen Beziehungen zu der Angeklagten von gestern erzählen mögen.

„Eigentlich", dachte er, „hätte ich gestern

während der Verhandlung aufſtehen und mein Vergehen öffentlich bekennen müſſen . . ."

Aber als er mit den Geſchworenen den Sitzungsſaal wieder betrat, und die geſtrige Prozedur von neuem begann: — wieder der Ruf „Das Ge—richt", wieder das Erſcheinen der drei Richter in den geſtickten Kragen auf dem Podium, wieder das Schweigen, das Platznehmen der Geſchworenen auf den Sitzen mit den hohen Rücklehnen, die Gendarmen, der Geiſtliche — da fühlte er, daß er auch geſtern, obwohl er es hätte thun ſollen, nicht im ſtande geweſen wäre, den Bann dieſer Feierlichkeit zu brechen.

Die Vorbereitungen zur Sitzung waren dieſelben wie geſtern, nur daß diesmal die Vereidigung der Geſchworenen und die Belehrung von ſeiten des Präſidenten unterblieb.

Die heutige Verhandlung betraf einen Einbruchsdiebſtahl. Der von zwei Gendarmen mit gezogenen Säbeln bewachte Angeklagte war ein magerer, ſchmächtiger Knabe von zwanzig Jahren, im grauen Schlafrock und mit einem grauen, blutloſen Geſicht. Er ſaß allein auf der Anklagebank und betrachtete ſchüchtern die Eintretenden. Dieſer Junge war angeklagt, gemeinſam mit einem Kameraden an einem Schuppen das Schloß erbrochen und aus dem Schuppen alte Dielenläufer im Werte von drei Rubel und ſiebenundachtzig Kopeken entwendet zu haben. Aus der Anklage-

schrift ersah man, daß ein Schutzmann den Knaben angehalten hatte, als der letztere mit seinem Kameraden, der die Dielenläufer trug, über die Straße ging. Der Knabe und sein Genosse gestanden ihre Schuld sofort ein und wurden beide ins Gefängnis gesteckt. Der Mitschuldige, ein Schlosser, verstarb im Gefängnis und nun stand der Knabe allein vor Gericht. Die alten Dielenläufer lagen auf dem Tische der corpora delicti.

Die Verhandlung wurde ebenso wie gestern mit dem ganzen Arsenal von Beweisen, Überführungen, Zeugen, Vereidigungen, Verhör, Sachverständigen und Kreuz- und Querfragen geführt.

Der Schutzmann, der als Zeuge auftrat, hackte seine Antwort auf die Fragen des Präsidenten, des Klägers und des Verteidigers gefühllos und militärisch ab:

„Zu Befehl, ja!" „Zu Befehl, weiß nicht!" und wieder „Zu Befehl, ja!"

Aber trotz seiner militärischen Verdummung und Maschinenmäßigkeit sah man, daß der Knabe ihm leid that, und er von seinem Fang nur ungern erzählte.

Der andere Zeuge, der geschädigte Eigentümer der Dielenläufer, ein alter galliger Hausbesitzer, erkannte, als man ihn danach fragte, die Dielenläufer nur wider Willen als die seinigen an. Als aber der Staatsanwaltsadjunkt ihn auszufragen begann, was er mit den Dielenläufern zu

thun beabsichtigt hätte und ob dieselben für ihn von großem Wert gewesen seien, da antwortete der Alte geärgert:

„Der Geier hole sie, diese Dielenläufer, ich brauche sie ganz und gar nicht. Hätt' ich gewußt, daß ich durch sie soviel Scherereien haben würde, so hätte ich nicht nur nicht geklagt, sondern noch einen Roten oder zwei zugezahlt, nur daß man mich in Ruhe ließe . . . Ich habe fünf Rubel an Droschken verfahren . . . Und ich bin ein kranker Mensch, habe einen Bruch und Rheumatismus dazu . . ."

So sprachen die Zeugen. Der Angeklagte selbst gestand alles ein und erzählte mit zitternder Stimme, während er sich wie ein gefangenes Tierchen geistlos nach allen Seiten umsah, wie der ganze Vorgang gewesen war.

Der Sachverhalt war klar. Aber der Staatsanwalt stellte ebenso wie gestern mit gehobenen Schultern feindurchdachte Fragen, mit denen er den verschlagenen Verbrecher überführen wollte.

Er suchte in seiner Rede zu beweisen, daß der Diebstahl in einem Wohnraum ausgeführt worden sei und zwar unter Einbruch. Der Knabe müsse daher zur schwersten Strafe verurteilt werden.

Der vom Gericht bestellte Verteidiger führte dagegen aus, daß der Diebstahl in einem unbewohnten Raum verübt worden und daß der Verbrecher darum, wenn sein Vergehen auch nicht in

Abrede gestellt werden könne, für die Gesellschaft immerhin doch nicht so furchtbar gefährlich sei, wie es der Staatsanwalt behaupte.

Der Vorsitzende stellte in seiner Person, ebenso wie gestern, die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit dar und erklärte und flößte den Geschworenen aufs Genaueste ein, was sie alle bereits wußten und nicht umhin konnten zu wissen.

Ebenso wie gestern wurden Unterbrechungen gemacht, wurde geraucht, ebenso wie gestern rief der Gerichtskommissar sein „Das Ge—richt", und ebenso wie gestern saßen mit dem Schlafe kämpfend zwei Gendarmen da, mit zur Bedrohung des Verbrechers entblößter Waffe.

Aus der Beweisaufnahme war ersichtlich, daß der Knabe bereits in frühem Alter von seinem Vater in eine Tabakfabrik gesteckt worden war und dort fünf Jahre lang gearbeitet hatte. Im gegenwärtigen Jahre war er nach einem zwischen dem Fabrikbesitzer und den Arbeitern ausgebrochenen Streit entlassen worden und hatte sich dann, da er keine Stelle fand, in der Stadt umhergetrieben und die letzten Kleider vom Leibe vertrunken. In einem Wirtshaus war er mit einem ebensolchen Gesellen wie er zusammengekommen, einem Schlosser, der bereits seit längerer Zeit stellenlos war und stark trank. Sie hatten dann zusammen nachts in betrunkenem Zustande das Schloß erbrochen und aus dem Schuppen das erste, was sie fanden, ge-

nommen. Sie wurden erwischt und gestanden alles ein. Man steckte sie ins Gefängnis, wo der Schlosser noch vor der Verhandlung verstarb. Der Knabe aber wurde jetzt gerichtet als ein gemeingefährliches Subjekt, vor welchem man die Gesellschaft schützen müsse.

„Ein ebenso gemeingefährliches Subjekt, wie die Verbrecherin von gestern . . .“ dachte Nechljudow, während er dem zuhörte, was sich vor ihm abspielte. „Diese sind gefährlich. Und wir, sind wir denn nicht gefährlich? . . . Ich, ein Wüstling, ein Betrüger, und wir alle, alle die, die mich als einen solchen kennen und dennoch mich nicht verachten, sondern auch noch mit Ehrerbietung behandeln? . . .“

„Es ist doch klar, daß dieser Knabe kein monströser Bösewicht ist, sondern — das sehen ja alle — ein ganz gewöhnlicher Mensch, und daß er zu dem, was er ist, nur dadurch wurde, daß er in Verhältnisse geriet, die solche Menschen erzeugen. Und es ist somit klar, daß man, um solche Knaben aus der Welt zu schaffen, sich bemühen müsse, vorerst die Verhältnisse zu beseitigen, aus denen derartige unglückliche Geschöpfe erstehen.“

„Es brauchte sich doch nur ein Mensch zu finden“, dachte Nechljudow während er das kränkliche, verschüchterte Gesicht des Knaben betrachtete, „der sich, als man den Knaben aus Not aus dem

Dorfe in die Stadt schickte, dieser Not erbarmt und ihr abgeholfen hätte, oder sogar auch als der Knabe schon in der Stadt war und nach zwölfstündiger Arbeit in der Fabrik, von den älteren Kameraden verlockt, ins Wirtshaus ging, es brauchte sich da doch nur ein Mensch zu finden, der ihm gesagt hätte: „laß das, Wanja, das ist schlecht . . .“ so wäre der Knabe nicht gegangen, wäre nicht verbummelt und hätte nichts Schlechtes gethan!“

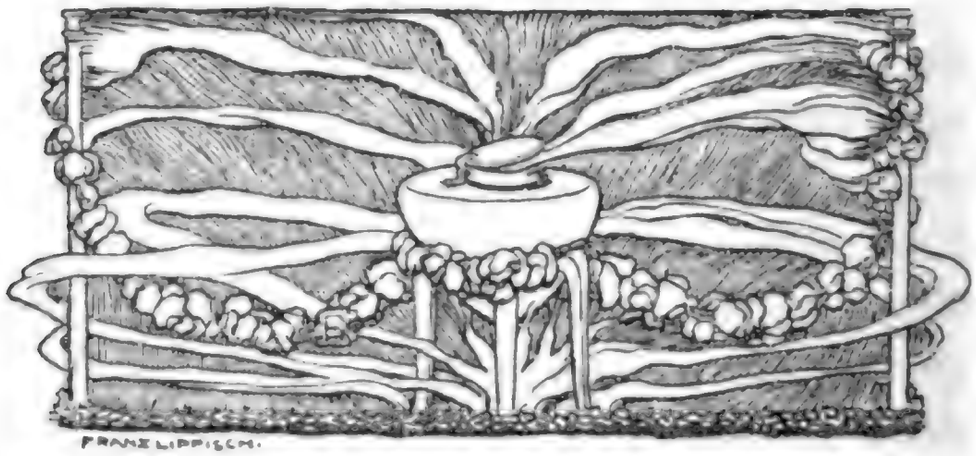
„Aber ein solcher Mensch hatte sich während der ganzen Zeit, wo der Knabe in der Stadt seine Lehrjahre verbrachte und kurzgeschoren, um keine Läuse zu züchten, für die Meister auf Kommissionen lief, ein solcher Mensch hatte sich während dieser ganzen Zeit nicht gefunden. Im Gegenteil, alles das, was er, seit er in der Stadt lebte, von den Meistern und Kameraden gehört hatte, lief darauf hinaus, daß der ein Hauptkerl sei, wer betrüge, trinke, schimpfe, sich prügele und ein liederliches Leben führe.“

„Als er aber durch die ungesunde Arbeit, den Trunk und das Laster erkrankt, verdummt und verdorben, wie im Schlafe dammlich, ohne jeden Zweck in der Stadt umherstrolchte, in einen Schuppen schlich und daraus irgend welche Dielenläufer, die niemand etwas nutzten, wegschleppte, da haben wir nicht nur nicht dafür Sorge getragen, daß die Verhältnisse, die den Jungen bis zu seiner jetzigen Lage gebracht haben, beseitigt würden,

sondern wir wollen die Sache dadurch wieder gut machen, daß wir diesen Knaben verdammen und verurteilen! . . ."

„Schrecklich! . . ."

Nechljudow dachte alles das, ohne mehr dem, was vor sich ging, zuzuhören. Und er entsetzte sich selbst davor, was sich ihm offenbarte. Er staunte, wie es möglich war, daß er das nicht früher gesehen, und wie die anderen das nicht sehen konnten.



Kaum war die erste Unterbrechung gemacht, als Nechljudow aufstand und in den Korridor hinausging mit der Absicht, zur Verhandlung nicht mehr zurückzukehren. Mochte man mit ihm machen, was man wollte, aber an dieser Komödie konnte er nicht mehr teilnehmen.

Nachdem Nechljudow erfahren, wo das Kabinett des Staatsanwalts sei, ging er zu ihm. Der Kurier wollte ihn nicht einlassen und erklärte, daß der Staatsanwalt eben beschäftigt sei, aber

Nechljudow trat, ohne auf ihn zu achten, in die Thür und wandte sich an einen ihm entgegenkommenden Beamten mit dem Ersuchen, dem Staatsanwalt zu melden, daß ein Geschworener da sei, der ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müßte. Der Fürstentitel und die elegante Kleidung kamen Nechljudow zu statten. Der Beamte meldete ihn beim Staatsanwalt und Nechljudow wurde vorgelassen.

Der Staatsanwalt empfing ihn stehend, offenbar unzufrieden mit der Beharrlichkeit, mit der Nechljudow ihn zu sprechen verlangt hatte.

„Was wünschen Sie?" fragte der Staatsanwalt streng.

„Ich bin Geschworener, mein Name ist Nechljudow und ich muß notwendig die Arrestantin Maslowa sehen . . ." sagte schnell und entschlossen Nechljudow, während er errötete und fühlte, daß er etwas thue, was für sein Leben von entscheidender Bedeutung werden würde.

Der Staatsanwalt war ein untersetzter brünetter Herr mit kurzem ergrauenden Haar, dichtem geschorenen Bart am hervorstehenden Kinn und glänzenden, beweglichen Augen.

„Die Maslowa? Jawohl ich weiß. Sie war wegen eines Giftmordes angeklagt . . ." sagte ruhig der Staatsanwalt. „Wozu wollen Sie sie denn sehen?" Und wie um die Frage zu mildern, fügte er hinzu: „Ich kann Ihnen die Genehmigung

nicht erteilen, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke Sie von derselben Gebrauch machen werden."

„Ich brauche es in einer für mich besonders wichtigen Angelegenheit . . ." begann errötend Nechljudow.

„So!" sagte der Staatsanwalt, indem er die Augen erhob und den Blick forschend über Nechljudow gleiten ließ. „Ist ihre Sache schon verhandelt worden oder noch nicht?"

„Sie stand gestern vor Gericht und ist vollkommen ungerecht zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Sie ist unschuldig . . ."

„Jawohl. Wenn sie erst gestern verurteilt worden ist", sagte der Staatsanwalt, ohne der Mitteilung Nechljudows von der Unschuld der Maslowa die geringste Beachtung zu schenken, „so muß sie bis zur Verkündung des motivierten Urteils immerhin noch im Untersuchungsgefängnis verbleiben. Besuche sind da nur an bestimmten Tagen gestattet. Ich empfehle Ihnen also, sich dorthin zu wenden."

„Aber ich muß sie sobald wie möglich sehen..." sagte mit bebendem Unterkiefer Nechljudow. Er fühlte das Herannahen des entscheidenden Augenblicks.

„Wozu brauchen Sie denn das?" fragte der Staatsanwalt, indem er mit einiger Unruhe die Augenbrauen in die Höhe zog.

„Weil sie unschuldig ist und zur Zwangsarbeit

verurteilt wurde, während die Schuld an allem ich habe . . .“ sprach Nechljudow mit zitternder Stimme, während er zugleich fühlte, daß er das sagte, was er nicht hätte sagen sollen.

„Wieso denn?“ fragte der Staatsanwalt.

„Weil ich sie betrogen und dadurch in die Lage, in der sie sich jetzt befindet, gebracht habe. Wenn sie nicht das wäre, wozu ich sie gebracht habe, so wäre sie einer derartigen Anklage auch nicht ausgesetzt gewesen.“

„Ich sehe trotzdem nicht, welchen Zusammenhang das mit dem Besuch hat?“

„Den, daß ich ihr folgen will und . . . und sie heiraten“, brachte Nechljudow heraus. Und wie immer, wenn er davon sprach, traten ihm die Thränen in die Augen.

„Ja? So!“ sagte der Staatsanwalt. „Das ist in der That ein sehr exzeptioneller Fall. Sie sind, glaub' ich, Abgeordneter der Krasnopjorskischen Landschaft?“ fragte der Staatsanwalt, als entsänne er sich schon früher von diesem Nechljudow, der jetzt einen so sonderbaren Entschluß kundgab, gehört zu haben.

„Um Verzeihung, ich glaube nicht, daß das irgend einen Zusammenhang mit meinem jetzigen Gesuch hat . . .“ antwortete errötend in gereiztem Tone Nechljudow.

„Natürlich, nein“, sagte mit kaum merklichem Lächeln und ohne die geringste Verlegenheit der

Staatsanwalt. „Aber ihr Wunsch ist so außergewöhnlich und geht über die herkömmlichen Formen so weit hinaus . . .“

„Nun, kann ich die Genehmigung erhalten?“

„Die Genehmigung? Ja, ich werde Ihnen den Passierschein sofort ausstellen. Bitte nehmen Sie Platz.“

Der Staatsanwalt trat an den Tisch heran, setzte sich und begann zu schreiben.

„Bitte, setzen Sie sich . . .“

Nechljudow blieb stehen.

Nachdem der Staatsanwalt den Passierschein ausgefertigt hatte, übergab er ihn Nechljudow, indem er diesen mit Neugier betrachtete.

„Ich muß Ihnen noch die Mitteilung machen“, sagte Nechljudow, „daß ich an der Session hinfort nicht mehr teilnehmen kann . . .“

„Man muß, wie Sie wissen, dem Gerichtshof stichhaltige Behinderungsgründe vorlegen.“

„Die Gründe sind die, daß ich jegliches Gericht nicht nur für zwecklos, sondern auch für unsittlich halte.“

„So . . .“ sagte der Staatsanwalt, immer mit demselben kaum merklichen Lächeln, das offenbar zeigen sollte, daß derartige Eröffnungen ihm nicht neu wären und zu einer ihm bekannten spaßigen Kategorie gehörten. „So . . . Aber Sie werden wohl begreifen, daß ich, als Staatsanwalt eines Gerichts, mit Ihnen nicht einverstanden sein kann . . .

Und daher rate ich Ihnen, davon dem Gerichtshof Mitteilung zu machen, woraufhin dann der Gerichtshof über Ihre Mitteilung entscheiden wird, Ihre Behinderungsgründe prüfen, dieselben für stich- oder nichtstichhaltig erklären und in letzterem Falle Ihnen eine Buße auferlegen wird. Wenden Sie sich also an den Gerichtshof."

„Ich habe meine Anzeige gemacht und gehe nirgends mehr hin!" sagte geärgert Nechljudow.

„Ich habe die Ehre . . ." sagte sich vorneigend der Staatsanwalt, der offenbar den Wunsch hatte, diesen sonderbaren Besucher möglichst schnell loszuwerden.

„Wer war da bei Ihnen?" fragte das Gerichtsmitglied, das gleich, nachdem Nechljudow gegangen, in das Kabinett trat.

„Nechljudow, wissen Sie, der noch im Krasnopjorskischen Kreise in der Landschaft so wunderliche Äußerungen machte . . . Und stellen Sie sich vor: er ist Geschworener und unter den Angeklagten fand sich ein Weib oder ein Mädchen, das zur Zwangsarbeit verurteilt wurde und das, wie er sagt, von ihm betrogen worden war. Und jetzt will er das Mädchen heiraten . . ."

„Unmöglich!"

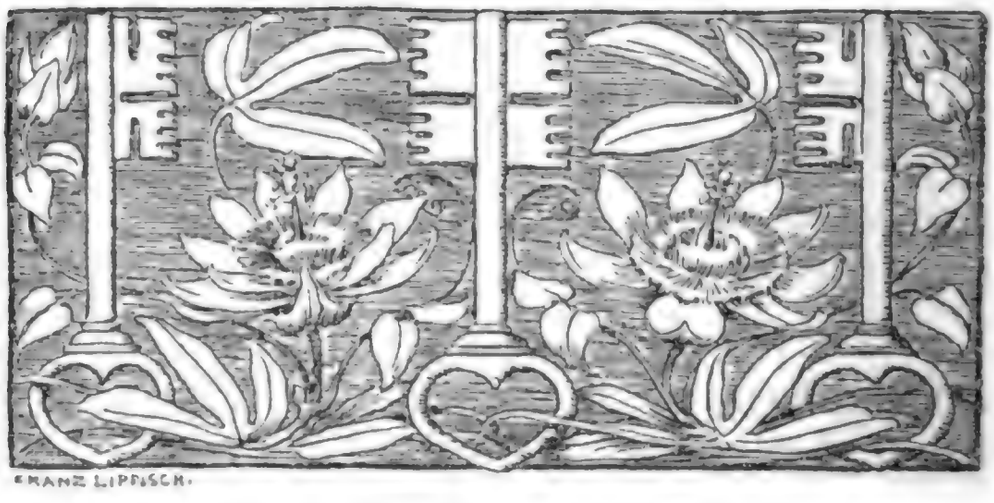
„So hat er mir gesagt . . . Und in so einer merkwürdigen Erregung . . ."

„Es ist doch was . . . irgend so eine Anormalität an den heutigen jungen Leuten . . ."

„Na, er ist nicht mehr so sehr jung."

„Wie Ihr vielgepriesener Iwaschenkow, mein Bester, uns mehr als über ist . . . Er macht einen ja blos durch die Ausdauer mürbe: redet und redet ohne Ende . . ."

„Man muß diese Leute einfach unterbrechen, sonst bilden sie sich zu richtigen Obstruktionisten aus . . ."



Von dem Staatsanwalt fuhr Nechljudow geradeswegs in das Untersuchungsgefängnis. Aber es erwies sich, daß dort überhaupt keine Maslowa war, und der Inspektor erklärte Nechljudow, daß sie sich in dem alten Transportgefängnis befinden müsse. Nechljudow fuhr dorthin.

Jekaterina Maslowa befand sich in der That dort.

Infolge eines politischen Processes nämlich, der vor vier Monaten begonnen hatte, hatte man die meisten Untersuchungsgefangenen nach anderen Gefängnissen übergeführt und statt dieser eine Menge Studenten und Studentinnen, Beamte und

Handwerker hineingelegt. Die Maslowa hatte man in das alte Transportgefängnis gebracht.

Die Entfernung von dem Untersuchungs- bis zum Transportgefängnis war ungeheuer groß und Nechljudow erreichte das Gebäude erst gegen Abend. Er wollte sich der Thür des riesigen, finsteren Baues nähern, aber der Posten ließ ihn nicht heran und zog selbst die Klingel. Auf das Läuten kam ein Aufseher. Nechljudow zeigte ihm seinen Passierschein, aber der Aufseher sagte, daß er ihn ohne den Inspektor nicht einlassen dürfe. Nechljudow begab sich zu dem Inspektor. Noch auf der Treppe vernahm Nechljudow die Töne irgend eines komplizierten Bravourstückes, das auf dem Klavier gespielt wurde. Als ihm aber ein mißmutiges Stubenmädchen mit einem verbundenen Auge die Thür öffnete, stürmten die Töne förmlich heraus und betäubten ihn völlig. Es war eine abgeleierte Rhapsodie von Liszt, die sehr gut gespielt wurde, aber nur bis zu einer gewissen Stelle. Sobald aber diese Stelle da war, wurde das Stück immer wieder von neuem begonnen. Nechljudow fragte das verbundene Stubenmädchen, ob der Inspektor zu Hause sei.

Das Stubenmädchen sagte, daß er nicht da sei.

„Kommt er bald?"

Die Rhapsodie hörte wieder auf und wurde von neuem glänzend bis zur verwunschenen Stelle wiederholt.

„Ich werde fragen gehen.“

Und das Stubenmädchen ging hinaus.

Die Rhapſodie hatte eben erſt einen neuen Anlauf genommen, als ſie plötzlich, ohne die verwunſchene Stelle zu erreichen, abbrach, und eine Stimme ſich hören ließ:

„Sage ihm, daß er nicht da iſt und heute nicht mehr kommt. Er iſt zu Beſuch . . . Daß man keine Ruhe haben kann . . .“ ertönte hinter der Thür eine Frauenſtimme. Und die Rhapſodie begann wieder, wurde aber von neuem unterbrochen. Man hörte das Rücken eines Stuhles. Offenbar wollte die erzürnte Pianiſtin dem zur ungehörigen Stunde kommenden aufdringlichen Beſucher ſelbſt einen Verweis erteilen.

„Papa iſt nicht da . . .“ ſagte mürriſch ein heraustretendes blaſſes Fräulein von kläglichem Ausſehen, mit dunklen Schatten unter den traurigen Augen und mit hochfriſiertem Haar.

Aber als ſie einen jungen Mann im guten Überzieher vor ſich ſah, wurde ſie weicher.

„Treten Sie ein, wenn Sie wollen . . . Was wünſchen Sie denn?“

„Eine Arreſtantin im Gefängnis ſehen . . .“

„Jedenfalls eine Politiſche?“

„Nein, keine Politiſche. Ich habe einen Paſſierſchein vom Staatsanwalt . . .“

„Ja, da weiß ich nicht . . . Papa iſt nicht da . . . Aber treten Sie doch bitte ein!“ bat

sie ihn nochmals aus dem kleinen Vorzimmer herein. „Oder wenden Sie sich an den Gehilfen, er ist eben im Bureau. Sprechen Sie mit dem. Wie ist Ihr Name?“

„Ich danke Ihnen“, sagte Nechljudow und ging hinaus, ohne auf die letzte Frage zu antworten.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als wieder dieselbe muntere, schneidige Melodie erklang, die so wenig zu dem Ort paßte und so wenig zu dem Gesicht des kläglichen Mädchens, welches dieselbe so hartnäckig studierte.

Auf dem Hofe traf Nechljudow einen jungen Offizier mit abstehendem gewichsten Schnurrbart und fragte ihn nach dem Gehilfen des Inspektors. Er war der Gehilfe selber. Er nahm den Passierschein, sah sich denselben an und meinte, daß er sich nicht entschließen könne, auf einen für das Untersuchungsgefängnis ausgestellten Passierschein hin Nechljudow hier einzulassen. Es sei auch schon spät. Er bäte morgen wiederzukommen.

„Morgen um zehn Uhr ist der Besuch jedermann gestattet. Wenn Sie morgen kommen, wird auch der Inspektor selbst zu Hause sein. Dann kann die Zusammenkunft im allgemeinen Sprechzimmer stattfinden oder, wenn der Inspektor es gestattet, auch im Bureau.“

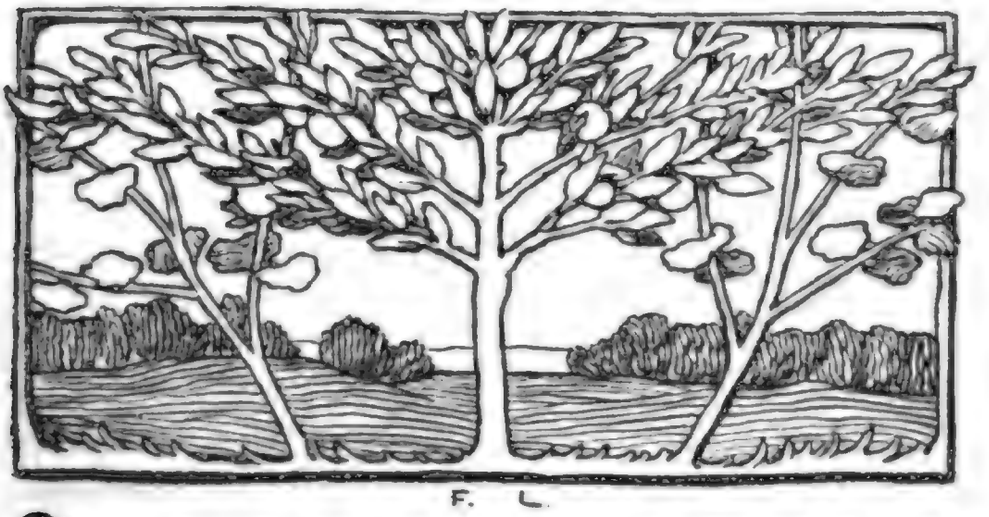
Und so kehrte denn Nechljudow, ohne an diesem Tage ein Wiedersehen erlangt zu haben, nach Hause zurück.

Nechljudow ging durch die Straßen und von dem Gedanken, ſie wiederzuſehen, erregt, dachte er jetzt nicht mehr an das Gericht, ſondern nur an ſeine Geſpräche mit dem Staatsanwalt und den Inſpektoren. Daß er eine Zuſammenkunft mit ihr geſucht, dem Staatsanwalt ſeine Abſichten offenbart hatte und in zwei Gefängniſſen geweſen war, erregte ihn ſo ſehr, daß er ſich lange nicht beruhigen konnte.

Zu Hauſe angekommen, holte er ſofort ſein lange nicht mehr berührtes Tagebuch hervor, überlas einige Stellen und ſchrieb dann folgendes nieder:

„Zwei Jahre habe ich an meinem Tagebuch nicht geſchrieben und ich dachte, daß ich nie mehr zu dieſer Kinderei zurückkehren würde. Und doch war es keine Kinderei, ſondern ein Geſpräch mit ſich ſelbſt, mit jenem wahren, göttlichen Ich, das jedem Menſchen innewohnt. Die ganze Zeit über hatte dieſes Ich geſchlummert, und ich hatte niemanden, mit dem ich mich ausſprechen konnte. Erweckt wurde es durch ein außergewöhnliches Ereignis am 28. April, im Gericht, wo ich als Geſchworener fungierte. Ich habe auf der Anklagebank ſie, die von mir verführte Katjuſcha, im Arreſtantenſchlafrock geſehen. Infolge eines ſonderbaren Mißverſtändniſſes und eines Verſehens meinerſeits wurde ſie zur Zwangsarbeit verurteilt. Ich bin ſoeben beim Staatsanwalt und im Ge-

fängnis gewesen. Man ließ mich nicht zu ihr, ich bin aber entschlossen, alles zu thun, um sie zu sehen, ihr zu beichten und meine Schuld zu tilgen, sei es auch durch die Ehe. Herr, hilf mir! Mir ist es schön und freudig ums Herz."



Lange konnte die Maslowa in dieser Nacht nicht einschlafen. Sie lag mit offenen Augen da, blickte auf die Thür, die von der auf- und abgehenden Messnerstochter in regelmäßigen Zwischenräumen verdeckt wurde, und sann.

Sie dachte daran, daß sie auf der Insel Sachalin in keinem Falle einen Zwangsarbeiter heiraten, sondern besser sich irgendwie anders einrichten würde — mit irgend jemand von den Vorgesetzten, mit einem Schreiber, einem Aufseher, einem Inspektorsgehilfen. „Lecker sind sie alle danach. — Wenn ich nur nicht mager werde! Das wäre mein Unglück." Und sie dachte daran, wie ihr Verteidiger sie angeblickt hatte, und der Präsident, und alle die, die ihr im Gericht be-

gegnet und absichtlich ganz nahe an ihr vorbeigegangen waren. Sie dachte daran, wie die Bertha, die sie im Gefängnis besucht, ihr erzählt hatte, daß der Student, den sie bei der Kitajewa geliebt hatte, bei ihnen gewesen sei, nach ihr gefragt und sie sehr bedauert hätte. Sie dachte an die Prügelei mit der Roten und bemitleidete sie, dachte an den Bäcker, der ihr ein Brödchen extra geschickt hatte. Sie dachte an vieles, aber nur nicht an Nechljudow. An ihre Kindheit und Jugend und besonders an ihre Liebe zu Nechljudow pflegte sie niemals zu denken. Das wäre zu schmerzlich gewesen. Diese Erinnerungen lagen irgendwo fern und unberührt in ihrer Seele. Sogar im Traum sah sie Nechljudow niemals. Heute im Gericht hatte sie ihn nicht erkannt, nicht so sehr darum, weil er damals, als sie ihn zum letzten Male gesehen, Militär gewesen war, mit bartlosem Kinn, einem kleinen Schnurrbart und mit kurzem aber lockigem Haupthaar, während er jetzt ein dem Aussehen nach schon nicht mehr junger Mann mit einem Vollbart war, nein, daß sie ihn jetzt nicht erkannte, hatte vielmehr den Grund, daß sie, wie überhaupt nie, auch heute nicht an ihn gedacht hatte.

Alle ihre Erinnerungen an ihn und ihre Liebe zu ihm hatte sie damals, in jener dunklen schrecklichen Nacht begraben, als er vom Kriegsschauplatz zurückkehrte und an den Tanten vorbeigefahren war, ohne bei ihnen einzukehren.

Bis zu jener Nacht hatte sie immer noch gehofft, daß er wiederkehren würde, und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, war ihr nicht zur Last gefallen. Oft hatten sie die sanften und bisweilen zuckenden Bewegungen des Kindes mit einer Art staunender Rührung erfüllt. Aber seit jener Nacht wurde alles anders. Und das zukünftige Kind erschien ihr fortan nur als Hindernis.

Die Tanten erwarteten Nechljudow und baten ihn zu kommen, er aber telegraphierte, daß er nicht kommen könne, weil er zum Termin in Petersburg sein müsse. Als Katjuscha dies erfuhr, entschloß sie sich, auf die Station zu gehen, um ihn zu sehen. Der Zug kam um zwei Uhr nachts vorbei. Katjuscha begleitete die alten Fräulein zu Bette und beredete ein Mädchen, die Tochter der Köchin, Maschka, mit ihr zu gehen. Dann zog sie ihre alten Schuhe an, warf sich ein Tuch um, schürzte die Kleider auf und lief zur Station.

Es war eine dunkle, regnerische und stürmische Herbstnacht. Bald peitschte der Regen in schweren, warmen Tropfen nieder, bald hörte er auf. Auf dem Felde war der Weg unter den Füßen nicht zu sehen und im Walde war es schwarz, wie in einem Ofen. Obwohl Katjuscha den Weg gut kannte, so verlor sie ihn dennoch und kam zur kleinen Station, wo der Zug blos drei Minuten hielt, nicht, wie sie gehofft hatte, zeitig, sondern erst mit dem zweiten Glockenzeichen.

Auf dem Perron angelangt erblickte Katjuscha ihn sofort in einem Fenster der ersten Klasse. Diesem Waggon entströmte ein besonders helles Licht. In den samtenen Lehnstühlen saßen einander gegenüber zwei Offiziere und spielten Karten. Auf dem Tischchen am Fenster brannten dicke, überfließende Kerzen. In enganschließenden Reithosen und weißem Hemd saß der Fürst auf der Armlehne, auf den Rücken des Stuhles gestützt, und lachte über etwas. Sobald sie ihn erkannt hatte, klopfte sie mit der frierenden Hand an das Fenster. Aber im selben Augenblick ertönte das dritte Glockenzeichen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, zuerst mit einem kurzen Stoß zurück, worauf die Waggons aneinander prallten und dann allmählich einer nach dem anderen vorwärts zu drängen begannen. Einer der Spielenden erhob sich mit den Karten in der Hand und sah durchs Fenster. Sie klopfte noch einmal und drückte ihr Gesicht an die Scheibe. Im selben Moment erhielt auch der Waggon, an welchem sie stand, einen Ruck und ging vorwärts. Sie schritt neben dem Waggon einher und blickte noch immer ins Fenster. Der Offizier wollte das Fenster herunterlassen, aber es ging nicht. Nechljudow stand auf, schob den Kameraden zur Seite und griff selbst nach dem Fenster. Der Zug verstärkte das Tempo, sodaß Katjuscha mit schnellen Schritten vorwärts gehen mußte. Der Zug begann noch schneller zu

gehen und das Fenster glitt herab. Aber im selben Augenblick stieß sie der Kondukteur beiseite und sprang auf den Tritt des Waggons. Katjuscha blieb zurück, lief aber noch immer auf den nassen Brettern des Perrons weiter, bis der Perron zu Ende war. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht, als sie die Treppe hinunter stolperte. Dann lief sie auf der Erde weiter, aber der Waggon erster Klasse war schon längst voraus. An ihr vorüber rollten die Waggons zweiter Klasse, dann in schnellerem Tempo die dritter, und sie lief immer noch vorwärts. Als der letzte Waggon mit den Laternen an ihr vorüberbrauste, war sie schon hinter der Wasserpumpe, ohne Schutz, und der Wind stürmte auf sie los, riß ihr das Tuch vom Kopfe und klatschte ihr auf der einen Seite den Rock an die laufenden Beine. Der Wind hatte ihr das Tuch entrissen, aber sie lief immer noch vorwärts.

„Tante Michajlowna!“ schrie das Mädchen, das ihr kaum folgen konnte. „Sie haben ihr Tuch verloren!“

Katjuscha blieb stehen, warf den Kopf zurück, griff mit beiden Händen danach und begann zu schluchzen.

„Weggefahren!“ schrie sie auf.

„Er sitzt im erleuchteten Waggon, im samtenen Lehnstuhl und scherzt und trinkt . . . Und ich, — ich stehe hier im Schmutz, im Dunkeln, bei

Wind und Regen und weine!“ dachte sie bei sich selbst. Und sie setzte sich auf die Erde und begann so laut zu schluchzen, daß das Mädchen erschrak und den Arm um ihr nasses Kleid legte.

„Tantchen, gehen wir nach Hause . . .“

„Kommt ein Zug, dann unter einen Waggon und — aus!“ dachte unterdes Katjuscha, ohne dem Mädchen zu antworten.

Sie war entschlossen, es zu thun. Aber da plötzlich, wie es im ersten Augenblick der Beruhigung nach einer großen Aufregung immer zu geschehen pflegt, regte sich das Kind, sein Kind, das sie trug, in ihr, stieß und reckte sich wie in schwimmender Bewegung, und klopfte mit etwas Dünnem, Zartem und Weichem. Und plötzlich schwand alles, was sie noch vor einer Minute so sehr gequält hatte, daß es ihr unmöglich erschienen war, zu leben; alle Wut gegen ihn und der Wunsch, sich an ihm, wenn auch durch ihren eigenen Tod, zu rächen, alles das trat plötzlich zurück. Sie beruhigte sich, stand auf, machte sich zurecht, band das Tuch um den Kopf und ging nach Hause.

Zermartert, müde und schmutzig kehrte sie heim, und seit jenem Tage begann mit ihr jene seelische Umwandlung, infolge welcher sie das wurde, was sie jetzt war.

Seit jener schrecklichen Nacht hörte sie auf, an Gott und an das Gute zu glauben. Früher hatte sie selbst an Gott geglaubt und gemeint,

daß die Menſchen an Ihn glauben, aber in jener Nacht erkannte ſie, daß niemand an Ihn glaubt, und daß alles das, was man von Ihm und Seinem Gebot ſprach, daß alles das nichts als Betrug und Lüge war. Er, den ſie und der ſie — ſie wußte es — geliebt hatte, hatte ſie verlaſſen und ihre Gefühle verhöhnt. Und er war der beſte von allen Menſchen, die ſie kannte. Alle anderen aber waren noch ſchlechter. Und das, was ihr wiederfahren war, beſtätigte dieſes Schritt für Schritt. Seine Tanten, gottesfürchtige alte Damen, hatten ſie weggejagt, als ſie ihnen nicht mehr wie früher dienen konnte. Von allen Menſchen, denen ſie begegnete, ſuchten die Frauen durch ſie Geld zu erlangen, während die Männer, vom alten Landpolizeimeiſter bis zu den Aufſehern im Gefängnis, ſie als eine Quelle der Luſt betrachteten. Und für niemand in der Welt gab es etwas anderes als dieſes. Noch mehr in dieſer Überzeugung befeſtigt hatte ſie der alte Schriftſteller, mit dem ſie im zweiten Jahre ihres Lebens in der Freiheit ein Verhältnis hatte. Dieſer hatte ihr geradezu geſagt, daß darin — er nannte es Poeſie und Äſthetik — das ganze Lebensglück beſtehe.

Alle leben nur für ſich und zu ihrem eigenen Vergnügen, und alle Worte von Gott und dem Guten ſind nichts als Betrug. Und wenn auch zuweilen die Frage lebendig wird, warum in der Welt alles ſo ſchlecht eingerichtet ſei, daß alle

einander nur Böſes thun und alle leiden, ſo muß man dieſe Frage erſticken und nicht daran denken. Und wird es einem traurig zu Mut, ſo raucht man, oder noch beſſer, man trinkt, und es geht vorüber.

Am anderen Tage, einem Sonntage, um fünf Uhr morgens, als im Korridor der weiblichen Abteilung der gewöhnliche Pfiff ertönte, weckte die bereits aufgeſtandene Korabljowa die Maslowa.

„Zwangsarbeiterin!“ fuhr es der Maslowa mit Schrecken durch den Sinn, während ſie ſich die Augen rieb und unwillkürlich die gegen Morgen unerträglich ſtinkende Luft einatmete. Sie wollte wieder einſchlafen, um in das Gebiet des Unbewußten zu entfliehen, aber die gewohnte Furcht bezwang den Schlaf. Sie erhob ſich, zog die Füße unter ſich ein und ſah ſich in ſitzender Stellung um.

Die Frauen waren ſchon aufgeſtanden, nur die Kinder ſchliefen noch. Die Schnapshändlerin

mit den vorstehenden Augen, zog leise, um die Kinder nicht zu wecken, den Schlafrock unter ihnen hervor. Die Aufrührerin hängte am Ofen Lappen auf, die als Windeln dienten, während das Kind auf den Armen der blauäugigen Fedoßja verzweifelt schrie, und Fedoßja es wiegte und mit zärtlicher Stimme einzulullen suchte. Die Schwindsüchtige hielt sich die Brust und hustete sich aus mit dunkelrotem Gesicht; in den Zwischenräumen stöhnte sie und schrie beinahe auf. Die Rote lag mit dem Bauch nach oben und die dicken Beine gekrümmt; sie erzählte laut und lustig einen Traum, den sie gesehen hatte. Die alte Brandstifterin stand wieder vor dem Heiligenbilde und bekreuzte und verbeugte sich, immer dieselben Worte flüsternd. Die Meßnerstochter saß, ohne sich zu rühren, auf der Pritsche und starrte mit verschlafenem, stumpfem Blick vor sich hin. Schönchen ringelte ihr fettiges, sprödes schwarzes Haar um den Finger.

Im Korridor ließen sich Schritte in schleppenden Pantoffeln vernehmen, das Schloß rasselte und zwei Arrestanten in Jacken und kurzen, kaum bis an die Knöchel reichenden grauen Hosen traten ein. Mit ernstem, mißmutigem Gesicht hoben sie die stinkende Kufe auf das Spannholz und trugen sie aus der Zelle hinaus. Die Frauen gingen auf den Korridor zu den Wasserkränen, um sich zu waschen. An den Kränen entstand ein Streit zwischen der Roten und einem Weibe, das aus-

der Nachbarzelle gekommen war. Und wieder folgten Schimpfereien, Geschrei, Klagen . . .

„Habt wohl nach dem Karzer Sehnsucht!“ schrie der Aufseher und gab der Roten einen Schlag auf den feisten kahlen Rücken, daß es im Korridor nur so schallte. „Daß ich Deine Stimme nicht mehr höre . . .“

„Schaut mal den Alten, wie er schäkert . . .“, sagte die Rote, die diese Behandlung als Liebkosung auffaßte.

„Na, schnell! Packt Euch zur Messe!“

Kaum hatte die Maslowa sich gekämmt, als der Inspektor mit seiner Suite erschien.

„Zur Kontrolle!“ rief der Aufseher.

Aus der anderen Zelle kamen die übrigen Arrestantinnen, und alle stellten sich in zwei Reihen längs dem Korridor auf, wobei die Frauen der hinteren Reihe ihre Hände auf die Schultern der Frauen in der ersten Reihe legen mußten. Alle wurden überzählt.

Nach der Kontrolle kam die Aufseherin und führte die Arrestantinnen zur Kirche.

Die Maslowa und Fedoßja befanden sich in der Mitte der Kolonne, welche aus mehr als hundert Frauen bestand, die aus allen Zellen herausgekommen waren. Alle waren in weißen Kopftüchern, in Jacken und Röcken und nur selten sah man unter ihnen ein Weib in eigener bunter Tracht. Das waren Frauen und Kinder, die

ihren Männern nachfolgten. Die ganze Treppe wurde von dieser Prozession eingenommen. Man hörte das weiche Auftreten der Pantoffeln, Gespräch und bisweilen Lachen.

Bei einer Biegung erkannte die Maslowa das boshafte Gesicht ihrer Feindin, der Botschkowa, welche weiter vorn ging, und zeigte es Fedoßja.

Unten angekommen verstummten die Frauen und traten, sich bekreuzend und verbeugend, durch die geöffnete Thür in die noch leere, goldschimmernde Kirche.

Ihr Platz war rechts, und unter Drängen und Stoßen begannen sie sich aufzustellen.

Nach den Frauen kamen in grauen Schlafröcken die Gefangenen, die von den Bauerngemeindegerichten zur Verschickung verurteilt waren. Unter lautem Räuspern nahmen sie dichtgedrängt links und in der Mitte der Kirche Aufstellung.

Oben aber, auf den Emporen, standen auf der einen Seite die zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrecher mit halbrasierten Köpfen, ihre Anwesenheit durch das Klirren der Ketten verratend, und auf der anderen Seite die nicht rasierten und nicht gefesselten Untersuchungsgefangenen. Beide Gruppen waren schon vorher in die Kirche geleitet worden.

Die Gefängniskirche war von einem reichen Kaufmann, der darauf mehrere zehntausend Rubel verwendet hatte, neu erbaut und ausgestattet

worden und glänzte ganz von Gold und lichten Farben.

Eine Zeitlang herrſchte in der Kirche Stille. Man hörte nur Schnauben und Räuſpern, das Geſchrei der Säuglinge und ab und zu das Klirren der Ketten. Plötzlich aber ſtürzten die in der Mitte ſtehenden Arreſtanten zur Seite und drängten auf einander, um in der Mitte einen Weg frei zu machen. Auf dieſem Wege ging der Inſpektor hindurch und ſtellte ſich ganz vorn in der Mitte der Kirche auf.

Der Gottesdienſt begann. Dieſer Gottesdienſt beſtand darin, daß ein Prieſter, der in ein ebenſo ſonderbares als unbequemes Brokatgewand gekleidet war, Stückchen Brod abſchnitt und ſie auf einer Schale ordnete, um ſie darauf in einen mit Wein gefüllten Kelch zu tauchen, indem er all das mit unzähligen Gebeten und Anrufungen begleitete. Zu gleicher Zeit ſang und las der Küſter abwechſelnd mit dem Chor der Gefangenen

Kreuz zu Pferd. Er und der Reitknecht, der ihn führt, sind in Lumpen, die größten Bettler sind sie.

Ein Bauer kommt mit einem Wagen Heu, Stroh, Korn, Obst, Gemüse, Eier, Butter, Käse, Milch, Fleisch, Wurst, Schinken, Speck, Geflügel, Wild, Fische, Brot, Mehl, Salz, Zucker, Bier, Wein

# TOLSTOI

## Auferstehung

Verlag bei Eugen Diederichs
Leipzig

Mit vorliegender Lieferung beginnt zu
erscheinen:

# Leo Tolstoi, Auferstehung

Nach dem russischen Original übersetzt
von **Wladimir Czumikow**

Ungekürzte Ausgabe

Mit Buchschmuck von F. Lippisch

Lieferungsausgabe komplett in 9 Liefrg. zu 4—5 Bogen à 50 Pfg.
Jede Lieferung erscheint im Zwischenraum von ca. 14 Tagen.

Dieser neue Roman Tolstois ist der schlechteste, den der berühmte Autor geschrieben hat, — insofern ein Roman uns leichte, leere Unterhaltung bieten soll. Und er ist der beste Roman Tolstois, einer der besten Romane, die die Welt überhaupt gesehen hat, — insofern der Roman, neben dem Theater, das modernste und erhabenste Mittel der Kunst ist, auf die Menschheit zu wirken, sie zu erziehen, zu veredeln. Wir sagen nicht zu viel, und die Zukunft wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane der Weltlitteratur von so großem Einfluß auf ihre Zeit gewesen sind, wie dieser es für die seinige werden wird.

Das Lügengespinnst, daß das moderne soziale Leben umwoben, zerreißt der große Philosoph Tolstoi mit starker, rücksichtsloser Hand, um dem noch größeren Künstler Tolstoi Raum zum Aufbau einer neuen Welt-

alle möglichen Gebete in Kirchenslavisch, die an und für sich schon ziemlich schwer zu verstehen waren und durch das schnelle Lesen und Singen noch weniger verständlich wurden.

Den Inhalt der Gebete bildeten vorwiegend Segenswünsche für den Kaiser und seine Familie. Diesbezügliche Gebete wurden vielemal zusammen mit anderen und für sich auf den Knieen dargebracht. Außerdem wurden von dem Meßner einige Verse aus der Apostelgeschichte mit derartig seltsam angestrengter Stimme verlesen, daß man nichts davon verstehen konnte. Sehr deutlich las der Priester eine Stelle aus dem Evangelium Markus, wo berichtet wurde, wie Christus nach seiner Auferstehung, ehe er gen Himmel fuhr und sich zur Rechten seines Vaters setzte, zuerst Maria Magdalena erschien, aus der er sieben Teufel vertrieb, und dann den elf Jüngern. Es wurde erzählt, wie er ihnen befahl, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, und wie er ihnen erklärte, daß der, der nicht daran glaube, verdammt würde, wer aber daran glaube und sich taufen ließe, würde gerettet werden und würde außerdem Teufel austreiben, Menschen von Krankheiten heilen durch Auflegen der Hände, neue Sprachen sprechen, Schlangen bändigen, und wenn er Gift trinken würde, so würde er nicht sterben, sondern gesund bleiben.

Das Wesen des Gottesdienstes sah man in

der Annahme, daß die vom Priester geschnittenen und in den Wein gelegten Brodstückchen unter gewissen Manipulationen und Gebeten sich in den Leib und das Blut Gottes verwandelten. Diese Manipulationen bestanden darin, daß der Priester, trotzdem ihm der über ihn gezogene Brokatsack hinderlich sein mußte, die Hände gleichmäßig in die Höhe hob und sich dann in dieser Haltung auf die Kniee niederließ und den Tisch und das, was sich darauf befand, küßte. Die wichtigste Handlung aber geschah, wenn der Priester mit beiden Händen eine Serviette nahm und diese sanft über dem Tellerchen und über dem goldenen Kelche schwenkte. Man nahm an, daß in diesem Augenblick aus dem Brod und Wein Leib und Blut würde, und daher war diese Stelle des Gottesdienstes mit besonderem Pomp ausgestattet.

„Insonderheit von der allerheiligsten, makellosen und gebenedeiten Mutter Gottes . . .“ rief laut der Priester hinter der Scheidewand und der Chor begann feierlich zu singen, daß es sehr schön sei, die Jungfrau Maria zu preisen, die Christus geboren habe ohne Verletzung der Jungfrauschaft und die daher höherer Ehren als irgendwelche Cherubims und größeren Ruhmes als irgendwelche Seraphims gewürdigt sei.

Man nahm an, daß jetzt die Verwandlung stattgefunden hatte, und der Priester zerschnitt, nachdem er die Serviette von dem Tellerchen ge-

nommen hatte, das mittlere Stückchen in vier Teile und hielt dieselben zuerst in den Wein und dann in den Mund. Man nahm an, daß er ein Stückchen vom Leibe Gottes und einen Schluck Seines Blutes genossen hatte. Danach zog der Priester den Vorhang vor dem Allerheiligsten zurück, öffnete die mittlere Pforte des Ikonostas, nahm den vergoldeten Kelch in die Hände, trat mit ihm durch die mittlere Pforte aus dem Allerheiligsten hinaus und lud diejenigen ein, die auch Lust hätten, vom Leibe und Blute Gottes aus dem Kelche zu kosten, dieses zu thun.

Lust dazu hatten einige Kinder.

Nachdem der Priester die Kinder nach ihren Vornamen gefragt hatte, holte er vorsichtig mit dem Löffel je ein in Wein aufgeweichtes Stückchen Brod aus dem Kelche heraus und stopfte es der Reihe nach jedem der Kinder tief in den Mund, während der Meßner, der den Kindern den Mund wischte, mit fröhlicher Stimme ein Lied davon sang, daß die Kinder Gottes Leib äßen und Gottes Blut tränken.

Darauf brachte der Priester den Kelch hinter die Scheidewand zurück, trank dort den Rest des im Kelche befindlichen Blutes und aß die übriggebliebenen Stückchen des Leibes Gottes, leckte sich sorgfältig den Schnurrbart ab, trocknete sich den Mund und wischte den Kelch aus. Dann kam er in der allerheitersten Gemütsverfassung,

mit den dünnen Sohlen der Stiefel knarrend, mit rüstigen Schritten aus dem Allerheiligsten wieder hervor.

Damit war der christliche Gottesdienst der Hauptsache nach beendet. Aber der Priester wollte die unglücklichen Gefangenen trösten und fügte dem gewöhnlichen Gottesdienste noch einen besonderen hinzu.

Dieser besondere Gottesdienst bestand darin, daß der Priester sich vor dem getriebenen und vergoldeten Bildnis desselben Gottes aufstellte, den er soeben gegessen hatte. Vor diesem, von einem Dutzend Wachskerzen beleuchteten, vermeintlichen Bildnis Gottes, dessen Gesicht und Hände schwarz waren, begann der Priester mit einer sonderbaren, falschen Stimme die folgenden Worte halb zu singen, halb zu sprechen:

„Süßester Jesus, Du Ruhm der Apostel, Jesus, Du Lob der Märtyrer, allmächtiger Herr, errette mich! Mein schönster Jesus, Jesus mein Erlöser, erbarme Dich meiner, der ich Zuflucht suche bei Dir! Erbarme Dich meiner um der Fürbitte derer, die Dich geboren hat, und um aller Deiner Heiligen, aller Propheten willen, mein Erlöser Jesus! Und mache mich teilhaftig der Freuden des Paradieses, Jesus, der Du die Menschen lieb hast!"

An dieser Stelle hielt der Priester inne, holte Atem, bekreuzte sich und verbeugte sich bis zur

Erde. Alle Anwesenden thaten dasselbe. Es verbeugten sich der Inspektor, der Aufseher, die Arrestanten, und oben klirrten die Ketten besonders häufig.

„Schöpfer der Engel und Herr der Kräfte!“ fuhr der Priester fort. „Wunderbarer Jesus, das Staunen der Engel, allmächtiger Jesus, Erlösung unserer Voreltern, süßester Jesus, Lobpreisung der Patriarchen, ruhmreichster Jesus, Macht der Könige, gütigster Jesus, Erfüllung der Propheten, schönster Jesus, Stärke der Märtyrer, gnädigster Jesus, Wonne der Presbyter, barmherzigster Jesus, Enthaltung der Fastenden, wonnevollster Jesus, Freude der Seligen, reinster Jesus, Keuschheit der Keuschen, Jesus, der Du vor aller Ewigkeit warest, Du Erlösung der Sünder, Jesus, Sohn Gottes, erbarme Dich meiner!“

Endlich gelangte der Priester, der das Wort Jesus in einem immer stärker und stärker pfeifenden Ton gesprochen hatte, zu einer Pause. Er raffte das seidengefütterte Brokatgewand auf, ließ sich auf ein Knie nieder und verbeugte sich wieder bis zur Erde, während der Chor die letzten Worte des Liedes zu singen begann: „Jesus, Sohn Gottes, erbarme Dich unser!“ Die Arrestanten fielen nieder und erhoben sich, indem sie mit den Beinschellen, die ihnen die mageren Beine rieben, rasselten und das über die Stirn gefallene Haar zurückschüttelten.

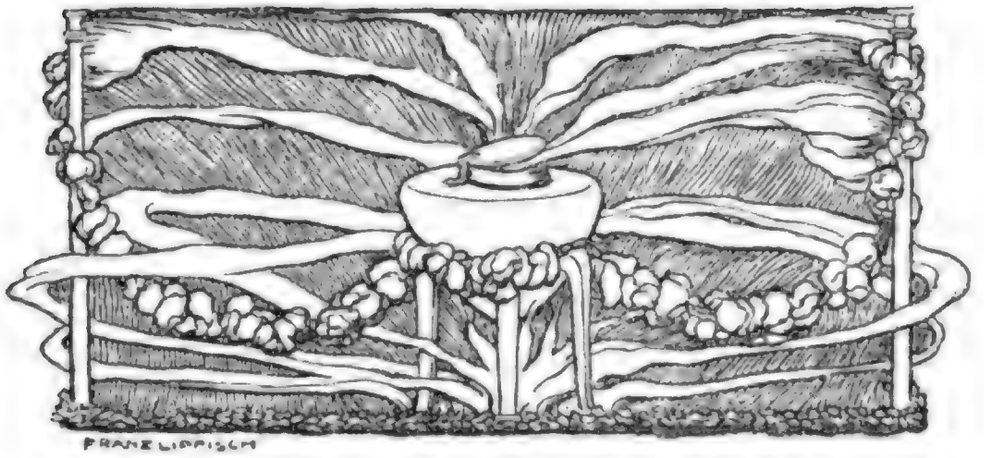
So dauerte es lange fort. Zuerst kamen Lobpreisungen, die mit den Worten: „Erbarme Dich meiner" endeten, dann kamen neue Lobpreisungen mit dem Schlusse „Halleluja".

Die Arrestanten bekreuzten und verbeugten sich bei jeder Pause, dann aber fingen sie an, sich erst nach jedem zweiten oder gar dritten Absatz zu verbeugen, und alle waren froh, als die Lobpreisungen zu Ende waren, und der Priester erleichtert aufatmete, das Büchelchen zuschlug und hinter die Scheidewand ging.

Noch eine letzte Handlung blieb übrig, die darin bestand, daß der Priester vom großen Tische ein vergoldetes Kreuz nahm mit Emailmedaillons an den Enden und damit in die Mitte der Kirche trat.

Zuerst kam der Inspektor heran und küßte das Kreuz, dann die Aufseher und schließlich drängten sich, einander stoßend und im Flüsterton Schimpfworte wechselnd, die Arrestanten hinzu. Der Priester, der sich dabei mit dem Inspektor unterhielt, schob das Kreuz und seine Hand den herantretenden Arestanten an den Mund und bisweilen auch an die Nase, während die Arrestanten sich bemühten, das Kreuz sowohl als auch die Hand des Priesters zu küssen.

So endete der christliche Gottesdienst, der zum Troste und zur Belehrung der verirrten Brüder abgehalten wurde.



Und niemand von den Anweſenden, angefangen von dem Prieſter und dem Inſpektor und bis zu der Maslowa, kam es in den Sinn, daß derſelbe Jeſus, deſſen Namen der Prieſter ſo unzählige Mal pfeifend hergeſagt hatte, indem er ihn in ſo ſonderbaren Ausdrücken lobpries, daß jener Jeſus ausdrücklich alles das verboten hatte, was hier geſchah. Verboten nicht nur einen ſolchen ſinnloſen Wortſchwall und die gottesläſterliche Hexerei der Prieſter und Lehrer mit dem Brot und Wein, ſondern auch auf das beſtimmteſte verboten, daß die einen Menſchen die anderen Lehrer nennen und daß man die Gebete in den Tempeln verrichte. Verboten die Tempel ſelbſt, indem er ſagte, daß er gekommen ſei, um ſie zu zerſtören, und befohlen, nicht in den Tempeln, ſondern in der Einſamkeit, jeder für ſich, im Geiſte und in der Wahrheit zu beten. Und vor allem verboten, nicht nur die Menſchen zu richten, gefangen zu halten, zu quälen, zu ſchänden, zu ſtrafen, wie es

hier geschah, sondern auch jede Gewaltthätigkeit an den Menschen verboten, indem er sagte, daß er gekommen sei, die Gefangenen zu befreien.

Niemand von den Anwesenden kam es in den Sinn, daß alles, was hier geschehen, die größte Lästerung und Verhöhnung desselben Christus war, in dessen Namen es geschah. Niemand kam es in den Sinn, daß das vergoldete Kreuz mit den Emailmedaillons an den Enden, das der Priester heraustrug und den Menschen zum Küssen reichte, nichts anderes war, als die Darstellung des Galgens, an welchem Christus eben dafür getötet worden war, daß er gerade das verboten hatte, was hier in seinem Namen geschah. Niemand kam es in den Sinn, daß die Priester, die sich einbilden, unter der Gestalt von Brot und Wein den Leib Christi zu essen, in Wahrheit seinen Leib essen und sein Brot trinken, aber nicht in den Brotstückchen und nicht in dem Wein, sondern dadurch, daß sie „jene Geringen", mit denen Christus sich gleichstellt, nicht nur verführen, sondern sie auch des höchsten Gutes berauben und sie den grausamsten Qualen aussetzen, indem sie vor den Menschen jene Verkündung des Heils unterschlagen, die Christus ihnen gebracht hat.

Der Priester verrichtete mit ruhigem Gewissen alles das, was er that, weil er von Kind auf darin erzogen war, daß dieses der einzige wahre Glaube sei, zu welchem sich alle Heiligen der Vorzeit

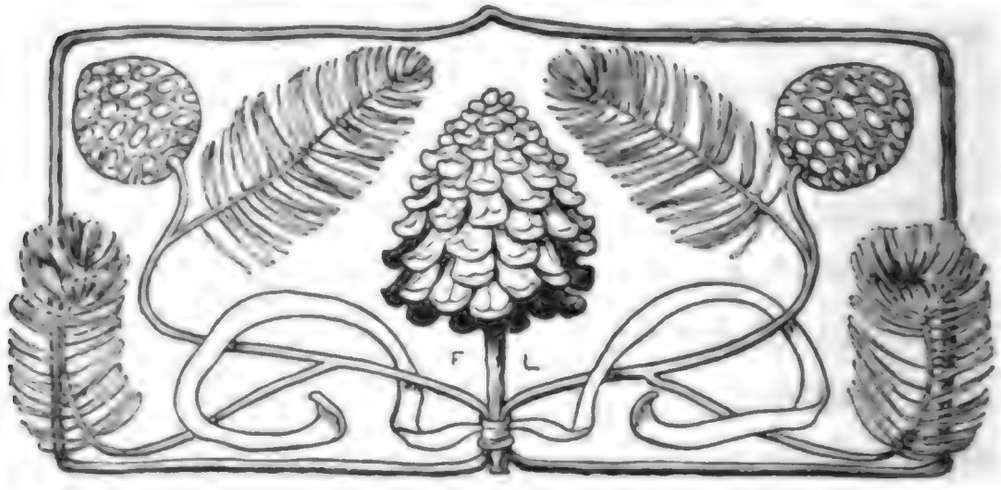
bekannten und zu welchem sich jetzt die geistliche und weltliche Obrigkeit bekennt. Er glaubte nicht daran, daß aus dem Brot Leib wurde, daß es für die Seele nützlich sei, viele Worte zu machen, oder daß er wirklich ein Stückchen Gott gegessen hätte, — daran kann keiner glauben, — sondern er glaubte daran, daß man an diesen Glauben glauben müsse. Am meisten aber befestigte ihn in diesem Glauben, daß er von der Vollziehung der Sakramente dieses Glaubens bereits seit achtzehn Jahren Einkünfte genoß, mit Hilfe derer er seine Familie unterhielt, den Sohn ins Gymnasium und die Tochter in eine geistliche Anstalt schickte. Ebenso glaubte auch der Meßner, und noch fester als der Priester, weil er das Wesen der Dogmen dieses Glaubens vergessen hatte und nur wußte, daß für den Wärmetrunk nach dem Abendmahl, für die Fürbitten, für die Hora, für die einfache Seelenmesse und für die Seelenmesse mit dem Akathistos, daß es für alles das einen bestimmten Preis giebt, den alle gläubigen Christen gerne bezahlen. Und daher schrie er auch sein „Erbarmuns, Erbarmuns" und sang und las was vorgeschrieben war mit einer ebenso sicheren und ruhigen Überzeugung von der Notwendigkeit dessen, mit welcher die Leute Holz, Mehl oder Kartoffeln verkaufen. Der Inspektor aber und die Aufseher, obgleich sie nie gewußt hatten und nie in das eingedrungen waren, worin die Dogmen dieses Glaubens bestehen und

was alles das bedeute, was in der Kirche geschah, glaubten, daß man unbedingt an diesen Glauben glauben müsse, weil die höhere Obrigkeit und der Kaiser selbst daran glaubten. Außerdem fühlten sie, wenn auch nur unklar, — denn sie wären durchaus nicht imstande gewesen, zu erklären, wie es geschah, — daß dieser Glaube ihren grausamen Dienst rechtfertige. Wäre dieser Glaube nicht gewesen, so wäre es ihnen schwergefallen und vielleicht sogar unmöglich geworden, alle ihre Kräfte darauf zu verwenden, Menschen zu quälen, wie sie es jetzt mit ruhigem Gewissen thaten. Der Inspektor war ein Mensch von so gutem Herzen, daß er dieses Leben unmöglich hätte führen können, wenn er nicht in diesem Glauben eine Stütze gefunden hätte. Und daher stand er aufrecht, ohne sich zu regen da, verbeugte und bekreuzte sich fleißig und bemühte sich, Rührung zu empfinden, als man den Gesang der Cherubim anstimmte. Als man aber die Kinder zum Abendmahl führte, trat er vor, hob eigenhändig einen Knaben in die Höhe und hielt ihn so, bis der Priester demselben das Abendmahl gereicht hatte.

Von den Arrestanten sahen nur einzelne wenige den ganzen Betrug, der an den Menschen dieses Glaubens verübt wurde nnd lachten im Herzen darüber. Die meisten aber glaubten, daß diesen vergoldeten Heiligenbildern, Kelchen, Gewändern, Kreuzen, der Wiederholung der unverständlichen

Worte „süßester Jesus“ und „Erbarmuns“ eine geheime Kraft anhafte, mit Hilfe derer man sich in diesem und im jenseitigen Leben größere Bequemlichkeiten verschaffen könne. Obgleich die meisten von ihnen mit einigen Versuchen, mit Hilfe von Gebeten, Messen, Kerzen sich in diesem Leben Annehmlichkeiten zu verschaffen schlechte Erfahrungen gemacht hatten — ihre Gebete waren nicht erhört worden —, so war doch jeder von ihnen fest überzeugt, daß sein Mißerfolg nur ein zufälliger gewesen sei, und daß dieses von gelehrten Leuten und Metropoliten gebilligte Institut, ein sehr wichtiges Institut sei, das, wenn auch nicht für dieses, so doch für das jenseitige Leben notwendig sei.

Ebenso glaubte auch die Maslowa. Sie hatte, wie auch die anderen, während des Gottesdienstes ein gemischtes Gefühl von Andacht und Langerweile. Sie stand zuerst in der Mitte des Haufens hinter dem Gitter und konnte niemand sehen, außer ihren Gefährtinnen. Als aber die Abendmahlskinder vorrückten, drängte auch sie nebst Fedoßja vorwärts und sah jetzt den Inspektor und hinter dem Inspektor zwischen den Aufsehern einen Bauern mit hellem Bärtchen und blondem Haar, den Mann von Fedoßja, der unverwandt auf sein Weib blickte. Während des ganzen Akathistos beschäftigte sich die Maslowa damit, ihn zu betrachten und mit Fedoßja zu flüstern, und bekreuzte und verbeugte sich nur dann, wenn es alle thaten.



Nechljudow brach früh von Hause auf. Über die Straße fuhr noch ein Bauer und schrie mit komischer Stimme:

„Milch, Milch, Milch!“

Am Tage vorher war der erste warme Frühlingsregen gefallen. Überall, wo kein Pflaster war, begann plötzlich das Gras zu grünen; in den Gärten bedeckten sich die Birken mit grünem Flaum, und die Pappeln und Faulbäume ließen ihre länglichen duftenden Blättchen aufrollen. In den Häusern und Kaufläden wurden die Winterfenster herausgenommen und die Scheiben geputzt. Auf dem Trödelmarkt, an dem Nechljudow vorbeifuhr, drängte sich zwischen den in Reihen aufgestellten Zeltbuden eine dichte Menge, und zerlumpte Leute mit Stiefeln unter dem Arm nnd mit über die Schulter geworfenen gebügelten Hosen und Westen schlenderten umher.

An den Wirtschaften standen schon die aus ihren Fabriken befreiten Männer in sauberer Volks-

tracht und glänzenden Stiefeln, sowie Frauen mit grellen Seidentüchern auf dem Kopf, in Paletots mit Schmelzperlen. Die Schutzleute mit gelben Pistolenschnüren standen auf ihren Posten. Auf den Wegen der Boulevards und auf dem grünen, eben erst sich färbenden Rasen liefen spielende Hunde und Kinder umher, während die Wärterinnen auf den Bänken heiter plauderten.

Über die Straßen, die auf der linken Seite im Schatten noch kühl und feucht, in der Mitte aber bereits trocken waren, fuhren dröhnend die schweren Lastwagen, rasselten die Droschken und glitten unter Geklingel die Tramways. Überall erzitterte die Luft von verschiedenartigem Klang und Getön der Kirchenglocken, die das Volk zu eben solch einem Gottesdienst luden, wie er jetzt im Gefängnis stattfand. Und das Volk verteilte sich je nach den Sprengeln, zu welchen jemand gehörte.

Der Kutscher fuhr Nechljudow nicht bis zum Gefängnis selbst, sondern nur bis zu der Straßenbiegung, die zum Gefängnis führte.

An der Ecke, etwa hundert Schritt vom Gefängnis entfernt, standen einige Männer und Frauen, die meisten mit Bündelchen. Rechts sah man niedrige hölzerne Bauten, links ein zweistöckiges Steinhaus mit irgend einem Aushängeschild. Das riesige steinerne Gefängnisgebäude selbst lag geradeaus; zu ihm wurden die Besucher nicht herangelassen.

Der Wachtposten marschierte mit dem Gewehre auf und ab und rief streng diejenigen an, die ihn umgehen wollten.

Neben dem Pförtchen zu den hölzernen Gebäuden, dem Posten rechts gegenüber, saß auf einer Bank ein Aufseher in betreßter Uniform, mit einem Notizbuch in der Hand. Die Besucher traten zu ihm heran und nannten ihm die Namen derer, die sie zu sehen wünschten, während er sich die Namen notierte.

Auch Nechljudow trat heran und nannte Jekaterina Maslowa. Der betreßte Aufseher notierte den Namen.

„Warum wird man noch nicht eingelassen?“ fragte Nechljudow.

„Wegen der Messe. Ist die Messe aus, so wird geöffnet . . .“

Nechljudow ging wieder zum Haufen der Wartenden zurück. Ein Mann in zerlumpten Kleidern und zerknittertem Hut, mit roten Streifen übers ganze Gesicht, an den nackten Füßen durchlöcherte Schuhe, sonderte sich von dem Haufen ab und näherte sich dem Gefängnis.

„Wohin kriechst Du denn?“ schrie ihn der Soldat mit dem Gewehre an.

„Und was brüllst Du?“ antwortete, durch den Anruf der Schildwache durchaus nicht eingeschüchtert, der Zerlumpte und kehrte um. „Läßt

Du mich nicht herein — kann ich warten . . . Brüllt wie ein General . . ."

In der Menge erscholl ein beifälliges Lachen. Die Besucher waren zum größten Teil schlecht gekleidet, zum Teil sogar zerlumpt; es waren aber auch Männer und Frauen von anständigem Aussehen darunter. Neben Nechljudow stand ein gutgekleideter, glattrasierter Mann mit vollen roten Backen, in der Hand ein Bündelchen, in dem sich offenbar Wäsche befand. Nechljudow fragte ihn, ob er zum ersten Mal hier sei? Der Mann mit dem Bündel antwortete, daß er jeden Sonntag herkomme, und es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch. Er war Portier bei einer Bank und kam hierher, um seinen Bruder zu besuchen, der wegen Urkundenfälschung saß. Dieser gutmütige Mann erzählte Nechljudow seine ganze Geschichte und wollte ihn auch nach der seinigen fragen, als ihre Aufmerksamkeit durch einen Studenten und eine verschleierte Dame abgelenkt wurde, die mit einem starken, rassigen Rappen in einem Wagen auf Gummirädern angefahren kamen. Der Student trug ein großes Bündel. Er trat an Nechljudow heran und fragte ihn, ob man den Gefangenen ein Almosen reichen dürfe und wie das zu bewerkstelligen wäre? Es seien Brödchen . . .

„Ich thue es auf Wunsch meiner Braut . . . Das ist meine Braut . . . Ihre Eltern mein-

ten, wir sollten doch den Gefangenen etwas spenden . . ."

„Ich bin hier selbst zum ersten Mal und weiß es nicht, glaube aber, daß man den Menschen da fragen muß . . ." antwortete Nechljudow, indem er auf den betreßten Aufseher auf der Bank wies.

Während noch Nechljudow mit dem Studenten sprach, öffnete sich das große, eiserne Gefängnisthor mit dem Fensterchen, und ein Offizier im Waffenrock trat in Begleitung eines anderen Aufsehers heraus. Der Aufseher mit dem Notizbuch erklärte, daß der Einlaß beginne. Die Schildwache trat zur Seite, und alle Besucher eilten mit schnellen Schritten, manche sogar im Trab zum Gefängnisthor, als fürchteten sie, zu spät zu kommen. In dem Thor stand einer der Aufseher, der die Besucher, wie sie an ihm vorbeigingen, zählte und laut ausrief: sechzehn, siebzehn u. s. w. Im Innern des Gebäudes zählte ein anderer Aufseher ebenso die an ihm vorbeigehenden, indem er jeden mit der Hand berührte. Auf diese Weise sollte verhindert werden, daß nicht einer der Besucher im Gefängnis bleiben oder ein Gefangener mit hinausgehen könnte.

Der zweite Zähler sah die an ihm vorbeigehenden nicht an und gab auch Nechljudow einen Schlag auf den Rücken. Diese Berührung der Aufseherhand beleidigte Nechljudow im ersten Augenblick, aber sogleich erinnerte er sich, weswegen er

hierhergekommen, und schämte sich des Gefühls von Mißmut und von Gekränktsein, das ihn erfaßt hatte.

Der erste Raum, in den er eintrat, war ein großes, gewölbtes Zimmer mit Eisengittern vor den kleinen Fenstern. In diesem Zimmer, dem sogenannten Versammlungszimmer, wurde Nechljudow durch eine in der Nische befindliche große Darstellung der Kreuzigung überrascht.

„Wozu das?" dachte er, während sich in seiner Vorstellung die Abbildung Christi unwillkürlich mit den Befreiten, nicht aber mit den Gefangenen verband.

Er ging langsamen Schrittes und ließ die hastenden Besucher an sich vorbei. Ein gemischtes Gefühl des Grauens vor den hier eingesperrten Bösewichtern und des Mitleides zu den Unschuldigen, die sich ebenfalls hier befinden mußten, wie der Knabe von gestern und Katjuscha, beschlich ihn, und eine Art Schüchternheit und Rührung vor dem bevorstehenden Wiedersehen gesellten sich diesem Gefühle bei.

Beim Ausgang aus dem ersten Zimmer sagte der Aufseher etwas, aber Nechljudow überhörte es, von seinen Gedanken erfüllt, und ging in derselben Richtung weiter, in der der größere Teil der Besucher ging, nämlich nach der männlichen und nicht nach der weiblichen Abteilung, wohin er mußte.

Er ließ die Voraneilenden vorbei und kam ſo als letzter in den für die Beſuche beſtimmten Raum. Das erſte, was ihn überraſchte, als er die Thür öffnete und den Raum betrat, war das betäubende, in ein einziges Brauſen zuſammenklingende Geſchrei von hundert Stimmen. Erſt als er zu den Leuten näher herangetreten war, die, wie Fliegen auf dem Zucker, an einer das Zimmer durchquerenden Netzwand klebten, begriff Nechljudow die Urſache des Geſchreies. Das Zimmer, das an der Hinterwand Fenſter hatte, war nicht durch ein, ſondern durch zwei Drahtnetze, welche von der Decke bis zum Boden reichten, geteilt. Zwiſchen dieſen Netzen gingen die Aufſeher auf und ab. Jenſeits der Netze befanden ſich die Gefangenen, diesſeits die Beſucher. Die einen waren alſo von den anderen durch zwei Netze und einen Zwiſchenraum von drei Arſchin Breite getrennt, ſodaß man nicht nur nichts hinüberreichen, ſondern auch nicht einmal das Geſicht erkennen konnte, namentlich bei einiger Kurzſichtigkeit. Es war auch ſchwer, miteinander zu ſprechen; man mußte aus allen Kräften ſchreien, um gehört zu werden. Auf beiden Seiten preßten ſich die Geſichter gegen die Netzwände: Ehefrauen, Männer, Väter, Mütter, Kinder, die ſich bemühten, einander zu erkennen und zu ſagen, was ſie ſich mitzuteilen hatten. Da aber jeder ſo zu ſprechen ſuchte, daß ſein Partner ihn verſtehen könnte, und die Nachbarn

dasselbe wollten, wodurch die eine Stimme die andere störte, so bemühte sich jeder, die andere zu überschreien. Es entstand dadurch jenes von einzelnen Stimmen übertönte Brausen, das Nechljudow überrascht hatte, als er das Zimmer betreten. Das, was gesprochen wurde, zu verstehen, war keine Möglichkeit. Nur nach dem Ausdruck der Gesichter konnte man ungefähr den Gegenstand des Gesprächs und die gegenseitigen Beziehungen der Sprechenden erraten.

Nechljudow am nächsten befand sich ein altes Mütterchen mit Kopftuch, die an die Netzwand gedrückt, mit zitterndem Kinn zu einem jungen Manne mit halbrasiertem Kopf etwas hinüberschrie. Der Arrestant hörte mit in die Höhe gezogenen Brauen und gerunzelter Stirn aufmerksam hin. Neben dem Mütterchen stand ein junger Mann in Volkstracht, der den Worten eines ihm ähnelnden Arrestanten mit abgehärmtem Gesicht und ergrauendem Bart lauschte. Noch weiter stand ein zerlumpter Kerl, lachte und schrie etwas hinüber, mit der Hand fuchtelnd. Neben ihm auf dem Boden saß mit ihrem Kinde eine Frau in einem guten wollenen Tuche und schluchzte laut. Sie sah offenbar zum ersten Mal jenen grauhaarigen Menschen auf der anderen Seite, in der Gefangenenjacke und mit Ketten an den Füßen. Über diese Frau hinüber schrie aus allen Kräften der Portier, mit dem Nechljudow sich unterhalten

hatte, einem kahlköpfigen Arreſtanten mit blitzenden Augen etwas zu.

Als Nechljudow begriff, daß auch er nnter ſolchen Umſtänden ſprechen müſſe, bemächtigte ſich ſeiner ein Gefühl der Empörung über die Menſchen, die ſo etwas einrichten und aufrecht erhalten konnten. Es machte ihn ſtaunen, daß eine ſo ſchreckliche Situation, eine derartige Verhöhnung der menſchlichen Gefühle niemand beleidigte. Die Aufſeher, der Inſpektor, die Beſucher und die Gefangenen machten alles das ſo, als gäben ſie zu, daß alles ſo ſein müſſe.

Nechljudow verbrachte in dieſem Zimmer etwa fünf Minuten, während er ein ſeltſames Gefühl von Traurigkeit und der Erkenntnis ſeiner Ohnmacht und Zerwürfnis mit der ganzen Welt empfand, ein Gefühl, das dem der Seekrankheit etwas ähnlich war.

Übrigens, ich muß doch das thun, weswegen „ich gekommen bin“, ſprach er, indem er ſich ſelbſt zu ermuntern ſuchte. „Was nun?“

Er sah sich nach einem Beamten um, und als er einen mittelhohen, mageren Mann mit Schnurrbart und Offiziersachselstücken erblickte, der hinter den Leuten hin- und herging, wandte er sich an diesen.

„Können Sie, mein Herr, mir vielleicht sagen", fragte er mit besonders angestrengter Höflichkeit, „wo hier die Frauen untergebracht sind und wo man dieselben sprechen darf?"

„Wollen Sie denn in die Frauenabteilung?"

„Ja, ich möchte eine der Gefangenen sehen . . ." antwortete mit derselben angestrengten Höflichkeit Nechljudow.

„Aber das hätten Sie doch sagen sollen, als Sie im Versammlungszimmer waren! — Wen wollen Sie denn sehen?"

„Ich muß Jekaterina Maslowa sehen."

„Ist sie eine Politische?" fragte der Gehilfe des Inspektors.

„Nein, sie ist einfach . . ."

„Was ist sie denn? Schon verurteilt?"

„Jawohl, vorgestern wurde sie abgeurteilt . . ." antwortete unterwürfig Nechljudow. Er fürchtete, die Stimmung des Inspektors, der Interesse an ihm zu nehmen schien, zu verderben.

„Zur Frauenabteilung bitte also hierher . . ." sagte der Inspektor, der aus dem Äußeren Nechljudows zu schließen schien, daß es der Mühe wert sei, sich mit ihm abzugeben.

„Sidorow!“ wandte er sich an den schnauzbärtigen, medaillenbehangenen Unteroffizier, „führe den Herrn hier in die Frauenabteilung.“

„Zu Befehl!“

In diesem Augenblick ertönte an der Netzwand ein lautes, herzzerreißendes Schluchzen.

Alles erschien Nechljudow seltsam, und am seltsamsten erschien ihm, daß er dem Inspektor und dem Oberaufseher danken und sich ihnen verpflichtet fühlen mußte, während sie doch gerade diejenigen waren, die alle die grausamen Thaten, die in diesem Hause geschahen, vollbrachten.

Der Aufseher führte Nechljudow aus dem Besuchszimmer der Männerabteilung in den Korridor und von da durch eine Thür gegenüber in das Besuchszimmer der Frauenabteilung.

Dieses Zimmer war ebenso wie das erste durch zwei Netzwände in drei Teile geteilt, aber es war bedeutend kleiner, auch befanden sich weniger Besucher und weniger Gefangene darin; das Geschrei jedoch und der Lärm waren dort ebensogroß, wie in dem Besuchszimmer der Männerabteilung. Auch hier ging zwischen den Scheidewänden die Obrigkeit auf und ab. Dieselbe wurde hier durch eine uniformierte Aufseherin repräsentiert, die ebenso, wie die Aufseher einen blauen Gurt und betreßte Ärmel mit blauen Vorstößen hatte. Und ebenso wie in der Männerabteilung, klebten hier die Menschen an den Netzen: auf der einen Seite

die Leute aus der Stadt in verſchiedenartiger Bekleidung, auf der anderen die Gefangenen, zum Teil in weißen, zum Teil in eigenen Kleidern. Das ganze Netz war von Menſchen beſetzt. Die einen ſtanden auf den Fußſpitzen, um ſich über die Köpfe der anderen hinweg verſtändlich zu machen, andere wieder ſaßen auf dem Boden und ſprachen ſo miteinander.

Am auffallendſten von allen Gefangenen war, durch ihr fürchterliches Geſchrei und auch durch ihr Ausſehen, eine zerlumpte, magere Zigeunerin in einem Kopftuch, das ihr vom krauſen Haar gerutſcht war. Sie ſtand faſt in der Mitte des Zimmers, jenſeits der Netzwand an einem Pfeiler und ſchrie mit haſtigen Geſten etwas zu einem feſt und niedrig gegürteten Zigeuner im blauen Rock hinüber.

Neben dem Zigeuner ſaß auf dem Boden ein Soldat, der mit einer Gefangenen ſprach. Weiter ſtand an das Netz gepreßt ein junges Bäuerlein in Baſtſchuhen, mit blondem Bärtchen und gerötetem Geſicht; er hielt die Thränen offenbar nur mit Mühe zurück. Eine junge und liebliche blonde Gefangene unterhielt ſich mit ihm und blickte ihn mit ihren klaren blauen Augen an. Es waren Fedoßja und ihr Mann. Dann folgte ein zerlumpter Kerl, der ſich mit einem zerzauſten Weibe mit breitem Geſicht unterhielt; dann weiter zwei Frauen, ein Mann und wieder eine Frau. Und gegenüber immer je eine Gefangene.

Die Maslowa befand sich nicht unter ihnen. Aber hinter den Gefangenen auf der anderen Seite stand noch ein Weib, und Nechljudow begriff sofort, das sie es war. Und zugleich fühlte er, wie sein Herz zu klopfen begann und der Atem ihm stockte. Der entscheidende Augenblick nahte. Nechljudow trat an das Netz heran und erkannte Katjuscha. Sie stand hinter der blauäugigen Fedoßja und hörte lächelnd ihrem Gespräch zu. Sie war nicht, wie vorgestern, im Schlafrock, sondern in einer weißen Jacke mit fest angezogenem Gürtel und hochgebauschter Brust. Aus dem Kopftuch guckten, wie im Gericht, die schwarzen Löckchen hervor.

„Gleich wird es sich entscheiden", dachte Nechljudow. „Wie soll ich sie rufen? Oder wird sie selbst kommen?"

Aber Katjuscha trat nicht an das Netz heran. Sie erwartete Klara und konnte sich gar nicht vorstellen, daß dieser Herr zu ihr gekommen sei.

„Wen wünschen Sie?" fragte, an Nechljudow herantretend, die zwischen den Netzen auf- und abgehende Aufseherin.

„Katerina Maslowa", brachte Nechljudow mit Mühe hervor.

„Maslowa, zu Dir!" rief die Aufseherin.

Die Maslowa blickte sich um und kam mit dem ihm wohlbekanntem Ausdruck der Bereitwilligkeit, den Kopf erhoben und die Brust herausgedrückt an die Netzwand heran. Sie drängte

ſich zwiſchen den Gefangenen durch und heftete ihren erſtaunten und fragenden Blick auf Nechljudow, ohne ihn zu erkennen.

Da ſie aber in ihm, an ſeiner Kleidung, einen reichen Mann erkannte, ſo lächelte ſie.

„Kommen Sie zu mir?“ fragte ſie, während ſie ihr lächelndes Geſicht mit den ſchielenden Augen der Netzwand näherte.

„Ich wollte . . .“ Nechljudow wußte nicht, ob er zu ihr Sie oder Du ſagen ſollte, und entſchloß ſich, Sie zu ſagen. „Ich wollte Sie ſehen . . . ich . . .“

Er ſprach nicht lauter als gewöhnlich.

„Schmier Du mir nicht den Brei ums Maul!“ ſchrie neben ihm der zerlumpte Kerl. „Haſt Du's genommen oder nicht?“

„Sie ſtirbt ſchon, iſt ſchwach . . .“ ſchrie jemand von der anderen Seite.

Die Maslowa konnte nicht hören, was Nechljudow ihr ſagte, aber der Ausdruck, den ſein Geſicht, während er ſprach, annahm, rief ihr plötzlich etwas ins Gedächtnis, woran ſie ſich nicht mehr erinnern wollte. Und das Lächeln ſchwand von ihrem Geſicht, während ſich auf ihrer Stirn eine tiefe Gramesfalte zeigte.

„Ich höre nicht, was Sie ſprechen . . .“ rief ſie, die Augen zuſammenkneifend und die Stirn noch mehr runzelnd.

„Ich bin gekommen . . .“

„Ja, ich thue das, was ich muß, ich beichte . . .“ dachte Nechljudow.

Und kaum hatte er dieses gedacht, als ihm die Thränen in die Augen traten und der Hals ihm zugeschnürt wurde. Er krallte sich mit den Händen an der Netzwand fest und verstummte, während er sich mühte, das Schluchzen zurückzudrängen.

„Wäre sie gesund gewesen, so wäre ich nicht gegangen . . .“ wurde von der einen Seite geschrieen.

„Bei Gott, ich weiß nichts davon . . .“ rief eine Gefangene von der anderen Seite.

Die Maslowa sah seine Erregung, und dieselbe teilte sich auch ihr mit. Ihre Augen leuchteten, und auf den weißen, vollen Wangen zeigten sich rote Flecken; das Gesicht aber blieb streng und die schielenden Augen sahen scharf an ihm vorbei.

„Ähnlich, aber ich weiß nicht, wer . . .“ rief sie zu ihm hinüber.

„Ich bin gekommen, Dich um Verzeihung zu bitten . . .“ schrie er mit lauter Stimme, aber ohne jede Betonung, wie eine eingelernte Lektion.

Als er diese Worte gerufen hatte, befiel ihn plötzlich ein Gefühl von Scham, und er sah sich um. Aber sogleich kam ihm der Gedanke, daß es um so besser sei, wenn er sich schäme, denn er müsse sich der Schande aussetzen. Und laut fuhr er fort: „Verzeih mir, ich trage schreckliche Schuld Dir gegenüber . . .“

Sie stand da, ohne sich zu rühren und wandte den schielenden Blick nicht von ihm. Er konnte nicht mehr sprechen und trat von der Netzwand zurück. Mit Gewalt suchte er das Schluchzen, das seine Brust erbeben machte, zu ersticken.

Der Inspektor, der Nechljudow in die Frauenabteilung gewiesen hatte und sich augenscheinlich für ihn interessierte, war jetzt ebenfalls in die Abteilung gekommen.

Als er Nechljudow abseits vom Netze stehen sah, fragte er ihn, warum er nicht mit der, die er gesucht hatte, spräche.

Nechljudow schnaubte sich, raffte sich auf und bemüht, ruhig auszusehen, antwortete er:

„Ich kann durch das Netz nicht sprechen, man hört nichts . . .“

Der Inspektor überlegte. „Nun gut, man kann sie ja auf eine Weile hierher herauslassen.“

„Marja Karlowna!“ wandte er sich an die Aufseherin. „Führen Sie doch die Maslowa heraus . . .“

Einen Augenblick später trat durch eine Seitenthür die Maslowa heraus.

Mit weichen Schritten ging sie bis dicht an Nechljudow heran, blieb vor ihm stehen und sah ihn von unten herauf an.

Das schwarze Haar kräuselte sich wie vorgestern in Löckchen, das ungesunde, volle und weiße Gesicht war lieblich und vollkommen ruhig; nur die glänzend schwarzen schielenden Augen blitzten seltsam zwischen den etwas geschwollenen Lidern hervor.

„Sie können hier sprechen . . .“ sagte der Inspektor und trat beiseite.

Nechljudow näherte sich der Bank zwischen den Fenstern.

Die Maslowa warf einen fragenden Blick auf den Inspektor und folgte Nechljudow, wie verwundert mit den Achseln zuckend. Sie setzte sich neben ihm auf die Bank und zupfte den Rock zurecht.

„Ich weiß, daß es Ihnen schwer fallen muß, mir zu vergeben . . .“ begann Nechljudow, blieb aber wieder stecken, da die Thränen ihn am Sprechen hinderten. „Aber wenn man das, was geschehen, auch nicht mehr gut machen kann, so will ich doch alles thun, was ich kann. Sagen Sie . . .“

„Wie haben Sie mich denn aufgefunden?“ fragte sie ihn, ohne auf seine Frage zu antworten.

Ihre ſchielenden Augen ſahen ihn an und ſahen zugleich an ihm vorbei.

„Mein Gott, hilf mir . . . Lehre mich — was ich thun ſoll!“ ſprach Nechljudow vor ſich hin, als er jetzt ihr ſo ſehr verändertes, ſchlecht ausſehendes Geſicht betrachtete.

„Ich war vorgeſtern Geſchworener, als man über Sie zu Gericht ſaß . . .“ ſagte er. „Hatten Sie mich nicht erkannt?“

„Nein, ich hatte keine Zeit zum erkennen . . . Und ich hatte auch nicht hingeſehen . . .“ antwortete ſie.

„Es war ja ein Kind da? . . .“ fragte er, während er fühlte, wie er errötete.

„Iſt gleich damals, gottlob, geſtorben“, antwortete ſie kurz und boshaft, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„Wieſo denn? Warum?“

„Ich war ſelbſt krank und wäre faſt geſtorben . . .“ ſagte ſie mit geſenkten Augen.

„Wie haben denn die Tanten Sie gehen laſſen?“

„Wer wird denn ein Mädchen mit einem Kinde halten? Als ſie es merkten, jagten ſie mich davon. Übrigens, was ſoll man davon reden, ich habe alles vergeſſen . . . Das da iſt alles aus . . .“

„Nein, es iſt nicht aus. Ich kann es nicht

so lassen . . . Ich will, wenn auch jetzt erst, meine Sünde sühnen . . ."

„Da ist nichts zu sühnen . . . Was gewesen, ist gewesen!" sagte sie. Und ganz wider Erwarten sah sie ihn plötzlich mit einem peinlich verführerischen, kläglichen Lächeln an.

Die Maslowa hatte durchaus nicht erwartet, ihn wiederzusehen, besonders jetzt und an diesem Ort. Und daher hatte sein Erscheinen sie im ersten Augenblick überrascht und sie daran erinnert, woran sie nie mehr gedacht hatte. Im ersten Augenblick war ihr wieder jene neue, wunderbare Welt der Empfindungen und Gedanken zum Bewußtsein gekommen, die ihr der hübsche, sie liebende und von ihr wiedergeliebte Jüngling eröffnet hatte. Dann aber tauchten seine unbegreifliche Grausamkeit und die ganze Reihe von Demütigungen und Leiden vor ihr auf, die diesem märchenhaften Glück gefolgt und ihm entsprungen waren. Und ihr wurde wehe ums Herz . . . Aber da sie mit jenen Empfindungen nicht zurecht kommen konnte, so that sie das, was sie immer gethan hatte; sie verscheuchte diese Erinnerungen und suchte sie mit jenem eigentümlichen Nebel des lasterhaften Lebens zu verdecken.

Im ersten Augenblick hatte sie den vor ihr sitzenden Menschen mit jenem Jüngling identifiziert, den sie einst geliebt hatte, dann aber als sie sah, daß das zu schmerzlich war, hörte sie auf es zu

thun. Jetzt war für sie dieser sorgfältig gekleidete, wohlgepflegte Herr mit dem parfümierten Barte nicht mehr jener Nechljudow, den sie geliebt hatte, sondern nur einer jener Leute, die, wenn sie sie brauchten, solche Geschöpfe, wie sie eines war, ausnutzten und welche anderseits von Geschöpfen, wie sie eines war, ausgenutzt werden mußten und zwar so ausgiebig wie nur möglich. Und daher hatte sie ihm ihr verführerisches Lächeln gezeigt.

Sie schwieg eine Weile und überlegte sich, welchen Nutzen sie aus ihm wohl ziehen könnte.

„Das da ist alles aus . . .“ wiederholte sie. „Jetzt bin ich zu Zwangsarbeit verurteilt.“

Und ihre Lippen erzitterten, als sie dieses schreckliche Wort aussprach.

„Ich wußte, ich war überzeugt, daß Sie unschuldig sind!“ sagte Nechljudow.

„Natürlich, unschuldig . . . Bin ich denn eine Diebin, eine Mörderin? . . .“

„Bei uns sagt man, daß alles vom Advokaten abhänge . . .“ fuhr sie fort. „Eine Bittschrift müsse man einreichen . . . Aber teuer soll es sein . . .“

„Ja, jedenfalls“, sagte Nechljudow. „Ich habe mich schon an einen Advokaten gewandt.“

„Man muß das Geld nicht sparen, einen guten nehmen . . .“ sagte sie.

„Ich werde alles, was möglich ist, thun.“

Es trat eine Pause ein.

Sie lächelte wieder auf dieselbe Weise.

„Und ich wollte Sie bitten . . . Geld . . . wenn Sie können. Nicht viel . . . zehn . . .“ sagte sie plötzlich.

„Ja, ja . . .“ fing Nechljudow verlegen an und griff nach der Brieftasche.

Sie warf einen raschen Blick auf den Inspektor, der im Zimmer auf und abging.

„In seiner Gegenwart geben Sie nicht . . . wenn er weggeht. Sonst nimmt man es mir wieder ab.“

Nechljudow holte, sobald der Inspektor sich abgewandt hatte, die Brieftasche hervor, hatte aber keine Zeit ihr den Zehnrubelschein zu geben, als der Inspektor sich ihnen wieder zukehrte. Er knitterte den Schein in der Hand zusammen.

„Es ist ja eine Tote“, dachte Nechljudow, indem er auf dieses einst liebliche, jetzt entweihte volle Gesicht blickte und den häßlichen Glanz der schwarzen schielenden Augen bemerkte, die von dem Inspektor zu Nechljudows Hand mit dem zerknitterten Schein hinüberspielten. Und für einen Augenblick befiel ihn ein Schwanken.

Und wieder begann jener Versucher, der gestern Nacht gesprochen, in der Seele Nechljudows zu reden, indem er ihn, wie immer, von der Frage, was gethan werden müsse, auf die Frage zu lenken suchte, was für Folgen und welchen Nutzen seine Handlungsweise haben würden.

„Nichts wirst Du mehr mit diesem Weibe anfangen können", sprach diese Stimme. „Du wirst Dir nur einen Stein an den Hals hängen, der Dich ertränken und Dich verhindern wird, anderen nützlich zu sein."

„Ob ich ihr nicht das Geld gebe — alles, was ich bei mir habe — von ihr Abschied nehme und für immer ein Ende mache?" dachte Nechljudow.

Aber sogleich empfand er, daß eben jetzt etwas, das Allerwichtigste in seiner Seele vorgehe, daß sein ganzes Seelenleben in diesem Augenblick wie auf einer schwankenden Wage stehe, die durch die geringste Anstrengung nach dieser oder jener Seite geneigt werden könne. Und er machte diese Anstrengung, indem er den Gott anrief, den er gestern in seiner Seele gefühlt hatte. Und sogleich vernahm er die Antwort Gottes in seinem Herzen. Er entschloß sich, ihr sofort alles zu sagen.

„Katjuscha! Ich bin zu Dir gekommen, um Dich um Vergebung zu bitten, und Du hast mir nicht geantwortet, ob Du mir verziehen, ob Du mir jemals verzeihen wirst?" sagte er, plötzlich zum Du übergehend.

Sie hörte nicht auf ihn, sondern sah bald auf den Inspektor, bald auf Nechljudows Hand. Und als der Inspektor sich abgekehrt hatte, streckte sie

rasch die Hand aus, ergriff das Geld und steckte es sich in den Gürtel.

„Wie Sie komisch sprechen . . .“ sagte sie mit einem, wie es ihm schien, verächtlichen Lächeln.

Nechljudow fühlte, daß in ihr etwas war, das ihn geradezu anfeindete und sie selbst, wie sie eben war, verteidigte, ein Etwas, das ihm wehrte, bis zu ihrem Herzen zu dringen.

Aber sonderbarer Weise stieß ihn dies nicht ab, sondern fesselte ihn nur noch mehr mit einer eigenen neuen Kraft an sie. Er fühlte, daß er sie geistig erwecken müsse, und daß das furchtbar schwer sein würde, aber eben die Schwierigkeit dieses Vorhabens lockte ihn. Er empfand jetzt ihr gegenüber ein Gefühl, wie er es früher niemals, weder ihr noch sonst jemand gegenüber empfunden hatte, ein Gefühl, in welchem nichts Persönliches enthalten war. Er wollte von ihr nichts für sich haben, sondern wollte nur, daß sie aufhörte, so zu sein, wie sie jetzt war, daß sie erweckt und wieder so würde, wie sie früher gewesen war.

„Katjuscha, warum sprichst Du so? Ich kenne Dich doch, weiß, wie Du damals in Panow . . .“

Aber sie ergab sich nicht und wollte sich nicht ergeben.

„Wozu am Alten rühren . . .“ sagte sie trocken und machte ein noch finstereres Gesicht.

„Ich spreche davon, um meine Sünde zu sühnen, wieder gut zu machen ... Katjuscha ..." begann er in der Absicht, ihr zu sagen, daß er sie heiraten wolle. Aber er begegnete ihrem Blick und las in diesem Blick etwas so Fürchterliches, Gemeines und Abstoßendes, daß er unwillkürlich innehielt.

Die Besucher fingen an hinauszugehen. Der Inspektor näherte sich Nechljudow und sagte ihm, daß die Besuchszeit zu Ende sei.

Die Maslowa erhob sich und wartete ergeben, daß man sie entließe.

„Leben Sie wohl, ich habe Ihnen noch viel zu sagen, aber wie Sie sehen, geht es jetzt nicht ..." sagte Nechljudow ihr die Hand reichend. „Ich komme wieder."

„Ich glaube, Sie haben schon alles gesagt ..."

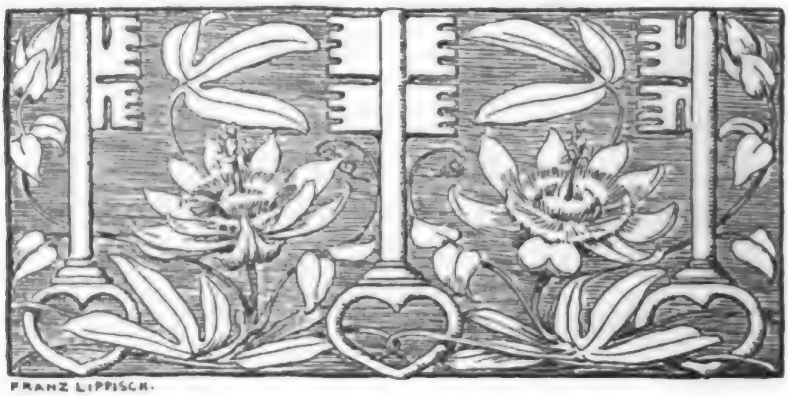
Sie gab ihm die Hand, drückte die seinige aber nicht.

„Nein, ich werde versuchen, Sie irgendwo zu sehen, wo ich mich mit Ihnen aussprechen kann; und dann werde ich Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen, etwas, das gesagt werden muß ..." antwortete Nechljudow.

„Gut denn, kommen Sie ..." sprach sie mit jenem Lächeln, das sie Männern gegenüber anzuwenden pflegte, denen sie gefallen wollte.

„Sie ſind mir näher als eine Schweſter . . .“ ſagte Nechljudow.

„Komiſch . . .“ wiederholte ſie kopfſchüttelnd und ging hinter die Netzwand zurück.




Nechljudow hatte erwartet, daß Katjuſcha ſchon beim erſtem Wiederſehen, ſobald ſie ihn erblickte und von ſeiner Reue, ſeiner Abſicht, ihr zu dienen erführe, erfreut und gerührt ſein würde. Er hatte geglaubt, daß ſie wieder die alte Katjuſcha werden würde, zu ſeinem Entſetzen ſah er aber, daß es keine Katjuſcha mehr gab und das nur die Maslowa da war. Das machte ihn ſtaunen und erſchreckte ihn.

Am meiſten wunderte es ihn, daß die Maslowa ſich ihrer Lage als Proſtituierte nicht ſchämte, ſondern mit dieſer Lage zufrieden und faſt ſtolz auf dieſelbe war. Indeſſen konnte es gar nicht anders ſein. Jeder Menſch muß, um handeln zu können, ſeine Thätigkeit für wichtig und gut halten. Und daher wird der Menſch, gleichviel in welcher Lage

er sich befindet, sich stets eine solche Ansicht vom menschlichen Leben überhaupt zu eigen machen, vermöge welcher ihm seine Thätigkeit wichtig und gut erscheinen muß.

Man pflegt gewöhnlich zu glauben, daß ein Dieb, ein Mörder, ein Spion, eine Prostituierte ihre Profession für schlecht halten und sich ihrer schämen müssen. Es geschieht aber das gerade Gegenteil davon. Die Menschen pflegen, vom Schicksal und durch ihre eigenen Sünden und Fehler in eine gewisse Lage gebracht, sei dieselbe auch noch so schief, sich immer eine Lebensanschauung zu bilden, die es ihnen ermöglicht, ihre Position für gut und achtungswert zu halten. Um aber eine solche Anschauung aufrecht erhalten zu können, halten sich die Leute instinktiv zu dem Kreise der Gesellschaft, in dem diese Auffassung des Lebens eine allgemeine Anerkennung genießt. Wir wundern uns darüber, wenn es sich um Diebe handelt, die mit ihrer Geschicklichkeit, um Prostituierte die mit ihrer Lasterhaftigkeit, oder um Mörder, die mit ihrer Grausamkeit prahlen. Aber es wundert uns nur darum, weil der Kreis dieser Leute ein beschränkter ist und, was die Hauptsache ist, weil wir selbst uns außerhalb dieses Kreises befinden.

Aber findet nicht dieselbe Erscheinung bei den Reichen statt, die mit ihrem Reichtum, das heißt Raub, prahlen, bei den Kriegsführern, die mit

ihren Siegen, das heißt Mordthaten, bei den Machthabern, die mit ihrer Macht, das heißt Gewaltthätigkeit, prahlen? Wir sehen bei diesen Leuten die zum Zwecke einer Entschuldigung ihrer Position vorgenommene Entstellung der Anschauung vom Leben, vom Guten und vom Bösen, wir sehen diese Entstellung nur darum nicht, weil der Kreis von Leuten mit solchen entarteten Anschauungen ein größerer ist, und weil wir selbst zu diesem Kreise gehören.

Eine solche Ansicht über ihr Leben und über ihren Platz in der Welt hatte sich auch bei der Maslowa gebildet. Sie war eine zu Zwangsarbeit verurteilte Prostituierte, und dennoch hatte sie sich eine Auffassung des Lebens zu eigen gemacht, die es ihr ermöglichte, mit sich selbst zufrieden zu sein und den Leuten gegenüber sogar einen gewissen Stolz auf ihre Lage zu zeigen.

Diese Weltanschauung bestand darin, daß das hauptsächlichste Begehren aller Männer, aller ohne Ausnahme, der Alten und Jungen, der Gymnasiasten und Generale, der Gebildeten und Ungebildeten, im geschlechtlichen Verkehr mit anziehenden Frauen bestehe, und daß darum alle Männer, wenn sie auch den Schein zu erwecken suchen, daß sie mit anderen Dingen beschäftigt sind, im Grunde doch nur danach allein streben. Sie aber, eine anziehende Frau, kann dieses Begehren befriedigen oder nicht befriedigen, und ist daher eine wichtige und

notwendige Perſon. Ihr ganzes früheres und jetziges Leben beſtätigte nur die Richtigkeit dieſer Anſicht.

Im Verlauf von zehn Jahren hatte ſie überall, wo ſie auch ſein mochte, geſehen, daß alle Männer, von Nechljudow und dem alten Landpolizeimeiſter an und bis zu den Gefängnisaufſehern, ihrer bedurften. Die Männer, die ihrer nicht bedurften, hatte ſie nicht geſehen, nicht bemerkt. Und darum erſchien ihr die ganze Welt wie eine Verſammlung von durch Geilheit getriebenen Menſchen, die ihr von allen Seiten auflauerten und ſich ihrer mit allen möglichen Mitteln, durch Betrug, Gewalt, Kauf, Liſt zu bemächtigen ſuchten.

So verſtand die Maslowa das Leben, und bei einer ſolchen Lebensanſchauung war ſie nicht nur nicht die letzte, ſondern eine überaus wichtige Perſon.

Und der Maslowa war dieſe Lebensauffaſſung teuerer als alles andere in der Welt, nnd ſie mußte ihr auch teuer ſein, denn wollte ſie dieſe Weltanſchauung ändern, ſo würde ſie ſelbſt die Bedeutung verlieren, welche ihr dieſe Anſchauung unter den Menſchen verlieh. Und um ihre Bedeutung im Leben nicht zu verlieren, hielt ſie ſich inſtinktiv zu dem Kreiſe von Leuten, der vom Leben dieſelbe Anſchauung hatte wie ſie.

Da ſie aber ahnte, daß Nechljudow ſie in eine andere Welt hinausführen wolle, ſo ſträubte ſie ſich

dagegen, weil sie voraussah, daß sie in der Welt, zu der er sie hinüberzulocken suchte, ihre Position und somit auch die Sicherheit und Selbstachtung verlieren müßte. Aus ebendemselben Grunde verscheuchte sie auch die Erinnerungen an ihre erste Jugend und an ihre ersten Beziehungen zu Nechljudow. Diese Erinnerungen stimmten mit ihrer jetzigen Weltanschauung nicht überein und wurden daher aus ihrer Erinnerung vollständig weggestrichen oder vielmehr in ihrem Gedächtnis verborgen und unberührt aufbewahrt. Sie waren da so verschlossen und verkittet, wie die Bienen die Nester gewisser Larven, welche die ganze Bienenarbeit vernichten können, zu verschließen pflegen, damit kein Zugang zu ihnen bleibe.

Und daher war ihr der jetzige Nechljudow nicht jener Mann, den sie einst mit reiner Liebe geliebt hatte, sondern nur ein reicher Herr, welchen man ausnutzen konnte und mußte und zu welchem nur solche Beziehungen möglich waren, wie zu allen übrigen Männern.

„Nein, die Hauptsache konnte ich ihr doch nicht sagen", dachte Nechljudow, indem er sich mit den anderen Leuten zum Ausgang begab. „Ich habe ihr nicht gesagt, daß ich sie heiraten will . . . Ich habe es nicht gesagt, werde es aber noch thun..." dachte er.

Die an der Thür stehenden Aufseher zählten wieder beide die hinausgehenden Besucher, damit

kein überzähliger weggehe und keiner im Gefängnis bleibe. Daß man Nechljudow auf den Rücken schlug, beleidigte ihn jetzt nicht mehr — er bemerkte es nicht einmal.

Nechljudow wünschte sein äußeres Leben zu ändern, seine große Wohnung aufzugeben, die Dienstboten zu entlassen und in ein Hôtel überzusiedeln. Aber Agrafena Petrowna bewies ihm, daß es keinen Zweck hätte, vor dem Winter irgend welche Änderungen vorzunehmen, denn im Sommer würde doch niemand die Wohnung mieten, und irgendwo wohnen und die Möbel und Sachen unterbringen müßte man dennoch. So kam es, daß alle Bemühungen Nechljudows, seine äußere Lebensweise zu ändern (er wollte sich einfach wie ein Student einrichten), zu nichts führten.

Und nicht genug damit, daß alles beim alten blieb, es begann im Hause eine erhöhte Thätigkeit: das Durchlüften, Aushängen und Ausklopfen aller

möglichen Woll- und Pelzsachen, womit sowohl der Hausknecht und sein Gehilfe als auch Kornej selbst beschäftigt waren. Zuerst wurden die verschiedensten Uniformen und merkwürdige Pelzsachen, die nie von irgend jemand benutzt wurden, hinaus getragen und auf Seile gehängt, worauf die Teppiche und Möbel an die Reihe kamen. Der Hausknecht und sein Gehilfe krempten die Ärmel an den muskulösen Armen auf und klopften die Sachen eifrig und im Takt aus. Im ganzen Hause verbreitete sich ein Naphthalingeruch. Wenn Nechljudow über den Hof ging oder aus den Fenstern hinaussah, mußte er staunen, wieviel von diesen Sachen da war und wie unnütz sie alle zweifellos waren. Die einzige Bestimmung und Verwendung dieser Sachen bestand darin, dachte Nechljudow, daß sie Agrafena Petrowna, dem Hausknecht, seinem Gehilfen und Kornej Gelegenheit zu einiger Motion boten.

„Es lohnt sich nicht", dachte Nechljudow, „die Lebensformen jetzt, wo die Sache der Maslowa noch nicht entschieden ist, zu ändern. Und es würde auch zu schwierig sein . . . Wenn sie freigesprochen oder verschickt wird, und ich ihr nachreise, wird sich schon alles von selbst ändern."

An dem vom Advokaten Fanarin festgesetzten Tage fuhr Nechljudow zu ihm hin. Die im eigenen Hause befindliche prachtvolle Wohnung des Advokaten, mit den ungeheueren Zierpflanzen

und den wunderbaren Vorhängen an den Fenſtern und überhaupt mit der ganzen teueren Ausſtattung zeugte von jenem unſinnigen, das heißt ohne Mühe gewonnenen Gelde, das in dieſer Weiſe nur von unverhofft reich gewordenen Leuten verwendet wird. Als Nechljudow die Wohnung betrat, fand er im Empfangszimmer eine Reihe von Klienten vor, die, wie bei den Ärzten, trübſelig an den Tiſchen ſaßen. Auf den Tiſchen lagen illuſtrierte Zeitſchriften aus, die den Zweck haben ſollten, die Klienten zu unterhalten. Der Gehilfe des Advokaten, welcher daſelbſt an einem hohen Pult ſaß, erkannte Nechljudow, trat auf ihn zu, begrüßte ihn und ſagte, daß er ihn ſofort bei dem Prinzipal melden wolle. Der Gehilfe hatte ſich aber der Thür des Kabinetts noch nicht genähert, als dieſelbe ſich öffnete und laute, lebhafte Stimmen ſich hören ließen. Aus der Thür traten ein nicht mehr junger, ſtämmiger Mann mit rotem Geſicht und dichtem Schnurrbart, in ganz neuem Anzuge, und Fanarin ſelbſt. Die Geſichter der beiden hatten einen Ausdruck, wie man ihn bei Leuten beobachten kann, die ſoeben ein gutes, aber nicht ganz ſauberes Geſchäft gemacht haben.

„Sind ſelbſt daran ſchuld . . .“ ſprach lächelnd Fanarin.

„Möchte auch ins Paradies, wenn nur die Sünden mich 'rin ließen.“

„Gut, gut, wir kennen uns ſchon.“

Und beide lachten unnatürlich.

„Ah, mein Fürſt, ich bitte!“ ſagte Fanarin, als er Nechljudow erblickte. Und nachdem er dem Kaufmann noch einmal zugenickt hatte, führte er Nechljudow in ſein in ſtrengem Stil gehaltenes Arbeitskabinett.

„Bitte, rauchen Sie“, ſagte der Advokat, ſich Nechljudow gegenüber ſetzend, während er das Schmunzeln über den Erfolg des eben abgewickelten Geſchäftes zu unterdrücken ſuchte.

„Ich danke, ich komme wegen des Prozeſſes der Maslowa.“

„Ja, jawohl, gleich . . . O, ſind das Schelme, dieſe Geldſäcke . . .“ ſagte er. „Sie ſahen ja dieſen Knaben . . . Er hat ein Vermögen von circa zwölf Millionen, ſagt aber trotzdem ‚rin‘ . . . Sieht er aber, daß Sie Draht haben und kann er ſich bei Ihnen einen Fünfundzwanzigrubelſchein ausreißen, ſo thut er's und ſei's mit den Zähnen . . .“

„Er ſagt ‚rin‘ und Du ſagſt ‚Draht‘“, dachte unterdes Nechljudow, der eine unwiderſtehliche Abneigung gegen dieſen familiären Menſchen fühlte, der durch ſeinen Ton zeigen wollte, daß er mit ihm, Nechljudow, zu ein und demſelben Kreiſe gehöre, während die Klienten und die übrigen Leute aus einem anderen, ihnen beiden fremden Kreiſe ſeien.

„Wie er mich gequält hat, ein fürchterlicher

Schuft! Ich mußte mir das Herz erleichtern ..." ſagte der Advokat, als wollte er ſich rechtfertigen, daß er von was anderem geſprochen. „Nun, und jetzt zur Sache ... Ich habe die Sache aufmerkſam geleſen und ‚denſelbigen Inhalt nicht gebilligt', wie es bei Turgenew heißt. Mit anderen Worten: das Anwältlein taugte nichts und hat ſich alle Anläſſe zur Kaſſation entgehen laſſen."

„Was haben Sie denn beſchloſſen?"

„Sofort. — Sagen Sie ihm", wandte er ſich zu dem eingetretenen Gehilfen, „daß es dabei bleibt, wie ich geſagt habe ... Kann er's — iſt's gut, kann er's nicht — nicht nötig."

„Er will aber darauf nicht eingehen."

„Gut, ſo läßt er's bleiben!" ſagte der Advokat, und ſein bis dahin fröhliches und joviales Geſicht wurde plötzlich finſter und boshaft.

„Sehen Sie, da ſagt man, daß die Advokaten das Geld umſonſt kriegen", ſagte er, ſeinem Geſicht wieder die frühere Annehmlichkeit aufzwingend. „Ich habe da einen zahlungsunfähigen Schuldner von einer vollkommen ungerechtfertigten Anklage losgemacht, und jetzt ſteigen ſie mir alle auf die Bude. Und eine jede ſolche Sache koſtet doch keine geringe Mühe ... Auch wir laſſen, wie irgend ein Schriftſteller geſagt hat, ein Stück von unſerem Fleiſch im Tintenfaß zurück ..."

„Jawohl, alſo Ihre Sache, oder die Sache, für die Sie ſich intereſſieren", fuhr er fort, „iſt

scheußlich geführt worden. Ein guter Anlaß zur Kassation fehlt, man kann es aber immerhin versuchen, und da habe ich Ihnen denn folgendes aufgesetzt."

Er nahm einen Bogen beschriebenen Papiers und begann zu lesen, indem er einige uninteressante formale Wendungen rasch verschluckte, andere dagegen besonders eindringlich betonte.

„ „An das Kriminalkassationsdepartement u. s. w. u. s. w. Beschwerde der Soundso u. s. w. Laut Entscheidung des u. s. w. u. s. w. Verdikt u. s. w. ist die pp. Maslowa der Ermordung des Kaufmanns Smeljkow durch Vergiftung für schuldig erkannt und auf Grund des Art. 1454 des Strafgesetzbuches verurteilt zu u. s. w. Zwangsarbeit u. s. w." "

Er machte eine Pause; trotz der langen Gewohnheit, schien er sein Erzeugnis dennoch nicht ohne Vergnügen zu hören.

„ „Dieses Urteil erweist sich als das Resultat so wichtiger Verletzungen der Prozeßordnung" ", fuhr er eindringlich fort, „ „daß es der Kassation unterliegt. Erstens: die Verlesung während der Verhandlung der Akten über den Eingeweidebefund des Smeljkow wurde gleich im Anfange von dem Präsidenten unterbrochen." — Also Eins!"

„Aber das war ja der Ankläger, der die Verlesung verlangt hatte . . ." sagte erstaunt Nechljudow.

„Ganz einerlei, der Verteidiger hätte Gründe haben können, dasselbe zu verlangen."

„Aber das war ja überhaupt ganz überflüssig."

„Immerhin giebt es einen Anlaß. Weiter: „Zweitens: Der Verteidiger der Maslowa wurde in seiner Rede von dem Präsidenten unterbrochen, als er, um die Persönlichkeit der Maslowa zu charakterisieren, auf die inneren Motive ihres sittlichen Falles einging. Diese Unterbrechung geschah, weil die Auslassungen des Verteidigers angeblich nicht zur Sache gehören sollten, während doch der Dirigierende Senat vielfältig darauf hingewiesen hat, daß die Beleuchtung des Charakters und überhaupt der sittlichen Physiognomie der Angeklagten von allergrößter Wichtigkeit ist, beispielsweise für die richtige Entscheidung der Frage bezüglich der Zurechnungsfähigkeit . . ." — Zwei!" sagte er mit einem Blick auf Nechljudow.

„Ja, aber er sprach ja sehr schlecht, so daß man nichts verstehen konnte . . ." sagte Nechljudow noch mehr erstaunt.

„Ist ja ein ganz dummer Junge und konnte natürlich nichts Gescheites sagen", meinte Fanarin lachend. „Aber immerhin ein Anlaß. Nun, also weiter. „Drittens: in seinem Resumee unterließ es der Präsident, trotz der kategorischen Forderung des § 1 des Art. 801 der Kriminalprozeßordnung, den Geschworenen zu erklären, aus welchen Elementen des Rechts sich der Schuldbegriff zusammensetze,

und derselbe hat ferner unterlassen, ihnen zu sagen, daß ihnen das Recht zustände, nach Zugabe des Faktums der Verabreichung von Gift an den Kaufmann Smeljkow durch die Maslowa, ihr diese That nicht als Verbrechen anzurechnen, mangels einer Absicht, den Kaufmann zu morden, und sie, die Maslowa, demzufolge nicht eines Kriminalverbrechens schuldig zu erkennen, sondern eines Vergehens, nämlich des der Fahrlässigkeit, als deren für die Maslowa unerwartetes Resultat sich der Tod des Kaufmanns ergab." — Das ist das Wichtigste!"

„Wir hätten das aber auch selbst begreifen können; das ist unser Fehler."

„Und endlich: „Viertens: auf die von dem Gericht gestellte Frage, bezüglich der Schuld der Maslowa, wurde die Antwort von den Geschworenen in einer Form gegeben, die in sich einen offenbaren Widerspruch enthielt. Die Maslowa war angeklagt, den Kaufmann absichtlich vergiftet zu haben, mit dem ausschließlichen Vorsatz, ihn zu berauben, welcher Vorsatz auch als das einzige Motiv des Mordes erschien. Die Geschworenen aber verneinten in ihrer Antwort den Vorsatz der Beraubung und die Beteiligung der Maslowa an der Entwendung der Wertgegenstände, woraus zu ersehen war, daß sie, die Geschorenen, auch die Absicht haben mußten, den Vorsatz des Mordes ebenfalls zu verneinen und dieses nur aus

einem Mißverständnis, welches der Unvollständigkeit des Resumees des Präsidenten zur Last gelegt werden muß, in ihrer Antwort nicht in gehöriger Weise zum Ausdruck gebracht haben. Demzufolge erforderte eine solche Antwort der Geschworenen unbedingt die Anwendung der Art. 816 und 808 der Kriminalprozeßordnung, d. h. eine Erklärung seitens des Vorsitzenden an die Geschworenen des von ihnen gemachten Fehlers und die Rückkehr zu einer neuen Beratung und einer neuen Beantwortung der Schuldfrage" ", las Fanarin weiter.

„Warum hat denn der Präsident das nicht gethan?"

„Das möchte ich auch wissen!" antwortete Fanarin lachend.

„Der Senat wird also den Fehler korrigieren?"

„Das wird davon abhängen, wer da gerade an der Sitzung teilnehmen wird. — Nun also ... Weiter schreiben wir: „Ein solches Verdikt gab dem Gericht nicht die Befugnis, die Maslowa einer Kriminalstrafe zu unterwerfen und ihr gegenüber den § 3 des Art. 771 der Kriminalprozeßordnung in Anwendung zu bringen, was als eine grobe und auffällige Verletzung der Grundlagen unserer Prozeßordnung angesehen werden muß. Infolge der dargelegten Gründe habe ich die Ehre, um die Aufhebung u. s. w. u. s. w. gemäß der Art. 909, 910, § 2, 912 und 928 der Kriminalprozeßordnung u. s. w. u. s. w. und um die Übertragung des vor-

liegenden Prozesses an eine andere Abteilung desselben Gerichtes, zwecks einer Neuaufnahme des Verfahrens, zu ersuchen." — Nun also, alles, was gemacht werden konnte, ist geschehen. Ich will aber aufrichtig sein: die Aussichten auf Erfolg sind gering. Übrigens hängt alles von der Zusammensetzung des Senatsdepartements ab. Haben Sie jemand da, so nehmen Sie sich der Sache an."

„Den einen oder anderen der Herren kenne ich."

„Und zwar schnell, sonst fahren sie alle weg, um ihre Hämorrhoiden zu kurieren, und dann muß man drei Monate warten . . . Und schließlich, im Falle eines Mißerfolges, bleibt noch die Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen übrig. Das hängt auch wieder von der Arbeit hinter den Kulissen ab. Auch in diesem Falle, das heißt nicht hinter den Kulissen, sondern bei der Abfassung der Bittschrift will ich Ihnen zu Diensten stehen."

„Ich danke Ihnen. Und das Honorar . . ."

„Mein Gehilfe wird Ihnen die Reinschrift übergeben und das übrige sagen . . ."

„Ich wollte Sie noch fragen: der Staatsanwalt hat mir einen Passierschein zum Besuche dieser Person gegeben, im Gefängnisse aber sagte man mir, daß für die Besucher, außer an den bestimmten Tagen und am bestimmten Ort, noch eine Erlaubnis von Seiten des Gouverneurs nötig sei. Ist das der Fall?"

„Ja, ich denke. Der Gouverneur ist aber jetzt nicht da, und das Amt versieht der ‚Vize'. Der ist aber ein so öder Schafskopf, daß Sie mit ihm kaum etwas anfangen werden können."

„Ist das Maslennikow?"

„Jawohl."

„Den kenne ich", sagte Nechljudow und stand auf, um zu gehen.

In diesem Augenblicke stürmte in das Zimmer mit schnellen Schritten eine kleine, abschreckend häßliche, knöcherige, gelbliche Dame mit einer Stumpfnase herein, die aber durch ihre Häßlichkeit durchaus nicht deprimiert zu sein schien. Es war die Frau des Advokaten. Sie war nicht nur außerordentlich elegant und originell aufgeputzt: — sie hatte sich etwas wie Sammet und Seide, Hellgelbes und Grünes aufgewickelt — sondern auch ihr dünnes Haar war schön gelockt, und siegreich flog sie in das Zimmer herein. Ihr folgte ein langer, lächelnder Mensch mit erdfahlem Gesicht, in einem Gehrock mit seidenen Aufschlägen und weißer Kravatte. Es war ein Schriftsteller, den Nechljudow von Ansehen kannte.

„Anatole!" sagte sie, die Thür öffnend, „komm etwas zu mir . . . Semjon Iwanowitsch hat mir versprochen, sein Gedicht vorzutragen, und Du mußt über Garschin lesen, durchaus . . ."

Nechljudow wollte gehen, aber die Frau des

Advokaten flüsterte etwas mit ihrem Manne und wandte sich sogleich an ihn:

„Ich bitte Sie, mein Fürst, — ich kenne Sie und halte eine Vorstellung für überflüssig — besuchen Sie unsere litterarische Matinee . . . Es wird sehr interessant . . . Anatole liest vorzüglich . . ."

„Sie sehen, wie viel verschiedenartige Beschäftigungen ich habe . . ." sagte Anatole. Und zu seiner Frau gewandt, breitete er lächelnd die Arme aus, um damit zu zeigen, daß es nicht möglich sei, einer so bezaubernden Person zu widerstehen.

Mit trauriger und strenger Miene bedankte sich Nechljudow mit der größtmöglichsten Höflichkeit bei der Frau des Advokaten für die ihm erwiesene Ehre, bedauerte verhindert zu sein und ging hinaus.

„Was für ein Grimassenschneider!" sagte von ihm die Frau des Advokaten, als er gegangen war.

Im Empfangszimmer übergab der Gehilfe Nechljudow die fertige Bittschrift und teilte ihm auf die Frage nach dem Honorar mit, daß Anatolij Semjonowitsch tausend Rubel festgesetzt hätte, wobei er erklärte, daß Anatolij Semjonowitsch solche Sachen eigentlich nicht übernehme, und es nur ihm, Nechljudow, zu Gefallen diesmal gethan hätte.

„Wie ist es denn mit der Unterschrift, wer

muß die Bittschrift unterschreiben?“ fragte Nechljudow.

„Das kann die Angeklagte selbst thun, oder wenn es beschwerlich ist, auch Anatolij Smeljonowitsch, nachdem er von ihr eine Vollmacht bekommen . . .“

„Nein, ich werde selbst hinfahren und ihre Unterschrift holen“, sagte Nechljudow, froh über die Gelegenheit, Katjuscha vor dem festgesetzten Tage wiederzusehen.

Zur gewohnten Zeit ertönten in den Korridoren des Gefängnisses die Pfeifen der Aufseher. Klirrend öffneten sich die Thüren der Korridore und Zellen, nackte Füße und Pantoffeln begannen zu schlurren, und durch die Korridore gingen die Kufenträger, die Luft mit einem abscheulichen Gestank erfüllend. Die Arrestanten und Arrestantinnen wuschen sich und kleideten sich an und kamen zur Kontrolle auf den Korridor hinaus.

Nach der Kontrolle gingen sie, um sich heißes Wasser zum Thee zu holen.

Während des Theetrinkens wurde in allen Zellen ein lebhaftes Gespräch darüber geführt, daß am heutigen Tage zwei Gefangene mit Ruten bestraft werden sollten. Der eine der beiden Arrestanten war ein junger Mann mit guter Schulbildung, ein Kommis Namens Wassiljew, der seine Geliebte in einem Anfall von Eifersucht ermordet hatte. Seine Zellengenossen hatten ihn gern wegen seiner Heiterkeit, Freigebigkeit und seines festen Auftretens den Vorsetzten gegenüber. Er kannte die Gesetze und verlangte deren Einhaltung. Aus diesem Grunde liebten die Vorgesetzten ihn nicht. Vor drei Wochen hatte einer der Aufseher einen in der Küche beschäftigten Arrestanten geschlagen, weil er ihm die neue Uniform mit Kohlsuppe begossen hatte. Wassiljew war für den Kameraden eingetreten. Es sei nach dem Gesetz verboten, die Arrestanten zu schlagen, hatte er gemeint. „Ich werde Dir zeigen, was Gesetz ist!“ hatte der Aufseher gesagt und Wassiljew geschimpft. Wassiljew hatte ebenso geantwortet. Der Aufseher wollte ihn schlagen, aber Wassiljew faßte ihn an den Händen, hielt dieselben etwa drei Minuten, drehte ihn dann um und stieß ihn zur Thür hinaus. Der Aufseher klagte, und der Inspektor befahl, Wassiljew in den Karzer zu sperren.

Die Karzer waren eine Reihe finsterer Kammern,

die von außen mit Riegeln verschlossen wurden. Im dunkeln, kalten Karzer gab es weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl, sodaß der Eingesperrte auf der schmutzigen Diele sitzen oder liegen mußte, wo über ihn und auf ihm herum die Ratten liefen, die im Karzer so zahlreich und dreist waren, daß es im Dunkeln unmöglich war, das Brot vor ihnen zu hüten. Sie fraßen es den Eingesperrten unter den Händen weg und überfielen sogar die Menschen selbst, wenn dieselben aufhörten, sich zu rühren.

Wassiljew sagte, daß er in den Karzer nicht gehen werde, weil er unschuldig sei. Man führte ihn mit Gewalt ab. Er versuchte sich loszumachen, und zwei andere Gefangene halfen ihm, sich den Aufsehern zu entreißen. Die Aufseher liefen zusammen, unter ihnen auch der durch seine Kraft berühmte Petrow. Die Arrestanten wurden geknebelt und in die Karzer geworfen.

Dem Gouverneur rapportierte man sofort, daß etwas wie ein Aufruhr passiert sei. Ein Schreiben traf ein, das die Anweisung enthielt, den beiden Hauptschuldigen, dem Wassiljew und dem Vagabunden „Ohnenamen" je dreißig Rutenhiebe zu geben.

Die Exekution sollte im Besuchszimmer der Frauenabteilung ausgeführt werden.

Seit dem Abend war das allen Bewohnern des Gefängnisses bekannt, und in den Zellen wurde eine lebhafte Unterhaltung bezüglich der bevorstehenden Exekution geführt.

Die Korabljowa, Schönchen, Fedoßja und die Maslowa saßen in ihrer Ecke, tranken Thee und sprachen über dasselbe Thema. Sie waren rot und aufgeregt, da sie bereits Schnaps getrunken hatten, der jetzt bei der Maslowa nicht alle wurde und mit dem sie auch ihre Gefährtinnen freigebig bewirtete.

„Hat er denn Skandal gemacht oder sonst was . . .“ sprach die Korabljowa von Wassiljew, indem sie mit ihren starken Zähnen winzige Zuckerstückchen abbiß. „Er hat nur seinen Kameraden in Schutz genommen . . . Denn das Prügeln ist jetzt nicht mehr Mode . . .“

„Er soll ein guter Bursch sein . . .“ fügte Fedoßja hinzu, die barhäuptig, mit langen Zöpfen, auf einem Holzscheit der Pritsche gegenüber saß, auf der die Theekanne stand.

„Wenn man das doch ihm sagte . . .“ wandte sich die Bahnwärterin an die Maslowa. Unter ihm verstand sie Nechljudow.

„Ich werd' es ihm sagen. Für mich thut er alles . . .“ antwortete lächelnd und mit dem Kopfe nickend die Maslowa.

„Wenn er noch kommt . . . Und die sollen schon jetzt nach ihnen gegangen sein . . .“ sagte Fedoßja. „Schrecklich . . .“ fügte sie seufzend hinzu.

„Ich habe mal gesehen, wie im Gemeindegericht ein Bauer geprügelt wurde. Mich hatte mein Schwiegervater zum Vorsteher geschickt. Ich

kam hin, und er . . .“ begann die Bahnwärterin eine lange Geſchichte zu erzählen.

Die Geſchichte der Bahnwärterin wurde durch den Schall von Stimmen und Schritten im oberen Korridor unterbrochen.

Die Frauen wurden ſtill und horchten.

„Da ſchleppen ſie ihn, die Teufel . . .“ ſagte Schönchen. „Werden ihn jetzt zu Tode prügeln . . . ſind auf ihn fuchswild, die Aufſeher, denn er ſieht ihnen auf die Finger . . .“

Oben wurde es wieder ſtill, und die Bahnwärterin erzählte ihre Geſchichte zu Ende, was ſie im Gemeindehaus für einen Schreck gekriegt hatte, als dort der Bauer geprügelt wurde, und wie ſich bei ihr gleich das ganze Innere losgeriſſen hätte . . . Darauf erzählte Schönchen, wie der Schtſcheglow gepeitſcht worden wäre und wie er nicht einmal einen Laut von ſich gegeben hätte. Dann räumte Fedoßja den Thee fort, und die Korabljowa und die Bahnwärterin nahmen ihr Nähzeug vor, während die Maslowa ſich auf die Pritſche ſetzte und, die Arme um die in die Höhe gezogenen Kniee gelegt, aus Langeweile in Trübſinn verfiel. Schon wollte ſie ſich hinlegen und einſchlafen, als die Aufſeherin ſie in das Bureau zu einem Beſucher rief.

„Sag' ihm auf jeden Fall von uns!“ ſagte ihr die alte Menſchowa, während die Maslowa ihr Tüchlein vor einem Spiegel ordnete, von dem

das Queckſilber zur Hälfte abgegangen war. „Nicht wir haben es angezündet, ſondern er ſelbſt, der Böſewicht ... Der Arbeiter hat es geſehen ... Sag' Du ihm nur, daß er Mitrij holen laſſen ſoll ... Mitrij wird ihm alles klar, wie auf der Hand zeigen ... Daß man uns, die wir keine Ahnung davon haben, ins Gefängnis geſperrt hat, während er, der Böſewicht, mit einer fremden Frau wie ein König lebt, im Wirtshauſe herumſitzt ..."

„Das iſt kein Recht ..." beſtätigte die Korabljowa.

„Ich werd' es ihm ſagen, ſicher ſagen!" antwortete die Maslowa. „Oder ſoll ich noch eins trinken? Zur Kourage ..." fügte ſie mit einem Augenblinzeln hinzu.

Die Korabljowa goß ihr eine halbe Taſſe ein. Die Maslowa trank ſie aus, wiſchte ſich den Mund und ging in der vergnügteſten Stimmung, indem ſie die Worte „zur Kourage" wiederholte und lächelnd ihren Kopf wiegte, der Aufſeherin durch den Korridor nach.

Nechljudow wartete ſchon lange im Flur. Als er im Gefängnis angekommen war, klingelte er an der Eingangsthür und reichte dem dienſthabenden Aufſeher den vom Staatsanwalt ausgefertigten Paſſierſchein.

„Wen wünſchen Sie?“

„Ich möchte die Gefangene Maslowa ſehen.“

„Das geht jetzt nicht, der Inſpektor iſt beſchäftigt.“

„Im Bureau?“ fragte Nechljudow.

„Nein, hier im Beſuchszimmer . . .“ antwortete der Aufſeher, wie es Nechljudow ſchien, etwas verlegen.

„Iſt denn heute Beſuchstag?“

„Nein . . . eine beſondere Sache . . .“ ſagte der Aufſeher.

„Wie kann ich ihn denn ſprechen?“

„Wenn er herauskommt, dann ſagen Sie es ihm . . . Warten ſie ab . . .“

In dieſem Augenblick kam aus der Seitenthür ein Feldwebel mit blitzenden Treſſen, ſtrahlendem glänzenden Geſicht und einem tabakdurchtränkten Schnurrbart. Er wande ſich ſtreng an den Aufſeher:

„Warum haben Sie hier Einlaß geſtattet? . . . In das Bureau . . .“

„Man hat mir geſagt, daß der Inſpektor hier ſei . . .“ ſagte Nechljudow, verwundert über die Unruhe, die auch an dem Feldwebel bemerkbar war.

Da öffnete sich auch die innere Thür, und der erhitzte und schwitzende Petrow trat herein.

„Wird dran denken . . .“ sagte er zum Feldwebel gewandt.

Der Feldwebel zeigte mit den Augen auf Nechljudow, und Petrow schwieg, runzelte die Stirn und ging durch die hintere Thür hinaus.

„Wer wird dran denken? Und warum sind sie alle so verlegen? Warum machte ihm der Feldwebel ein Zeichen? . . .“ dachte Nechljudow.

„Hier kann man nicht warten, bitte in das Bureau . . .“ wandte sich wieder der Feldwebel an Nechljudow. Und Nechljudow wollte schon gehen, als aus der Hinterthür der Inspektor heraustrat, der noch verlegener schien, als seine Untergebenen. Er seufzte ohne Aufhören. Als er Nechljudow bemerkte, wandte er sich an den Aufseher.

„Fedotow, die Maslowa aus der fünften weiblichen ins Bureau!“ sagte er.

„Ich bitte . . .“ wandte er sich an Nechljudow.

Sie gingen über eine steile Treppe, in eine kleine, einfenstrige Stube, in der sich ein Schreibtisch und einige Stühle befanden.

Der Inspektor setzte sich.

„Schwere, sehr schwere Pflichten . . .“ sagte er, zu Nechljudow gewandt, während er eine dicke Cigarette hervorholte.

„Sie sind wohl ermüdet?“ fragte Nechljudow.

„Müde vom ganzen Dienſt . . . Sehr ſchwere Pflichten . . . Man möchte ihr Schickſal erleichtern, und es wird noch ſchlimmer . . . Ich denke jetzt nur daran, den Abſchied zu nehmen . . . Schwere, ſchwere Pflichten . . .“

Nechljudow wußte nicht, was dem Inſpektor ſo beſonders ſchwer fiel. Aber er bemerkte heute an ihm eine beſonders trübſelige und hoffnungsloſe Stimmung, die ſein Mitleid erregte.

„Ja, ich glaube, daß ſie ſehr ſchwer ſind . . .“ ſagte er. „Warum erfüllen ſie denn dieſe Pflichten?“

„Keine Mittel . . . Familie . . .“

„Aber wenn es Ihnen ſo ſchwer fällt . . .“

„Immerhin muß ich Ihnen ſagen, bringt man doch einen gewiſſen Nutzen . . . Immerhin ſuche ich, was ich kann, zu mildern. Ein anderer an meiner Stelle würde die Sache anders machen. Leicht geſagt — zweitauſend Menſchen! Und noch was für welche! Da muß man es verſtehen, die richtige Mitte zu treffen. Sind ja auch Menſchen und thun einem leid . . . Aber die Zügel zu ſehr zu lockern, das geht auch nicht . . .“

Der Inſpektor begann einen kürzlich vorgekommenen Fall einer Prügelei zwiſchen den Gefangenen, die mit Totſchlag geendet hatte, zu erzählen.

Seine Erzählung wurde durch das Erſcheinen der Maslowa unterbrochen, welcher der Aufſeher voranging.

Nechljudow hatte sie schon in der Thür gesehen als sie den Inspektor noch nicht bemerkt hatte. Ihr Gesicht war rot. Munter schritt sie vor dem Aufseher einher und hörte nicht auf, ihren Kopf wiegend, zu lächeln. Als sie den Inspektor bemerkte, starrte sie ihn mit erschrockenem Gesichte an, faßte sich aber sogleich und wandte sich flink und heiter zu Nechljudow.

„Guten Tag!" sagte sie in einem singenden Tone. Und mit einem Lächeln schüttelte sie ihm stark, nicht wie damals, die Hand.

„Ich habe Ihnen da die Bittschrift zum Unterzeichnen gebracht", sagte Nechljudow, ein wenig erstaunt über die kecke Art, in der sie ihn heute begrüßte. „Der Advokat hat die Bittschrift aufgesetzt, man muß sie jetzt unterschreiben, und dann schicken wir sie nach Petersburg."

„Na ja, man kann ja auch unterschreiben . . . Gewiß . . ." sagte sie, während sie lächelnd das eine Auge zukniff.

Nechljudow holte aus der Tasche einen zusammengefaltenen Bogen hervor und trat an den Tisch.

„Darf man hier schreiben?" fragte Nechljudow den Inspektor.

„Hier, komm her. Setz Dich . . ." sagte der Inspektor. „Da hast Du eine Feder. Kannst Du schreiben?"

„Hab's früher mal gekonnt . . ." sagte sie lächelnd und setzte sich an den Tisch. Nachdem sie

ihren Rock und den Ärmel der Jacke zurecht gezupft hatte, ergriff ſie mit der kleinen, energiſchen Hand etwas ungeſchickt die Feder und ſah ſich lachend nach Nechljudow um.

Er zeigte ihr, was und wo ſie ſchreiben müſſe.

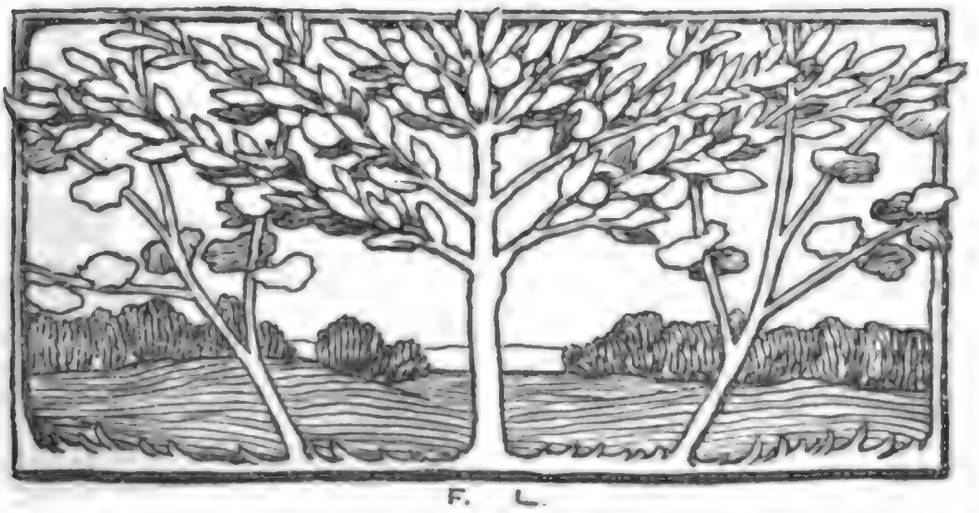
Die Feder ſorgfältig eintauchend und abſpritzend, ſchrieb ſie ihren Namen.

„Sonſt nichts mehr? fragte ſie, bald Nechljudow, bald den Inſpektor anſehend, während ſie die Feder abwechſelnd auf das Tintenfaß und auf das Papier hinlegte.

„Ich muß Ihnen noch etwas ſagen . . .“ ſagte Nechljudow, ihr die Feder aus der Hand nehmend.

„Was denn? Sagen Sie's . . .“ antwortete ſie und wurde plötzlich ernſt, als dächte ſie über etwas nach oder als würde ſie ſchläfrig.

Der Inſpektor erhob ſich und ging hinaus, und Nechljudow blieb mit ihr unter vier Augen zurück.



Der Aufseher, der die Maslowa hereingeführt hatte, setzte sich auf das Fensterbrett, abseits vom Tisch. Für Nechljudow trat der entscheidende Augenblick ein. Er hatte sich ohne Aufhören Vorwürfe darüber gemacht, daß er ihr bei der ersten Zusammenkunft die Hauptsache nicht gesagt hatte, nämlich, daß er die Absicht hätte, sie zu heiraten. Jetzt aber war er fest entschlossen, ihr das zu sagen. Sie saß an der einen Seite des Tisches, Nechljudow setzte sich an die andere, ihr gegenüber. In der Stube war es hell und Nechljudow sah zum ersten Mal so nahe ihr Gesicht, die Fältchen um Mund und Augen, die geschwollenen Lider. Und noch mehr als früher dauerte sie ihm jetzt.

Er beugte sich so über den Tisch, daß der auf dem Fensterbrett sitzende Aufseher, ein Mann von jüdischem Typus, mit ergrauendem Backenbart, ihn nicht verstehen könnte, und sagte:

„Wenn aus dieser Bittschrift nichts wird, so reichen wir eine auf den Allerhöchsten Namen ein . . . Wir wollen alles thun, was nur möglich ist . . ."

„Ja, wenn es früher gewesen wäre . . . Ein guter Advokat . . ." unterbrach sie ihn. „Denn mein Verteidiger war ein rechter Dummkopf. Machte mir immer Komplimente . . ." sagte sie lachend. „Hätte man damals gewußt, daß Sie mich kennen, wär' es wohl anders geworden.

Aber ſo . . . Sie glauben, daß alle Diebinnen ſein müſſen . . .“

„Wie ſonderbar ſie heute iſt!“ dachte Nechljudow und wollte eben etwas ſagen, als ſie wieder zu ſprechen begann.

„Was ich wollte . . . Da ſitzt bei uns ein altes Mütterchen, wiſſen Sie, alle wundern ſich darüber . . . So ein prächtiges Mütterchen, und ſitzt für nichts. Sie und ihr Sohn und alle wiſſen, daß ſie unſchuldig iſt, man hat ſie aber wegen Brandſtiftung angeklagt und da ſitzt ſie . . . Sie hat, wiſſen Sie, gehört, daß ich Sie kenne“, ſagte die Maslowa, indem ſie den Kopf drehte und Nechljudow wieder anblickte, „und da ſagt ſie: ſprich doch, ſagt ſie, mit ihm, und man ſolle nur den Sohn vorladen, er würde ſchon alles erzählen . . . Menſchows heißen ſie . . . Wollen Sie es thun? So ein prächtiges Mütterchen, wiſſen Sie, man ſieht gleich, daß umſonſt . . . Thun Sie doch etwas für ſie, mein Lieber“, ſagte ſie zu ihm aufblickend und ließ lächelnd die Augen wieder ſinken.

„Schön, ich will es thun, will mich erkundigen . . .“ ſagte Nechljudow, der ſich über ihre Ungezwungenheit immer mehr wunderte. „Ich möchte aber mit Ihnen von meiner Sache ſprechen . . . Wiſſen Sie noch, was ich Ihnen voriges Mal geſagt habe?“

„Sie haben viel geſagt . . . Was ſagten Sie damals?“ fragte ſie, immer mit demſelben Lächeln den Kopf hin und her drehend.

„Ich sagte, daß ich gekommen sei, Sie um Vergebung zu bitten . . .“ sagte er.

„Ach, immer: Vergebung, Vergebung. Das hat keinen Zweck . . . Es wäre besser, wenn Sie . . .“

„Und daß ich mein Vergehen wieder gut machen will“, fuhr Nechljudow fort. „Und zwar nicht mit Worten, sondern durch Thaten. Ich habe mich entschlossen, Sie zu heiraten . . .“

Über ihr Gesicht flog ein plötzlicher Schreck. Die schielenden Augen hefteten sich starr auf Nechljudow und sahen zugleich an ihm vorüber.

„Wozu ist denn das noch nötig?“ rief sie mit boshaft verzogenem Gesicht.

„Ich fühle, daß ich das vor Gott thun muß.“

„Gott ist also auch noch dabei? Was Sie für ein Zeugs reden . . . Gott? Was für ein Gott? Hätten Sie lieber damals an Gott gedacht . . .“ sprach sie und hielt mit offenem Munde inne.

Nechljudow merkte erst jetzt den starken Schnapsgeruch, der ihrem Munde entströmte, und begriff ihre Erregung.

„Beruhigen Sie sich . . .“ sagte er.

„Brauch mich nicht zu beruhigen . . . Glaubst wohl, ich sei betrunken? Ich bin auch betrunken, weiß aber, was ich rede“, fing sie rasch zu sprechen an und wurde purpurrot. „Ich bin eine Zwangsarbeiterin, eine Hure, und Sie sind ein Herr, ein

Fürſt . . . und brauchſt Dich an mir nicht zu beſudeln . . . Geh zu Deinen Prinzeſſinnen . . Und mein Preis ſind zehn Rubel . . ."

„Wie grauſam Du auch ſprechen magſt, ſo kannſt Du dennoch nicht das ausdrücken, was ich empfinde!" ſagte bebend, mit leiſer Stimme Nechljudow. „Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie tief ich meine Schuld Dir gegenüber empfinde! ..."

„Schuld empfinde . . ." ſpottete ſie boshaft. „Damals haſt Du nichts empfunden und mir hundert Rubel hingeworfen . . . Das iſt Dein Preis . . ."

„Ich weiß, ich weiß, aber was ſoll ich denn jetzt thun?" ſagte Nechljudow. „Ich habe jetzt beſchloſſen, Dich nicht mehr zu verlaſſen", wiederholte er, „und was ich geſagt habe, werde ich thun . . ."

„Und ich ſage Dir, daß Du es nicht thun wirſt!" ſagte ſie mit lautem Lachen.

„Katjuſcha!" begann er.

„Geh weg von mir! Ich bin eine Zwangsjacke, und Du ein Fürſt und haſt hier nichts zu thun! . . ." ſchrie ſie, vom Zorn ganz verwandelt, und entriß ihm ihre Hand.

„Du willſt durch mich Dein Heil finden!" beeilte ſie ſich, alles das, was ſich in ihrer Seele aufbäumte, zum Ausdruck zu bringen. „An mir haſt Du Deine Luſt befriedigt, durch mich willſt Du auch Dein Heil im Jenſeits finden! Eklig

bist Du mir und Deine Brille und Deine ganze fettige, dreckige Fratze! Geh weg, geh weg, Du! . . .“ schrie sie, mit einer energischen Bewegung aufspringend.

Der Aufseher näherte sich ihnen.

„Was skandalierst Du hier! Wie darfst Du...“

„Lassen Sie, bitte!“ sagte Nechljudow.

„Daß sie sich nicht vergißt . . .“ sagte der Aufseher.

„Nein, warten Sie, bitte ...“ sagte Nechljudow.

Der Aufseher trat ans Fenster zurück.

Die Maslowa setzte sich wieder, senkte die Augen und preßte ihre gefalteten kleinen Hände heftig zusammen.

Nechljudow stand über sie gebeugt, ohne zu wissen, was er thun sollte.

„Du glaubst mir nicht?“ sagte er.

„Daß Sie mich heiraten wollen? Das wird niemals sein ... Eher häng' ich mich auf! Da haben Sie's!“

„Und ich werde Dir dennoch dienen . . .“

„Das ist Ihre Sache. Aber ich brauche von Ihnen nichts. Das sage ich Ihnen sicher . . .“ sagte sie. „Und wozu bin ich nicht damals gestorben!“ fügte sie hinzu und begann kläglich zu weinen.

Nechljudow konnte nicht sprechen, ihre Thränen hatten ihn angesteckt.

Sie erhob die Augen, sah ihn an, gleichsam

verwundert, und begann die über ihre Wangen rollenden Thränen mit dem Kopftuch zu trocknen.

Der Aufſeher trat jetzt wieder heran und mahnte, daß es Zeit ſei zu gehen. Die Maslowa erhob ſich.

„Sie ſind jetzt erregt. Wenn es geht, werde ich morgen kommen. Und denken Sie darüber nach . . .“ ſagte Nechljudow.

Sie antwortete nichts und ging ohne ihn anzuſehen mit dem Aufſeher hinaus.

„Na, Mädel, wirſt jetzt ein Leben haben!“ ſprach die Korabljowa zur Maslowa, als dieſe in die Zelle trat. „Scheint in Dich richtig verſchoſſen zu ſein. Paß auf, ſolange er kommt . . . Wird Dich ſchon freimachen, reiche Leute können alles.“

„Das ſtimmt!“ ſagte mit ſingender Stimme die Bahnwärterin. „‚Dem Armen langt die Nacht nicht zum Heiraten‘, ſagt ’s Sprichwort, der Reiche aber, wie er’s gewünſcht, gewollt — alles iſt da durchs Gold. Bei uns hat einmal, meine Liebe, ſo ein Geldſack, weißt Du was angeſtellt . . .“

„Haſt Du denn von meiner Sache geſprochen?“ fragte die Alte.

Aber die Maslowa antwortete ihren Genoſſinnen nichts, ſondern legte ſich auf die Pritſche und blieb dort, die ſchielenden Augen ſtarr in die Ecke gerichtet, bis zum Abend liegen. Eine qualvolle Arbeit ging in ihr vor. Das, was ihr Nechljudow

geſagt hatte, rief ſie in jene Welt zurück, in der ſie gelitten hatte und aus der ſie geflüchtet war, ohne dieſe Welt verſtanden zu haben und mit Haß gegen ſie erfüllt. Sie verlor jetzt jenes Vergeſſen, in dem ſie gelebt hatte. Und mit klarer Einſicht in das, was vor ſich ging, zu leben, das war zu qualvoll.

Am Abend kaufte ſie ſich wieder Schnaps und betrank ſich gemeinſam mit ihren Genoſſinnen.

„Ja, alſo ſo iſt es! So alſo!“ dachte Nechljndow, als er das Gefängnis verließ. Und erſt jetzt begriff er die ganze Größe ſeiner Schuld. Hätte er es nicht verſucht, ſein Vergehen zu ſühnen und wieder gut zu machen, ſo hätte er die ganze Schwere desſelben niemals empfunden, und auch ſie, Katjuſcha, würde das Böſe, das man ihr zugefügt, nie ſo tief gefühlt haben. Erſt jetzt kam das alles in ſeiner ganzen Schrecklichkeit zum Vorſchein. Erſt jetzt ſah er, was er mit der Seele dieſes Weibes gethan hatte, erſt jetzt begriff ſie,

was man mit ihr gemacht hatte. Vordem hatte Nechljudow mit seinen Gefühlen gespielt, mit sich selbst und mit seiner Reue kokettiert, jetzt aber befiel ihn einfach Furcht. Sie verlassen, er fühlte es, konnte er nicht mehr, und doch konnte er sich nicht vorstellen, wohinaus seine Beziehungen zu ihr führen sollten.

Am Ausgange näherte sich Nechljudow ein mit Medaillen und Kreuzen behängter Aufseher und übergab ihm geheimnisvoll, mit einem unangenehm einschmeichelnden Gesicht einen Zettel.

„Hier ist für Ew. Durchlaucht ein Zettel von einer Persönlichkeit . . .“ sagte er, Nechljudow das Kouvert überreichend.

„Von was für einer Persönlichkeit?“

„Lesen Sie und Sie werden es sehen. Eine Gefangene, eine Politische, die ich zu beaufsichtigen habe. Sie bat mich also . . . Und obgleich es nicht erlaubt ist, aber aus Menschlichkeit . . .“ sagte mit einem unnatürlichen Ausdruck der Aufseher.

Nechljudow wunderte sich, wie ein bei den Politischen angestellter Aufseher Zettel übergeben könne und noch dazu im Gefängnis selbst, beinahe unter den Augen aller; er wußte damals noch nicht, daß dieser Mann Aufseher und Spion zugleich war. Aber er nahm den Zettel und las ihn beim Hinausgehen durch. Derselbe war mit gewandter Handschrift in Reformorthographie mit Bleistift geschrieben und enthielt folgendes:

„Da ich weiß, daß Sie das Gefängnis aus Interesse für eine Kriminalgefangene besuchen, so möchte ich Sie gerne sprechen. Bitten Sie um eine Unterredung mit mir. Man wird es Ihnen gestatten, und ich werde Ihnen manches für Ihre Protegé und die Politischen wichtige mitteilen.

Ihre Ihnen dankbare Wera Bogoduchowskaja."

Wera Bogoduchowskaja war Lehrerin im öden Nowgorodschen Gouvernement gewesen, in das Nechljudow einmal mit seinen Kameraden zur Bärenjagd gefahren war. Diese Lehrerin hatte sich an Nechljudow mit der Bitte gewandt, ihr Geld zum Besuch der Hochschulkurse für Frauen zu geben. Nechljudow hatte ihr die Summe gegeben und sie hernach völlig vergessen. Jetzt stellte es sich heraus, daß diese Dame eine politische Verbrecherin war und im Gefängnis saß, wo sie seine Geschichte wahrscheinlich erfahren hatte und ihm jetzt ihre Dienste anbot . . .

Wie war doch damals alles so leicht und einfach gewesen, und wie war jetzt alles so schwer und so kompliziert!

Nechljudow erinnerte sich lebhaft und freudig der damaligen Zeit und seines Zusammentreffens mit der Bogoduchowskaja.

Es war vor der Faschingszeit, in einer Einöde, etwa sechzig Werst von der Eisenbahn entfernt. Die Jagd war glücklich gewesen, man hatte zwei Bären geschossen und aß gerade zu Mittag,

um gleich darnach abzureiſen, als der Wirt des Bauernhauſes, in dem man raſtete, eintrat und ſagte, daß die Tochter des Diakons da ſei und den Fürſten Nechljudow ſprechen möchte.

„Hübſch?“ fragte jemand.

„Laß doch . . .“ ſagte Nechljudow und erhob ſich vom Tiſch, neugierig, was die Diakonstochter von ihm wünſchen könnte. Nachdem er ein ernſtes Geſicht gemacht hatte, betrat er die Stube der Wirtsleute.

In der Stube ſtand ein Mädchen im Filzhut und Pelz. Sie war ſehnig, hatte ein mageres, häßliches Geſicht, und nur ihre Augen mit den hochgeſchwungenen Brauen waren ſchön.

„Hier, Wera Jefremowna, ſprich mit dem Herrn“, ſagte die alte Wirtin, „das iſt der Fürſt ſelber. Ich gehe ſolange hinaus.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Nechljudow.

„Ich . . . Ich . . . Sehen Sie, Sie ſind reich — verſchleudern das Geld für Lappalien, für die Jagd . . . Ich weiß es . . .“ begann das Mädchen ſehr verlegen. — „Und ich möchte nur eines, ich möchte den Menſchen nützlich ſein . . . Und ich kann nichts thun, weil ich nichts weiß . . .“

„Was kann ich denn für Sie thun?

„Ich bin Lehrerin, möchte aber die Frauenkurſe beſuchen, und man läßt mich nicht hin . . . Das heißt, nicht daß man mich nicht läßt, ſie laſſen mich ſchon, aber mir fehlen die Mittel dazu . . .

Geben Sie mir . . . Ich werde den Kurſus beenden und Ihnen das Geld zurückzahlen . . .“

Ihre Augen waren ehrlich und gut. Und der ganze Ausdruck von Entſchloſſenheit und Schüchternheit zugleich war ſo rührend, daß Nechljudow, wie es ihm bisweilen zu gehen pflegte, ſich plötzlich in ihre Lage verſetzt fühlte, ſie begriff und bedauerte.

„Ich meine, die reichen Leute ſchießen Bären, machen die Bauern betrunken . . . und das iſt nicht ſchön . . . Warum ſollten ſie nicht einmal was Gutes thun. Ich brauche nur achtzig Rubel . . . — Wenn Sie vielleicht nicht wollen, iſt's mir egal . . .“ fügte ſie gereizt hinzu, dem ernſten und feſten Blick, den Nechljudow auf ſie gerichtet hatte, eine falſche Deutung gebend.

„Im Gegenteil, ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben . . .“

Als ſie begriff, daß er einverſtanden ſei, errötete ſie und ſchwieg.

„Ich bringe es Ihnen gleich“, ſagte Nechljudow.

Er ging in den Flur hinaus und ſtieß dort auf einen Kameraden, der ihr Geſpräch belauſcht hatte. Ohne auf die Scherze der Kameraden zu antworten, nahm er aus der Jagdtaſche das Geld und brachte es ihr.

„Bitte, bitte, danken Sie nicht . . . Ich muß mich bei Ihnen bedanken . . .“

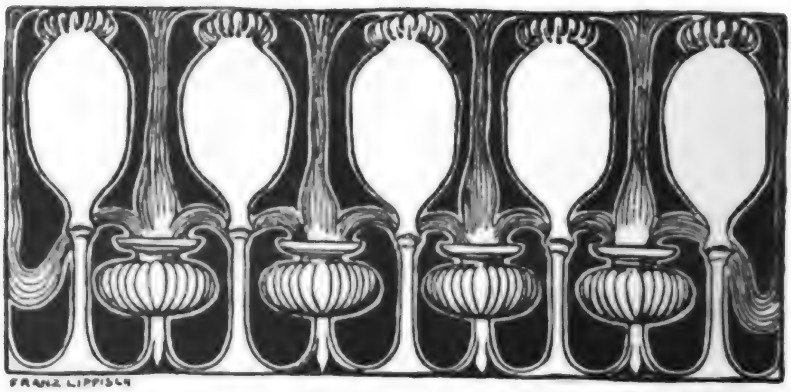
Es war Nechljudow angenehm, ſich jetzt alles deſſen zu errinnern: wie er mit einem der Offi-

ziere, der aus der ganzen Angelegenheit einen schlechten Scherz machen wollte, sich beinahe entzweite, wie ein anderer Kamerad ihn unterstützte, und wie er ihm infolgedessen näher getreten war, wie die ganze Jagd so glücklich und heiter verlaufen, und wie leicht es ihm ums Herz gewesen war, als sie in der Nacht zur Eisenbahnstation zurückkehrten. Eine Reihe Schlitten mit zwei Pferden langgespannt bewegte sich im Trabe fast lautlos auf dem engen Wege durch hohe und niedrige Wälder, in denen die Tannen mit schwerer Schneelast beladen standen. Zuweilen leuchtete in der Dunkelheit ein rotes Feuer auf und jemand zündete sich eine duftende Cigarette an. Der Treiber Ossip lief, bis zu den Knieen im Schnee, von einem Schlitten zum andern, setzte sich auf und erzählte von Elentieren, die jetzt durch den tiefen Schnee liefen und Espenrinde nagten, und von den Bären, die in den finsteren Höhlen lägen und ihren warmen Atem durch die Luftlöcher schnaubten.

Nechljudow erinnerte sich alles dessen und vor allem des glücklichen Bewußtseins von Gesundheit, Kraft und Sorglosigkeit. Die Lungen, die den Pelzrock schwellen machen, atmen die frostige Luft ein, von den Zweigen, die das Krummholz streift, stäubt der Schnee ins Gesicht, der Körper ist warm, das Gesicht ist frisch, und auf dem Herzen keine Sorgen, keine Vorwürfe, keine Schrecken, keine Wünsche . . . Wie schön war es doch gewesen!

Und jetzt? Mein Gott, wie iſt das alles ſo qualvoll uud ſchwer!

Offenbar war Wera Jefremowna eine Revolutionärin und ſaß jetzt irgend welcher revolutionären Verbrechen wegen im Gefängnis. Man mußte ſie ſehen, beſonders weil ſie verſprochen hatte, einige Ratſchläge zu geben, wie die Lage der Maslowa gebeſſert werden könnte.



Als Nechljudow am anderen Morgen erwachte, fiel ihm ein, was geſtern geweſen, und ein Gefühl von Angſt befiel ihn.

Aber trotz dieſer Angſt nahm er ſich feſter als je vor, das Begonnene fortzuführen.

Mit dem Bewußtſein ſeiner Pflicht fuhr er von Hauſe fort, zu Maslennikow, um von ihm die Erlaubnis zu erbitten, im Gefängnis außer der Maslowa auch jene alte Menſchowa und ihren Sohn beſuchen zu dürfen. Auch wollte er um die Erlaubnis zum Beſuch der Bogoduchowskaja bitten, die vielleicht der Maslowa nützlich ſein konnte.

Nechljudow kannte Maslennikow ſchon ſeit langem vom Regiment her. Maslennikow hatte damals die Obliegenheiten eines Regimentsrentmeiſters verſehen. Er war der gutmütigſte, pflichttreueſte Offizier geweſen, der nichts in der Welt, außer ſeinem Regiment und dem kaiſerlichen Hauſe, kannte und kennen wollte. Jetzt fand ihn Nechljudow bei der Verwaltung wieder, wo ihm das Gouvernement und die Gouvernementsregierung die Stelle des Regiments erſetzte. Er war verheiratet mit einer reichen und gewandten Frau, die ihn auch gezwungen hatte, den Militärdienſt gegen die Verwaltungskarriere einzutauſchen.

Sie machte ſich über ihn luſtig und liebkoſte ihn, wie ein gezähmtes Tierchen. Nechljudow war im vorigen Winter einmal bei ihnen geweſen, aber dieſes Ehepaar war ihm ſo unintereſſant erſchienen, daß er ſeitdem nicht wieder hingegangen war.

Maslennikow erſtrahlte förmlich, als er Nechljudow erblickte. Sein Geſicht war noch ebenſo rot und fett, ſeine Korpulenz und ſeine geſuchte Toilette waren dieſelben, wie früher im Militärdienſt. Dort war es die immer ſaubere, nach der letzten Mode gefertigte Offiziersuniform geweſen, jetzt war es eine nach der letzten Mode genähte Beamtenuniform, die ebenſo elegant ſeinen ſatten Leib umſchloß, und die breite Bruſt hervortreten ließ. Er war in Vize-Uniform. Trotz des Alters-

unterschiedes — Maslennikow zählte etwa vierzig Jahre — waren sie auf „Du“ miteinander.

„Ich danke Dir, daß Du uns aufgesucht hast. Komm jetzt zu meiner Frau. Ich habe gerade noch zehn Minuten Zeit bis zur Sitzung. Mein Chef ist ja verreist und ich habe das Gouvernement zu verwalten . . .“ sagte er, mit einem Vergnügen, das er nicht verhehlen konnte.

„Ich komme zu Dir in Geschäften.“

„Was denn?“ fragte Maslennikow in erschrockenem und etwas strengem Ton, gleichsam plötzlich die Ohren spitzend.

„Im Gefängnis . . .“ Bei dem Worte „Gefängnis“ wurde Maslennikows Gesicht noch strenger. „Im Gefängnis ist eine Person, für die ich mich sehr interessiere, und ich möchte diese Person nicht nur im Besuchszimmer, sondern im Bureau und nicht an bestimmten Tagen, sondern häufiger sprechen dürfen. Man hat mir gesagt, daß das von Dir abhänge . . .“

„Natürlich, mon cher, bin ich bereit, alles für Dich zu thun . . .“ sagte Maslennikow, indem er mit beiden Händen Nechljudows Knie berührte, als wollte er damit seine Majestät ein wenig mildern. „Das geht ja, aber siehst Du, ich bin nur ‚Kalif für eine Stunde‘.“

„Kannst Du mir also einen Schein geben, damit ich sie besuchen kann?“

„Es ist eine Frau?"

„Ja."

„Wofür sitzt sie denn . . .?"

„Wegen Giftmord. Aber sie ist unschuldig verurteilt."

„Ja, da hast du nun das ‚gerechte Gericht', ils n' en font point d'autres", sagte er, Gott weiß warum französisch. „Ich weiß, Du bist mit mir nicht einverstanden, aber was ist da zu machen, c'est mon opinion bien arretée", fügte er hinzu, indem er eine Ansicht aussprach, die er im Laufe eines Jahres in verschiedenen Fassungen in einer retrograden, konservativen Zeitung gelesen hatte. „Ich weiß, Du bist ein Liberaler."

„Ich weiß nicht, ob ich ein Liberaler oder etwas anderes bin", sagte lächelnd Nechljudow. Er mußte sich immer wieder darüber wundern, daß ihn alle zu irgend einer Partei zählten und einen Liberalen nannten bloß darum, weil er zu sagen pflegte, wenn er über einen Menschen urteilte, daß man vor allem den Menschen erst anhören müßte, daß vor dem Gericht alle gleich wären, daß man die Menschen überhaupt nicht schlagen und quälen dürfe, und besonders nicht die, die noch nicht verurteilt seien.

„Ich weiß nicht, ob ich ein Liberaler bin oder nicht, ich weiß nur, daß die heutigen Gerichte, mögen sie noch schlecht sein, immerhin besser sind, als die früheren."

„Und wen hast Du denn zum Advokaten genommen?"

„Ich habe mich an Fanarin gewandt."

„Ach Fanarin!" sagte, eine Grimasse schneidend Maslennikow.

Maslennikow erinnerte sich, wie dieser selbe Fanarin ihn im vorigen Jahre vor Gericht als Zeugen vernommen und ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit während einer halben Stunde zum Gelächter des Publikums gemacht hatte.

„Ich würde Dir nicht raten, mit ihm etwas zu thun zu haben. Fanarin est un homme taré."

„Und noch eine Bitte habe ich an Dich", sagte Nechljudow ohne ihm zu antworten. „Vor sehr langer Zeit kannte ich ein Mädchen, eine Lehrerin. Sie ist ein bedauernswertes Geschöpf nnd sitzt jetzt auch im Gefängnis. Nun möchte sie mich sprechen... Kannst Du mir vielleicht auch zu ihr einen Passierschein geben?"

Maslennikow neigte den Kopf etwas zur Seite und überlegte.

„Sie ist eine Politische?"

„Ja, wie ich hörte."

„Siehst Du, der Besuch der Politischen wird nur ihren Angehörigen gestattet, aber Dir werde ich einen Generalpassierschein geben. Je sais que vous n' abuserez pas . . ."

„Wie heißt sie denn, Deine protégée? . . . Bogoduchowskaja? — Elle est jolie?"

„Hideuse.“

Maslennikow schüttelte mißbilligend den Kopf, trat an den Tisch und schrieb schwungvoll auf ein Papier mit gedrucktem Kopf:

„Dem Vorzeiger dieses, dem Fürsten Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow, gestatte ich den Besuch im Gefängnisbureau der im Gefängnis inhaftierten Kleinbürgerin Maslowa und der Feldscherin Bogoduchowskaja.“

Zum Schluß machte er noch einen schwungvollen Schnörkel.

„Da wirst Du mal sehen, was dort für Ordnung herrscht. Und dort Ordnung zu halten, ist schwer, weil es überfüllt ist, besonders mit den Transportgefangenen. Ich halte aber trotzdem streng darauf und habe die Sache gern. Du wirst sehen, sie haben es dort gut und sind zufrieden. Man muß nur verstehen, mit ihnen umzugehen. Da gab es z. B. vor einigen Tagen eine Unannehmlichkeit — Widersetzlichkeit. Ein anderer hätte daraus vielleicht einen Aufruhr gemacht und viele ins Unglück gestürzt. Bei uns aber lief alles glatt ab. Da muß man einerseits Fürsorge, andererseits feste Macht zeigen . . .“ sagte er, indem er die aus der weißen steifen Manschette mit goldenen Knöpfen hervorragende weiße, volle, mit einem Türkesring geschmückte Faust zusammenballte. „Fürsorge und Macht!“

„Na, das weiß ich nicht . . .“ sagte Ne-

chljudow. „Ich bin dort zwei Mal gewesen und mir war es sehr schwer ums Herz.

„Weißt Du was? Du müßtest Dich mit der Gräfin Passek in Verbindung setzen!“ fuhr der gesprächig gewordene Maslennikow fort. „Sie hat sich ganz dieser Sache gewidmet. Elle fait beaucoup de bien. Dank ihr, ist es vielleicht auch mir, will ich ohne falsche Bescheidenheit sagen, gelungen, alles so zu ändern, daß die Greuel, die dort früher herrschten, nicht mehr vorkommen. Sie haben es jetzt dort einfach sehr gut . . . Du wirst schon sehen . . . Da ist der Fanarin — ich kenne ihn nicht persönlich, und bei meiner gesellschaftlichen Stellung berühren sich unsere Wege auch nicht . . . Aber er ist entschieden ein schlechter Mensch, und zugleich erlaubt er sich, vor Gericht solche Sachen . . . solche Sachen zu sprechen, daß . . .

„Ich danke Dir“, sagte Nechljudow, indem er nach dem Papier griff. Und ohne seinen ehemaligen Kameraden zu Ende zu hören, verabschiedete er sich von ihm.

„Und zu meiner Frau gehst Du nicht?“

„Nein, entschuldige mich, ich habe jetzt keine Zeit.“

„Aber wieso denn? Sie wird mir's nicht verzeihen . . .“ sagte Maslennikow, indem er seinen ehemaligen Kameraden bis zum ersten Treppenabsatz geleitete, wie er Leute nicht von

erster, sondern von zweiter Bedeutung, wozu er auch Nechljudow rechnete, zu begleiten pflegte.

„Nein, bitte, komm wenigstens auf einen Augenblick herein."

Aber Nechljudow blieb fest, und während der Lakai und der Portier herzusprangen, um ihm Mantel und Stock zu reichen, und die Thür öffneten, an welcher draußen ein Schutzmann postiert war, sagte Nechljudow, daß er jetzt durchaus nicht könne.

„Nun, dann bitte am Donnerstag. Das ist ihr Empfangstag. Ich werde es ihr sagen!" rief ihm Maslennikow von der Treppe nach.

Von Maslennikow fuhr Nechljudow direkt ins Gefängnis und begab sich nach der ihm bereits bekannten Wohnung des Inspektors. Wieder hörte man dieselben Töne des ausgespielten Klaviers, wie damals. Nur wurde jetzt nicht die Rapsodie gespielt, sondern Etuden von Clementi, jedoch mit derselben außergewöhnlichen Kraft, Präzision und Geläufigkeit.

Das Zimmermädchen mit dem verbundenen Auge, das ihm öffnete, sagte, daß der Kapitän zu Hause sei, und geleitete Nechljudow in das kleine Empfangszimmer mit einem Divan, einem Tisch und einer großen Lampe, die auf einem gehäkelten Deckchen stand. Der rosa Papierschirm auf der großen Lampe war von der einen Seite angebrannt.

Der Inspektor mit dem gequälten, trübseligen Gesicht kam heraus.

„Bitte sehr, womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er, den mittleren Knopf seiner Uniform zuknöpfend.

„Ich war eben bei dem Vizegouverneur, und hier ist der Passierschein", sagte Nechljudow, das Papier hinreichend. „Ich möchte die Maslowa sehen."

„Markowa?" fragte der Inspektor, da er wegen der Musik den Namen nicht verstehen konnte.

„Maslowa."

„Jawohl, jawohl."

Der Inspektor erhob sich und ging zur Thüre, aus der die Rouladen Clementis herüberklangen.

„Marußja! warte doch wenigstens einen Augenblick, man versteht ja kein Wort!" sagte er mit einer Stimme, der man es anhörte, daß diese Musik das Kreuz seines Lebens war.

Das Klavier verſtummte, unzufriedene Schritte ließen ſich hören, und jemand ſah durch die Thür herein.

Und als ob er ſich durch dieſe Unterbrechung der Muſik erleichtert fühlte, zündete ſich der Inſpektor eine dicke Cigarette von ſchwachem Tabak an und bot auch Nechljudow eine. Nechljudow dankte.

„Alſo . . . ich möchte die Maslowa ſehen.“

„Jawohl, warum nicht“, ſagte der Inſpektor.

„Und Du?“ wandte er ſich an ein kleines Mädchen von fünf oder ſechs Jahren, das in das Zimmer kam und, den Kopf ſo gewandt, daß ſie Nechljudow nicht aus den Augen ließ, auf den Vater zuging.

„So, und jetzt wirſt du fallen!“ ſagte der Inſpektor, darüber lächelnd, wie das Kind, ohne vor ſich zu ſehen, an dem kleinen Teppiche anhakte und zu dem Vater hinlief.

„Wenn es alſo geht, möchte ich hin.“

„Die Maslowa kann man heute nicht gut ſehen . . .“ ſagte der Inſpektor.

„Wieſo denn?“

„So . . . Sie ſind ſelbſt daran ſchuld“, ſagte mit einem leiſen Lächeln der Inſpektor. — „Fürſt, geben Sie ihr kein Geld in die Hände. Wenn Sie wollen, geben Sie es mir. Es wird alles

ihr gehören. Da hatten Sie ihr gestern Geld gegeben, sie hat sich Schnaps verschafft, — auf keine Weise kann ich dieses Übel ausrotten, — und hat sich heute betrunken . . . ganz, so daß sie sogar tobte."

„Unmöglich!"

„Jawohl, ich mußte sogar zur Strenge greifen, habe sie in einer anderen Zelle unterbringen lassen. Sie ist ein ruhiges Frauenzimmer, aber bitte, geben Sie ihr kein Geld. Das ist schon so ein Volk . . ."

Nechljudow wurde lebhaft an das gestern Vorgefallene erinnert, und es wurde ihm bange.

„Und die Bogoduchowskaja, die Politische, kann ich die sehen?" fragte Nechljudow nach einigem Schweigen.

„Das geht", sagte der Inspektor, das Mädchen, das immerfort Nechljudow anblickte, umfassend.

Der Inspektor erhob sich und ging, das Kind sanft beiseite schiebend, ins Vorzimmer hinaus.

Noch hatte der Inspektor nicht den ihm von dem verbundenen Mädchen gereichten Überzieher angezogen und die Thür hinter sich geschlossen, als die prägnanten Rouladen Clementis wieder zu rieseln begannen.

„Sie war im Konservatorium, aber es ist dort nicht viel los . . . Ein großes Talent . . ."

ſagte der Inſpektor, die Treppe hinabſteigend, „will in Konzerten auftreten . . .“

Der Inſpektor und Nechljudow näherten ſich dem Gefängnis. Das Pförtchen öffnete ſich augenblicklich bei der Annäherung des Inſpektors. Die Aufſeher grüßten militäriſch und begleiteten ihn mit den Augen. Vier Männer mit halbraſierten Köpfen, die irgend welche Eimer trugen, kamen ihnen im Vorhaus in den Weg, und alle zogen ſie den Kopf ein, als ſie den Inſpektor erblickten. Der eine von ihnen duckte ſich beſonders, machte ein finſteres Geſicht und ſeine ſchwarzen Augen funkelten.

„Natürlich, ein Talent darf man nicht vergraben und muß es vervollkommnen . . . Aber in einer kleinen Wohnung, wiſſen Sie, wird es manchmal ſchwer . . .“ ſetzte der Inſpektor das Geſpräch fort, ohne die Arreſtanten zu beachten. Und mit müden Schritten, die Beine ſchleppend, ging er, von Nechljudow begleitet, in das Verſammlungszimmer.

„Wen wünſchten Sie zu ſehen?“ fragte der Inſpektor.

„Die Bogoduchowskaja.“

„Aus dem Turm? Da werden Sie etwas warten müſſen“, wandte er ſich an Nechljudow.

„Könnte ich nicht vielleicht inzwiſchen die Menſchows ſehen, Mutter und Sohn, wegen Brandſtiftung angeklagt?“

„Aus der Zelle 21? Gut, man kann sie holen lassen."

„Könnte ich nicht den Menjschow in seiner Zelle sehen?"

„Sie würden es im Versammlungszimmer doch bequemer haben . . ."

„Nein, es interessiert mich . . ."

„Da haben Sie was Interessantes gefunden!"

In diesem Augenblick kam aus der Seitenthür ein stutzerhafter Offizier, der Gehilfe des Inspektors.

„Hier, führen Sie den Fürsten in die Zelle zu Menjschow, Zelle 21", sagte der Inspektor zum Gehilfen. „Und dann in das Bureau . . . Ich werde sie selber rufen. Wie hieß sie doch? . . ."

„Wera Bogoduchowskaja", sagte Nechljudow.

Der Gehilfe war ein junger blonder Offizier, der einen geschwärzten Schnurrbart hatte und stark nach Blumenparfüm roch.

„Ich bitte . . ." wandte er sich mit angenehmem Lächeln zu Nechljudow. „Sie interessieren sich für unsere Anstalt?"

„Ja, ich interessiere mich für diesen Menschen, der, wie ich gehört habe, ganz unschuldig hierher geraten ist."

Der Gehilfe zuckte die Achseln.

„Ja, das kommt vor . . ." sagte er ruhig, indem er dem Gast höflich den Vortritt in den

breiten ſtinkenden Korridor gewährte. „Es kommt auch vor, daß ſie lügen. Bitte . . .“

Die Thüren der Zellen waren geöffnet, und einige Arreſtanten ſtanden im Korridor. Während er den Aufſehern kaum merkbar zunickte und nach den Gefangenen ſchielte, führte der Gehilfe Nechljudow durch einen Korridor zu einem zweiten, links, der mit einer eiſernen Thüre verſchloſſen war. Die Arreſtanten, denen ſie unterwegs begegneten, drückten ſich an die Wände, gingen in ihre Zellen hinein oder blieben, die Hände an der Hoſennaht, an den Thüren ſtehen und begleiteten den Vorgeſetzten militäriſch mit den Augen.

Der zweite Korridor war dunkler und ſchmäler als der erſte und roch noch ſchlechter. Zu beiden Seiten ſah man durch Schlöſſer geſperrte Thüren. In den Thüren waren kleine Öffnungen, ſogenannte „Augen“, einen halben Werſchock im Durchmeſſer. Im Korridor war niemand, außer einem alten Aufſeher mit runzeligem, traurigem Geſicht.

„Wo ſitzt Menſchow?“ fragte der Gehilfe den Aufſeher.

„In der achten links.“

„Und ſind dieſe hier beſetzt? fragte Nechljudow.“

„Alle ſind beſetzt außer einer.“

„Darf man hineinsehen? fragte Nechljudow.

„Bitte sehr", sagte mit einem angenehmen Lächeln der Gehilfe und begann sich beim Aufseher nach etwas zu erkundigen.

Nechljudow blickte durch die eine Öffnung hinein. Dort ging ein schlanker, junger Mann mit einem schwarzen Bärtchen, nur in Unterkleidern, rasch auf und ab; als er das Geräusch an der Thür vernahm, blickte er auf, zog die Augenbrauen zusammen und fuhr fort, hin und her zu gehen.

Nechljudow warf durch eine andere Öffnung einen Blick, und sein Auge begegnete einem anderen großen erschrockenen Auge, das ebenfalls durch die Öffnung sah. Nechljudow fuhr schleunigst zurück.

Als er durch die dritte Öffnung hineinsah, bemerkte er auf dem Bett ein kleines, zusammengerolltes, schlafendes Männchen, das sich den Schlafrock über den Kopf gezogen hatte.

In der vierten Zelle ſaß ein bleicher Mann mit breitem Geſicht, der den Kopf tief geſenkt und die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt hatte. Durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, erhob der Mann den Kopf und ſah nach der Thür. In dem ganzen Geſicht beſonders in den großen Augen lag ein Ausdruck hoffnungsloſen Trübſinns. Es intereſſierte ihn augenſcheinlich wenig, wer in die Zelle hineinſehe. Wer auch hineinblicken mochte, von niemand offenbar erwartete er etwas Gutes.

Nechljudow befiel ein Grauſen. Er hörte auf, in die Öffnungen hineinzuſehen und ging zur Zelle 21, wo Menſchow ſaß. Der Aufſeher ſchloß auf und öffnete die Thür. Ein muskulöſer junger Mann mit langem Halſe, einem kleinen Bärtchen und gutmütigen runden Augen ſtand neben der Schlafbank und blickte, während er ſich eilig den Schlafrock anzog, erſchrocken die Eintretenden an. Beſonders angenehm überraſchten Nechljudow die gutmütigen runden Augen, die fragend und erſchrocken von ihm zum Aufſeher, zum Gehilfen und wieder zurück liefen.

„Der Herr hier möchte Dich wegen Deiner Sache befragen.“

„Ich danke beſtens.“

„Ja, ich habe von ihrer Angelegenheit gehört“, ſagte Nechljudow, während er näher trat und an dem vergitterten, ſchmutzigen Fenſter ſtehen blieb;

„und da möchte ich auch von Ihnen selbst etwas darüber hören."

Menjschow trat ebenfalls ans Fenster heran und begann sogleich zu erzählen, zuerst schüchtern und mit einem Seitenblick auf den Gehilfen, dann aber immer freier und unbefangener. Als aber der Gehilfe ganz aus der Zelle hinausging, um auf dem Korridor einige Befehle zu erteilen, verließ ihn auch der letzte Rest von Schüchternheit.

Seine Erzählung war den Manieren und der Sprache nach die Erzählung eines durchaus schlichten, braven Bauernburschen, und Nechljudow erschien es seltsam genug, diese Erzählung im Gefängnis und aus dem Munde eines Arrestanten in schimpflicher Kleidung zu hören. Aufmerksam hörte er zu und betrachtete gleichzeitig die niedrige Schlafbank mit dem Strohsack, das Fenster mit dem starken Eisengitter, die schmutzigen, feuchten und verschmierten Wände, das trübe Gesicht und die klägliche Figur des unglücklichen, entstellten Bauern in Schlafrock und Pantoffeln. Und es wurde ihm immer trauriger und trauriger zu Mut, und es fiel ihm schwer, zu glauben, das alles das, was dieser gutmütige Mensch erzählte, Wahrheit sei. So fürchterlich war es zu glauben, daß die Menschen für nichts — blos weil er selbst beleidigt worden war — einen anderen Menschen gepackt, ihn in Arrestanten-

kleidung geſteckt und an dieſen ſchrecklichen Ort gebracht hätten.

Und doch wäre es noch ſchrecklicher, zu glauben, daß dieſe aufrichtige Erzählung und dieſes gutmütige Geſicht Trug und Lüge ſeien.

Die Erzählung Menſchows lautete dahin, daß der Schenkwirt ihm bald nach ſeiner Verehelichung die Frau abſpenſtig gemacht habe. Er ſuchte ſein Recht überall. Aber überall erkaufte der Schenkwirt das Urteil der Obrigkeit und wurde freigeſprochen.

Einmal brachte Menſchow ſeine Frau mit Gewalt weg, am folgenden Tage lief ſie ihm aber wieder davon. Da ging er zum Schenkwirt, um die Herausgabe ſeiner Frau zu verlangen. Der Schenkwirt ſagte, daß die Frau nicht da ſei, während Menſchow ſie doch beim Eintreten geſehen hatte, und befahl ihm, das Lokal zu verlaſſen. Er ging nicht. Der Schenkwirt und ſein Knecht ſchlugen ihn blutig und am anderen Tage brach beim Schenkwirt im Hofe Feuer aus. Man klagte Menſchow und ſeine Mutter an, er aber hatte das Feuer nicht angeſteckt, ſondern war zu der Zeit bei einem Gevatter geweſen.

„Und haſt Du es wirklich nicht angeſteckt?“

„Nicht einmal gedacht habe ich daran, Herr! Er, der Böſewicht, hat das Haus vielleicht ſelbſt angeſteckt. Man ſagte, er hätte es eben verſichert ... Man warf uns, mir und der Mutter,

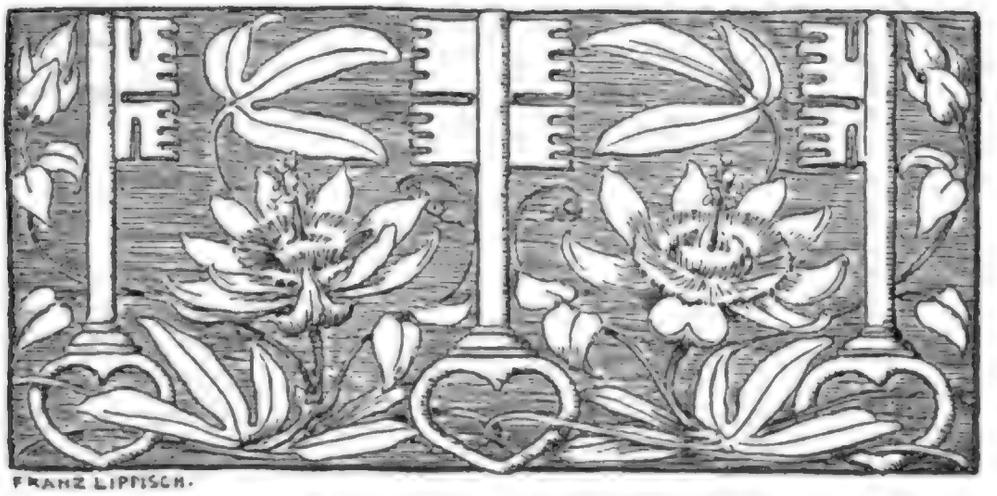
vor, daß wir ihm gedroht hätten. Es ist ja wahr, daß ich ihn damals geschimpft habe — ich konnt's nicht mehr übers Herz bringen . . . Aber angesteckt habe ich's nicht . . . Bin auch gar nicht dagewesen als der Brand ausbrach. Er hat es aber absichtlich gerade auf den Tag gepaßt, wo wir mit der Mutter dagewesen waren . . . Hat selbst wegen der Versicherung angezündet und schiebt es jetzt auf uns . . ."

„Unmöglich!"

„Jawohl, wie vor Gott sage ich's Ihnen, Herr! Seien Sie mir ein Vater!" Er wollte einen Kniefall machen und Nechljudow hielt ihn nur mit Mühe zurück. „Befreien Sie mich . . . Für nichts und wieder nichts komme ich hier um . . ." fuhr er fort. Und plötzlich zuckten seine Wangen . . . Er weinte und wischte sich die Augen mit dem aufgeschlagenen schmutzigen Ärmel des Hemdes. „Sind Sie fertig?" fragte der Gehilfe.

„Ja. — Also verzweifeln Sie nicht. Wir wollen thun, was möglich ist!" sagte Nechljudow und verließ die Zelle.

Menjschow blieb in der Thür stehen, so daß der Aufseher ihn mit der Thür stieß, als er sie zuschlug. Während der Aufseher das Schloß zusperrte, sah Menjschow durch das kleine Loch in der Thür.



Als Nechljudow durch den breiten Korridor zurückkehrte — es war Mittagszeit und die Zellen waren auf — und zwiſchen den in hellgelbe Schlafröcke, weite Hoſen und Pantoffeln gekleideten Leuten durchging, empfand er unter den gierig auf ihn gehefteten Blicken dieſer Leute ein ſeltſames, gemiſchtes Gefühl von Mitleid zu den eingeſperrten Menſchen und von einer Art Beſchämung vor ſich ſelbſt, daß er hier all das ruhig betrachte.

In einem der Korridore lief jemand mit ſchlürfenden Pantoffeln zur Zellenthür hinein, und aus der Thür traten Leute, die auf der Schwelle ſtehen blieben und ſich vor Nechljudow verneigten.

„Befehlen Sie, Ew. Wohlgeboren — ich weiß nicht wie ich Sie nennen ſoll, daß man über uns irgendwie entſcheidet . . .“

„Ich bin kein Vorgeſetzter, ich weiß von nichts . . .“

„Einerlei, ſagen Sie es denn meinetwegen den

Vorgeſetzten", ſagte eine empörte Stimme. „Wir ſind an nichts ſchuld und werden hier den zweiten Monat gemartert . . ."

„Wieſo? Warum?"

„Wurden einfach eingeſperrt und ſitzen jetzt den zweiten Monat, wiſſen ſelbſt nicht warum."

„Das iſt richtig. Es iſt ein Zufall . . ." ſagte der Gehilfe des Inſpektors. „Die Leute wurden wegen Legitimationsloſigkeit aufgegriffen und mußten per Etappe in ihr Gouvernement befördert werden. Dort iſt aber das Gefängnis niedergebrannt, und da hat ſich die Gouvernementsregierung mit uns ins Einvernehmen geſetzt, daß wir dorthin niemand mehr ſchicken ſollen. Die Leute aus den anderen Gouvernements ſind alle befördert worden, während dieſe hier ſitzen . . ."

„Was, nur aus dieſem Grunde?" fragte Nechljudow, in die Thür tretend.

Die Leute, etwa vierzig Mann, alle in Arreſtantenſchlafröcken, umringten Nechljudow nnd den Gehilfen. Mehrere Stimmen begannen auf einmal zu ſprechen, aber der Gehilfe unterbrach ſie.

„Laßt einen von Euch ſprechen."

Aus dem Haufen ſonderte ſich ein hochgewachſener, wohlgeſtalteter Bauer von etwa fünfzig Jahren.

Er erklärte Nechljudow, daß ſie alle ausgewieſeu und ins Gefängnis geſteckt worden ſeien, weil ſie keine Päſſe gehabt hätten.

Päſſe hätten ſie wohl, aber dieſelben ſeien ſeit etwa zwei Wochen abgelaufen geweſen. Jedes Jahr hätten ſie ſo die Päſſe ablaufen laſſen, und nichts ſei ihnen geſchehen. Und jetzt plötzlich hätte man ſie aufgegriffen, und halte ſie nun ſchon den zweiten Monat, wie Verbrecher im Kerker . . .

„Wir ſind alle Steinmetzen, alle von einer Arbeitergenoſſenſchaft . . . Man ſagt, im Gouvernement ſei das Gefängnis abgebrannt . . . Da ſind wir nicht ſchuld dran . . . Helfen Sie uns um Gottes Willen!“

Nechljudow hörte zu und verſtand faſt nichts, was ihm der wohlgebildete Mann erzählte, denn ſeine ganze Aufmerkſamkeit war von einer großen dunkelgrauen vielfüßigen Laus in Anſpruch genommen, die zwiſchen den Haaren auf der Wange des wohlgebildeten Steinmetzen kroch.

„Wie denn das? Unmöglich bloß darum!?“ fragte Nechljudow, ſich an den Gehilfen wendend.

„Ja, ſie müßten eigentlich per Etappe an ihren Heimatsort befördert werden . . .“ meinte dieſer.

Kaum hatte der Gehilfe geendet, als aus dem Haufen ein kleines Männchen hervortrat, ebenfalls im Arreſtantenſchlafrock, und mit ſonderbar ſchief gezogenem Munde zu erzählen begann, wie man ſie hier ganz unnütz quäle.

„Schlechter als die Hunde . . .“ begann er.

„Na, na, brauchst hier nicht unnütz zu reden ... Schweig' mal, sonst weißt Du ..."

„Was ‚weißt Du' ..." begann das kleine Männchen verzweifelt zu reden. „Haben wir denn etwas verbrochen?"

„Maul halten!" schrie der Gehilfe.

Der kleine Mann schwieg.

„Was ist denn das?" sprach Nechljudow bei sich, während er die Zelle verließ und von hundert Augen der ihm begegnenden und aus den Guckl öchern blickenden Arrestanten verfolgt, als müßte er Spießruten laufen, durch den Korridor ging.

„Aber hält man hier denn wirklich geradezu unschuldige Menschen gefangen?" fragte Nechljudow als sie den Korridor verlassen hatten.

„Ja, was soll man denn da thun? Übrigens lügen sie auch vielfach. Wenn man denen glauben soll, so sind sie alle unschuldig!" meinte der Gehilfe des Inspektors.

„Aber diese hier, die sind doch sicher durchaus ganz unschuldig!"

„Diese freilich. Nur ist es ein durch und durch verdorbenes Volk. Ohne Strenge kann man da nicht auskommmen ... 's giebt solche Subjekte darunter, denen man auch nicht den Finger in den Mund legen dürfte. Da mußten wir z. B. gestern zwei bestrafen ..."

„Wie, bestrafen?" fragte Nechljudow.

„Mit Ruten haben wir sie bestraft, auf Verfügung ..."

„Aber die Körperſtrafe iſt doch abgeſchafft!“

„Nicht für die, denen die bürgerlichen Rechte entzogen ſind. Dieſe unterliegen ihr.“

Nechljudow erinnerte ſich all deſſen, was er geſtern geſehen, als er im Vorhaus gewartet hatte, und begriff, daß die Strafvollziehung gerade in dem Augenblick ſtattgefunden haben mußte. Und ſo heftig, wie früher noch nie, befiel ihn jenes gemiſchte Gefühl von Neugierde, Trübſinn und Faſſungsloſigkeit und die Übelkeit eines moraliſchen Ekels, der faſt in einen phyſiſchen überging.

Ohne auf den Gehilfen zu hören und um ſich zu ſehen, verließ er eilig die Korridore und begab ſich in das Bureau.

Der Inſpektor befand ſich im Korridor und hatte, von anderen Sachen in Anſpruch genommen, vergeſſen, die Bogoduchowskaja holen zulaſſen. Es fiel ihm erſt ein, als Nechljudow das Bureau betrat.

„Ich werde gleich nach ihr ſchicken . . . Setzen Sie ſich bitte hier ein wenig . . .“ ſagte er.

Das Bureau bestand aus zwei Zimmern. In dem ersten Zimmer mit dem hervortretenden abgeschälten Ofen und zwei Fenstern stand in der Ecke ein schwarzer Apparat zur Messung des Wuchses der Gefangenen; in der anderen Ecke hing ein großes Christusbild, das gewöhnliche Attribut der Orte, an denen Menschen gequält werden. In diesem Zimmer standen mehrere Aufseher. Im anderen Zimmer aber saßen längs den Wänden, in Gruppen oder paarweise bei einander, gegen zwanzig Männer und Frauen, die sich mit gedämpfter Stimme unterhielten. Am Fenster stand ein Schreibtisch.

Der Inspektor nahm an dem Schreibtische Platz und bot Nechljudow einen danebenstehenden Stuhl. Nechljudow setzte sich und begann, die im Zimmer befindlichen Leute zu betrachten.

Vor allem erregte seine Aufmerksamkeit ein junger, sympatisch aussehender Mann in einem kurzen Jackett, der vor einer nicht mehr jungen Frau mit schwarzen Augenbrauen stand und ihr etwas eifrig und mit den Händen gestikulierend erzählte.

Daneben saß ein alter Mann mit blauer Brille und hörte unbeweglich auf das, was ihm eine junge Frau in Arrestantenkleidern, die er an der Hand hielt, erzählte. Ein Realschüler mit erstarrtem, erschrockenem Gesichtsausdruck blickte den Alten an, ohne die Augen von ihm zu wenden.

Nicht weit von ihnen, in einer Ecke, ſaß ein Liebespärchen: ſie ein liebliches blondes Mädchen in einem modernen Kleide, noch ganz jung, mit kurzgeſchorenem Haar und energiſchen Geſichtszügen; er ein ſchöner Jüngling im Arreſtantenſchlafrock, mit welligem Haar und feinem Profil. Sie ſaßen in der Ecke und flüſterten mit einander, offenbar vor Liebe vergehend.

Am nächſten zum Tiſch ſaß eine grauhaarige Frau in ſchwarzem Kleide, ſicher eine Mutter. Sie ſah ſich die Augen aus nach einem ſchwindſüchtigen jungen Mann, ebenfalls in Guttaperchajacke und wollte immer etwas ſagen, konnte es aber vor Thränen nicht hervorbringen; ſie begann immer von neuem und blieb wieder ſtecken. Der junge Mann hielt ein Stück Papier in der Hand und wußte offenbar nicht, was anfangen; er bog ärgerlich das Blatt zuſammen und zerknitterte es. Neben ihnen ſaß ein volles, rotbäckiges junges Mädchen mit ſtark hervortretenden Augen, in grauem Kleide und Umwurf. Sie ſaß neben der weinenden Mutter und ſtreichelte ihre Schulter. Alles an dieſem Mädchen war ſchön: die großen weißen Hände, das wellige geſchorene Haar, die feſten Lippen, die kräftige Naſe. Am ſchönſten aber waren an ihrem Geſicht die braunen gutmütigen, aufrichtigen Schafsaugen. Ihre ſchönen Augen wandten ſich in dem Augenblick, als Nechljudow eintrat, von dem Geſicht der Mutter und

begegneten seinem Blicke. Aber sogleich wandte sie sich wieder ab und begann der Mutter etwas zu erzählen.

Nicht weit von dem Liebespärchen saß ein schwarzer, zerlumpter Mensch mit einem finsteren Gesicht. Er sprach ärgerlich zu einem bartlosen Besucher, der wie einer von der Kastratensekte aussah.

Nechljudow setzte sich neben den Inspektor und blickte mit gespannter Neugier um sich. Seine Aufmerksamkeit wurde durch einen geschorenen Knaben zerstreut, der an ihn heran trat und sich an ihn mit einem dünnen Stimmchen mit der Frage wandte:

„Und wen erwarten Sie?"

Nechljudow wunderte sich über die Frage, aber als er den Knaben betrachtete und sein ernstes, intelligentes Gesicht mit den aufmerksamen lebhaften Augen sah, antwortete er ihm ernst, daß er eine Bekannte erwarte.

„Was ist sie denn, ist sie Ihre Schwester?" fragte der Knabe.

„Nein, nicht Schwester . . ." antwortete erstaunt Nechljudow. —

„Und mit wem bist Du denn hier?" fragte er den Knaben.

„Ich? Mit Mama. Sie ist eine Politische ..." sagte der Knabe.

„Marja Pawlowna, nehmen Sie Kolja zu

sich!" sagte der Inspektor, der wahrscheinlich meinte, daß durch das Gespräch Nechljudows mit dem Knaben das Gesetz verletzt werden könnte.

Marja Pawlowna, dasselbe schöne junge Mädchen, das Nechljudows Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erhob sich in ihrer ganzen hohen Gestalt und ging mit starkem, weitausschreitendem, fast männlichem Gange auf Nechljudow und den Knaben zu.

„Wonach fragte er Sie? Wer Sie sind?" fragte sie Nechljudow, indem ihre schöngeschweiften Lippen leicht lächelten und sie ihm mit ihren hervorstehenden gutmütigen Augen zutraulich in die Augen blickte.

Sie that das so einfach, als könnte gar kein Zweifel darüber sein, daß sie zu allen in einfachen, freundlichen und brüderlichen Beziehungen gestanden habe, stehe und stehen müsse.

„Er muß immer alles wissen", sagte sie und lächelte voll dem Knaben ins Gesicht, mit einem so guten, lieblichen Lächeln, daß sowohl der Knabe als auch Nechljudow beide ihr Lächeln unwillkürlich erwiderten.

„Ja, er fragte mich, zu wem ich gekommen sei ..."

„Marja Pawlowna, es ist nicht gestattet, mit den Fremden zu sprechen. Sie wissen es ja ..." sagte der Inspektor.

„Gut, gut", sagte sie und nahm mit ihrer

großen weißen Hand Koljas Händchen, um mit dem Knaben, der die Augen nicht von ihr wandte, zu der Mutter des Schwindsüchtigen zurückzukehren.

„Wessen Knabe ist es denn?“ fragte Nechljudow den Inspektor.

„Einer Politischen; er ist hier im Gefängnis auch geboren“, sagte der Inspektor mit einem gewissen Vergnügen, als zeigte er eine Rarität seines Instituts.

„Wirklich?“

„Ja. Jetzt fährt er mit der Mutter nach Sibirien.

„Und dieses Mädchen?“

„Ich kann Ihnen nicht antworten . . .“ sagte achselzuckend der Inspektor. — „Da ist übrigens auch die Bogoduchowskaja.

Aus der Hinterthür kam mit tänzelndem Gang Wera Jefremowna mit ihren großen guten Augen. Sie war mager und gelb und trug kurzgeschorenes Haar.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind", sagte sie, Nechljudows Hand drückend. „Sie konnten sich meiner also noch erinnern? Setzen wir uns."

„Ich hätte nicht geglaubt, Sie so wiederzufinden."

„O, mir geht es jetzt herrlich; so gut, so gut, daß ich es besser nicht wünsche . . ." sagte Wera Jefremowna. Dabei blickte sie Nechljudow erschrocken wie immer mit ihren großen, guten, runden Augen an und drehte ihren gelben, dünnen, sehnigen Hals, der sich aus den kläglichen, zerknüllten, schmutzigen Kragen ihrer Jacke emporreckte.

Nechljudow begann sie auszufragen, wie sie ins Gefängnis gekommen sei.

Indem sie ihm antwortete, begann sie mit großer Lebhaftigkeit von ihrer Sache zu erzählen. Ihre Rede war völlig durchsetzt von fremden technischen Ausdrücken, bezüglich der Propaganda, der Desorganisation, der Gruppen, Sektionen und Subsektionen. Und sie schien offenbar vollständig überzeugt zu sein, daß alle diese Institutionen jedermann bekannt sein müßten, während Nechljudow von ihnen überhaupt nie etwas gehört hatte.

Sie erzählte ihm das in der augenscheinlichen Überzeugung, daß es für ihn sehr interessant und angenehm sein müsse, alles dieses zu erfahren.

Nechljudow aber blickte auf ihren kläglichen Hals und auf ihr spärliches, wirres Haar und wunderte sich, wozu sie das alles gethan hatte und nun erzählte. Sie erschien ihm bemitleidenswert, aber in einer ganz anderen Weise, als es der Bauer Menjschow gewesen war, dessen Hände und Gesicht weiß wie Kartoffelschößlinge waren und der ohne jedes Verschulden im stinkenden Kerker saß. Sie erschien ihm bedauerlich wegen des augenscheinlichen Wirrwars, der in ihrem Kopfe herrschte. Sie schien sich offenbar für eine Heldin zu halten, die bereit ist, ihr Leben für das Gedeihen ihrer Sache zu opfern. Und doch wäre sie kaum imstande gewesen, zu erklären, worin diese Sache und ihr Gedeihen beständen.

Die Angelegenheit, in welcher Wera Jefremowna Nechljudow sprechen wollte, bestand darin, daß ihre Kameradin Schustowa, die nicht einmal zu ihrer Subsektion, wie sie sich ausdrückte, gehört hatte, vor fünf Monaten mit ihr zusammen verhaftet und in die Peter-Paulsfestung gesteckt worden war, blos darum, weil man bei ihr Bücher und Papiere gefunden hatte, die ihr zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Wera Jefremowna hielt sich zum Teil für schuldig an der Verhaftung der Schustowa und flehte daher Nechljudow, der Verbindungen besäße, an, alles nur mögliche zu thun, um sie wieder in Freiheit zu setzen. Die andere Sache, wegen der die Bogoduchowskaja bat,

betraf einen gewissen, in der Peter-Paulsfestung internierten Gurewitsch. Nechljudow sollte die Genehmigung auswirken, daß dieser Gurewitsch seine Eltern sehen und sich die für seine wissenschaftlichen Arbeiten notwendigen Bücher kommen lassen dürfe.

Nechljudow versprach, alles was möglich sei, zu versuchen, wenn er in Petersburg sein würde.

Ihre eigene Geschichte erzählt Wera Jefremowna folgendermaßen: Nach Absolvierung der Hebammenkurse, hätte sie sich der Partei der „Volksfreiheit" angeschlossen und für dieselbe gearbeitet. Anfangs sei alles gut gegangen, man hätte Proklamationen geschrieben und in den Fabriken Propaganda getrieben. Dann aber sei eine hervorragende Persönlichkeit festgenommen worden, Papiere seien beschlagnahmt worden und eine ganze Reihe weiterer Verhaftungen wären gefolgt.

„Auch mich nahm man fest und jetzt werde ich verschickt . . ." beendete Wera Jefremowna ihre Geschichte. „Das thut aber nichts. Ich fühle mich herrlich, meine Gemütsverfassung ist olympisch . . ." sagte sie mit einem kläglichen Lächeln.

Nechljudow fragte nach dem Mädchen mit den Schafsaugen. Wera Jefremowna erzählte, daß das Mädchen die Tochter eines Generals sei, die schon seit langem der Revolutionspartei angehöre und dadurch hereingefallen sei, daß sie einen auf

einen Gendarm abgefeuerten Schuß auf sich genommen hätte. Sie wohnte in einer sogenannten „Konspirationswohnung", in der sich eine Druckerpresse befand. Als nachts eine Haussuchung vorgenommen wurde, beschlossen die Bewohner, sich zu verteidigen, löschten das Licht aus und begannen die corpora delicti zu vernichten. Die Polizisten drangen ein, einer der Verschwörer schoß und verwundete tödlich einen Gendarmen. Als das Verhör begann, sagte sie auf die Frage nach dem Schusse, daß sie geschossen hätte, obgleich sie nie im Leben einen Revolver in der Hand gehabt hatte und keine Spinne hätte töten können. Und dabei blieb sie und geht jetzt in die Zwangsarbeit.

„Eine altruistische, herrliche Persönlichkeit!" sagte anerkennend Wera Jefremowna.

Die dritte Sache, von der Wera Jefremowna sprechen wollte, betraf die Maslowa. Sie kannte, wie man denn im Gefängnis von allen wußte, die Geschichte der Maslowa und ihre Beziehungen zu Nechljudow. Sie riet ihm, sich für die Überführung der Maslowa zu den Politischen oder wenigstens ins Lazarett als Krankenpflegerin zu verwenden; dort seien jetzt besonders viele Patienten und Arbeiterinnen seien nötig.

Nechljudow dankte für den Rat und sagte, daß er sich bemühen werde, von demselben Gebrauch zu machen.

Ihr Gespräch wurde durch den Inspektor unterbrochen, der sich erhob und erklärte, daß die Besuchszeit zu Ende sei, und daß man auseinandergehen müsse. Nechljudow stand auf, verabschiedete sich von Wera Jefremowna und ging zur Thür, wo er stehen blieb und beobachtete, was sich vor ihm abspielte.

„Meine Herrschaften, es ist Zeit, es ist Zeit!“ sagte der Inspektor, indem er sich bald erhob, bald wieder setzte.

Die Aufforderung des Inspektors rief in den im Zimmer befindlichen Besuchern und Gefangenen nur eine besondere Lebhaftigkeit hervor, aber niemand dachte auch nur ans Gehen. Einige erhoben sich und unterhielten sich stehend. Andere blieben sitzen und sprachen weiter. Einige begannen Abschied zu nehmen und zu weinen. Besonders rührend waren die Mutter und ihr schwindsüchtiger Sohn. Der junge Mann drehte das Papier immer

noch in den Händen, und sein Gesicht erschien boshaft, so groß waren die Anstrengungen, die er machte, um sich von dem Gefühl der Mutter nicht anstecken zu lassen. Die Mutter aber lehnte sich, als sie hörte, daß man Abschied nehmen müsse, an seine Schulter und begann zu schluchzen, schwer durch die Nase atmend. Das Mädchen mit den Schafsaugen — Nechljudow beobachtete sie unwillkürlich — stand vor der schluchzenden Mutter und sprach ihr beruhigend zu. Der Alte mit der blauen Brille stand da, hielt die Tochter an der Hand und nickte mit dem Kopfe zu dem, was sie sprach. Das junge Liebespaar erhob sich, hielt sich an den Händen und sah schweigend einander in die Augen.

„Nur diesen allein ist's lustig zu Mut!" sagte, auf das Liebespärchen deutend, der junge Mann im kurzen Jackett, der neben Nechljudow stand und ebenso wie jener, die Abschiednehmenden beobachtete.

Als die Verliebten, der Arrestant im Schlafrock und das liebliche blonde Mädchen, die Blicke Nechljudows und des jungen Mannes auf sich ruhen fühlten, streckten sie ihre Arme, ohne einander loszulassen, aus, warfen sich zurück und begannen lachend sich im Kreise zu drehen.

„Heute Abend verheiraten sie sich hier im Gefängnis, und dann geht sie mit ihm nach Sibirien", sagte der junge Mann.

„Was ist er denn?"

„Zwangsarbeiter . . . Wenigſtens amüſieren die ſich, ſonſt iſt es ſchwer genug, das alles anzuhören . . .“ fügte der junge Mann im Jackett hinzu, indem er auf das Schluchzen des Alten mit der blauen Brille horchte.

„Meine Herrſchaften! Ich bitte, ich bitte! Zwingen Sie mich nicht, zur Strenge zu greifen . . .“ ſagte der Inſpektor, immer wieder dasſelbe wiederholend. „Bitte, bitte . . .“ ſprach er ſchwach und unentſchloſſen. „Was ſoll denn das ſein! Es iſt ſchon lange Zeit . . . Was ſoll denn das ſein? Das geht doch nicht an . . . Ich ſage es Ihnen zum letzten Mal . . .“ wiederholte er trübſinnig, indem er ſeine Marylandcigarette bald anrauchte, bald wieder löſchte.

Es war offenbar, daß wie kunſtvoll, althergebracht und gewohnt die Argumente auch waren, die den einen Menſchen geſtatteten den anderen Böſes zuzufügen, ohne ſich dafür verantwortlich zu fühlen, der Inſpektor dennoch nicht umhin konnte, zu erkennen, daß er einer der Mitſchuldigen an dem Kummer ſei, der in dieſem Zimmer zum Ausdruck komme. Und dieſe Erkenntnis laſtete offenbar ſehr ſchwer auf ihm.

Endlich begannen die Beſucher und die Gefangenen auseinander zu gehen, die einen durch die innere die anderen durch die äußere Thür. Fort gingen die Männer in den Guttaperchajacken, fort der Schwindſüchtige, fort der ſchwarze zer-

lumpte Zwangsarbeiter; auch Marja Pawlowna mit dem im Gefängnis geborenen Knaben ging.

Die Besucher begannen ebenfallszu gehen. Mit schwerem Gang ging der Alte mit der blauen Brille; ihm folgte Nechljudow.

„Ja, eine wunderliche Ordnung!“ sagte, wie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnehmend, der redselige junge Mann, während er mit Nechljudow die Treppe hinabstieg. „Gott sei Dank, daß der Kapitän noch ein guter Mensch ist und sich an die Vorschriften nicht hält. Die reine Quälerei ... So können sie doch etwas miteinander sprechen und sich das Herz ausschütten ...“

Als Nechljudow im Gespräch mit Medinzew, wie sich der redselige junge Mann vorgestellt hatte, unten im Flur angelangt war, trat zu ihnen der Inspektor mit müdem Aussehen heran.

„Wenn Sie also die Maslowa sehen wollen, so bitte, morgen“, sagte er, augenscheinlich in der Absicht, Nechljudow gegenüber liebenswürdig zu sein.

„Sehr gut“, sagte Nechljudow und beeilte sich hinauszukommen.

Furchtbar waren offenbar die unverschuldeten Leiden Menjschows, und nicht so sehr seine physischen Leiden, als jene Begriffsverwirrung und der Zweifel am Guten und an Gott, die er der Grausamkeit der Menschen gegenüber, die ihn grundlos marterten, empfinden mußte. Furchtbar war die Schändung und die Qualen, denen diese

hunderte durchaus unſchuldiger Menſchen nur darum ausgeſetzt wurden, weil ihre Papiere faſch vermerkt waren. Furchtbar waren dieſe blöden Aufſeher, die mit der Quälerei ihrer Mitbrüder beſchäftigt, überzeugt waren, daß ſie ein gutes und wichtiges Werk thäten. Am furchtbarſten erſchien ihm aber dieſer alternde, kränkliche und gutmütige Inſpektor, der Mutter und Sohn, Vater und Tochter, ebenſolche Menſchen wie er ſelbſt und ſeine Kinder, trennen mußte.

„Und wozu iſt das alles?“ fragte er ſich ſelbſt, ohne eine Antwort darauf zu finden.

Er empfand jetzt, wie auch damals, bei dem Betreten des Gefängniſſes und des Beſuchszimmers, außer Mitleid auch ein Gefühl von Begriffsverwirrung und einer Art moraliſcher Übelkeit.

Am nächſten Tage fuhr Nechljudow zum Advokaten, teilte ihm die Angelegenheit der Menſchows mit und bat ihn, die Verteidigung zu übernehmen. Der Advokat hörte ihn aufmerkſam

an und sagte, daß wenn die Sache sich so verhalte, wie Nechljudow sie schildere, was sehr wahrscheinlich sei, er die Verteidigung ohne jegliches Honorar übernehmen würde. Nechljudow erzählte dem Advokaten unter anderem auch von den hundert und dreißig Mann, die aus Mißverständnis inhaftiert seien und fragte ihn, von wem das abhinge und wer daran schuld sei? Der Advokat schwieg eine Weile, da er offenbar eine präzise Antwort geben wollte.

„Wer schuld ist? Niemand!" sagte er entschlossen. „Sagen Sie es dem Staatsanwalt und er wird Ihnen antworten, daß der Gouverneur, und sagen Sie es dem Gouverneur, so wird er behaupten, daß der Staatsanwalt die Schuld trage. Niemand ist schuld . . ."

„Ich fahre eben zu Maslennikow hin und werde es ihm erzählen."

„Ja . . . das wird nun zwecklos sein", antwortete lächelnd der Advokat. „Dieser Maslennikow — er ist doch kein Verwandter oder Freund von Ihnen? — ist so ein, mit Erlaubnis zu sagen, Hornvieh und zugleich eine geriebene Bestie . . ."

Nechljudow, dem das Urteil Maslennikows über den Advokaten einfiel, antwortete nichts, sondern verabschiedete sich und fuhr zu Maslennikow.

Nechljudow hatte Maslennikow um zwei Dinge zu bitten: um die Überführung der Maslowa ins Lazaret und um irgend eine Abhilfe bezüglich der

hundert und dreißig Paßlosen. Wie schwer es ihm auch wurde, mit einem solchen Menschen etwas zu thun zu haben und ihn sogar um etwas bitten zu müssen, so war das doch das einzige Mittel zur Erreichung des Zieles und mußte daher mit in den Kauf genommen werden.

Als Nechljudow vor dem Hause Maslennikows vorfuhr, sah er an der Treppe eine Anzahl Equipagen stehen, Droschken, Kaleschen und Koupees, und es fiel ihm ein, daß heute gerade der Empfangstag von Maslennikows Frau sei, zu dem er kommen sollte. In dem Augenblick, wo Nechljudow hielt, stand vor der Thür eine Kutsche und ein Lakai im Hut mit Kokarde und einer Pelerine half einer Dame einsteigen, die ihre Schleppe aufraffte und die feinen Knöchel ihrer leichtbeschuhten Beine in schwarzen Stümpfen zeigte. Unter den Equipagen erkannte Nechljudow den geschlossenen Landauer von Kortschagins. Der graubärtige rotbäckige Kutscher nahm vor ihm, als vor einem besonders gut bekannten Herren, ehrerbietig und freundlich den Hut ab. Nechljudow hatte noch nicht Zeit gehabt, den Portier zu fragen, wo Michail Iwanowitsch — so hieß Maslennikow — sei, als der Hausherr selbst auf der teppichbelegten Treppe erschien, um einem sehr angesehenen Gast, einem solchen, den er nicht nur bis zum Treppenabsatz, sondern bis ganz nach unten zu begleiten pflegte, das Geleit zu geben.

Dieser sehr angesehene Gast, ein Militär, unterhielt sich im Hinabsteigen auf französisch über ein Allegri, das in der Stadt zum besten einiger Waisenhäuser veranstaltet werden sollte. Er meinte, daß es eine gute Beschäftigung für die Damen sei. Sie hätten ihren Spaß dabei und das Geld käme zusammen!

„Qu' elles s' amusent et que le bon Dieu les bénisse. — Ah, Nechljudow, guten Tag! Warum hat man Sie solange nicht gesehen?" begrüßte er Nechljudow. „Allez présenter vos devoirs à Madame . . . Kortschagins sind auch da. Et Nadine Bukshevden. Toutes les jolies femmes de la ville . . ." sprach er, während er seine militärischen Schultern in die Höhe zog und sie seinem eigenen pompösen goldbetreßten Lakaien, der ihm den Mantel reichte, hinhielt. „Au revoir, mon cher!" Er drückte Maslennikow nochmals die Hand.

„Nun, gehen wir hinauf, es freut mich sehr", sagte Maslennikow animiert, während er Nechljudow unterm Arm faßte und ihn, trotz seiner Korpulenz, rasch die Treppe hinaufzog.

Maslennikow befand sich in einer besonders freudigen Erregung, welche Nechljudow nicht umhin konnte, dem Vergnügen zuzuschreiben, das seinem Kameraden die soeben von seiten der hochgestellten Persönlichkeit erwiesene Aufmerksamkeit bereitete.

Eine jede solche Aufmerksamkeit versetzte Maslennikow stets in eine ebensolche Ekstase, in die ein freundliches Hündchen gerät, wenn sein Herr es gestreichelt, geklopft und hinter den Ohren gekraut hat. Das Hündchen wedelt mit dem Schwanz, duckt und windet sich, zieht die Ohren an und rast wie wahnsinnig im Kreise herum. Dasselbe war auch Maslennikow zu thun bereit. Er bemerkte nicht das ernste Gesicht Nechljudows, hörte nicht auf ihn und zog ihn unwiderstehlich in den Salon, sodaß Nechljudow nicht absagen konnte und mit ihm ging.

„Das Geschäft nachher. Ich werde alles was Du befiehlst thun ..." sagte Maslennikow, während er mit Nechljudow durch den Saal schritt. — „Melden Sie Ihrer Exzellenz, daß Fürst Nechljudow ..." sagte er einem Lakai. Dieser setzte sich im Paßgang in Bewegung und überholte sie.

„Vous n'avez qu' à ordonner. Aber meine Frau mußt Du unbedingt sehen. Ich habe schon so wie so einen Putzer gekriegt, weil ich Dich voriges Mal nicht hingebracht hatte ..."

Als sie eintraten, hatte der Bediente Nechljudow bereits gemeldet, und Anna Ignatjewna, die Vizegouverneurin, neigte sich mit strahlendem Lächeln Nechljudow entgegen, hinter den Hüten und Köpfen heraus, die sie und den Divan umgaben. Am anderen Ende des Salons, am Theetisch, saßen

Damen und ſtanden Herren, Militärs und Zivi=liſten, und ein Gewirr von männlichen und weib=lichen Stimmen erſcholl ununterbrochen.

„Enfin! Was iſt denn das, daß Sie uns nicht mehr kennen wollen? Was haben wir Ihnen denn zu Leide gethan?“

Mit dieſen Worten, die eine Intimität zwiſchen ihr und Nechljudow andeuten ſollten, die niemals beſtanden hatte, empfing Anna Ignatjewna den Eintretenden.

„Sind Sie bekannt? Madame Beljawſkaja, Michail Iwanowitſch Tſchernow . . . Setzen Sie ſich näher heran . . .“

„Miſſy, venez donc à notre table. On vous apportera votre thé . . . Und Sie . . .“ wandte ſie ſich an einen Offizier, der mit Miſſy ſprach, und deſſen Name ihr augenſcheinlich entfallen war, „bitte, auch hierher. Befehlen Sie Thee, Fürſt?“

„Durchaus, durchaus kann ich das nicht zu=geben . . . Sie liebte ihn einfach nicht . . .“ ſagte eine Frauenſtimme.

„Sondern liebte Kuchen.“

„Ewig faule Witze“, fiel lachend eine andere Dame in einem hohen Hut ein, die in Seide, Gold und Edelſteinen ſtrahlte.

„C'est excellent — dieſe Waffeln, und leicht. Geben Sie noch davon . . .“

„Nun, reisen Sie bald?“

„Ja, heute ist schon der letzte Tag. Daher sind wir auch gekommen . . .“

„So ein schöner Frühling. Auf dem Lande muß es jetzt herrlich sein.“

Missy im Hut und einem dunkelgestreiften Kleide, das ihre schlanke Taille ohne jedes Fältchen umspannte, als wäre sie darin zur Welt gekommen, war sehr schön. Als sie Nechljudow erblickte, errötete sie.

„Und ich dachte, Sie wären verreist . . .“ sagte sie ihm.

„Beinahe verreist . . .“ antwortete Nechljudow. „Nur die Geschäfte halten mich zurück. Ich bin auch hier nur in Geschäften . . .“

„Sprechen Sie doch bei maman vor. Sie möchte Sie sehr gerne sehen . . .“ sagte sie und errötete noch mehr, im Gefühl, daß sie lüge, und er es verstehe.

„Ich werde kaum Zeit haben“, antwortete finster Nechljudow, während er sich den Anschein gab, als hätte er ihr Erröten nicht bemerkt.

Missy machte ein böses Gesicht, zuckte die Achseln und wandte sich einem eleganten Offizier zu, der ihr schleunigst die leere Tasse abnahm und dieselbe, mit dem Säbel an die Stühle stoßend, tapfer zu einem anderen Tisch hinübertrug.

„Sie müssen auch etwas für das Waisenhaus spenden.“

„Aber gerne, ich möchte nur meine ganze Opferfreudigkeit bis zum Allegri aufsparen, damit sie sich dort zu voller Blüte entfalten könne."

„Na, passen Sie auf . . ." ließ sich eine offenbar verstellt lachende Stimme hören.

Der Empfangstag war glänzend, und Anna Ignatjewna war entzückt.

„Mika" (das war ihr dicker Mann, Maslennikow), „sagte mir, daß Sie jetzt in den Gefängnissen beschäftigt sind. Ich kann das sehr verstehen . . ." sprach sie zu Nechljudow. „Mika mag andere Fehler haben, aber Sie wissen, wie gut er ist. Alle diese unglücklichen Gefangenen — sind seine Kinder. Anders betrachtet er sie garnicht. Il est d' une bonté . . ."

Sie hielt inne, da sie keine Worte fand, die die bonté ihres Mannes ausdrücken könnten, und wandte sich dann sogleich mit einem Lächeln an eine runzelige alte Dame mit lila Schleifen.

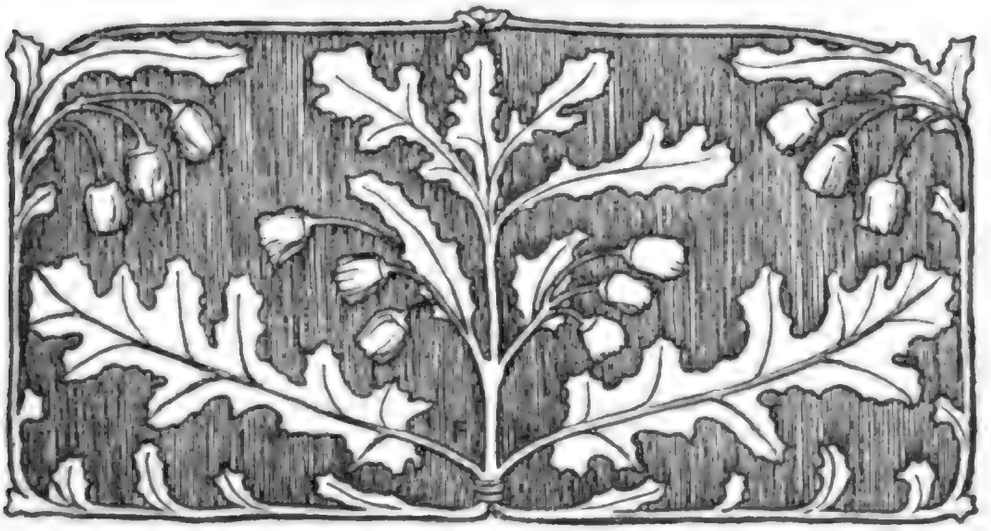
Nachdem Nechljudow so viel und so inhaltslos gesprochen hatte, wie es nötig war, um den Anstand nicht zu verletzen, stand er auf und ging auf Maslennikow zu.

„Also, bitte, könntest Du mich jetzt anhören?"

„Ach ja! Nun was denn?"

„Gehen wir hierher."

Sie traten in ein kleines japanisches Kabinett und setzten sich am Fenster.



„Nun, je suis à vous. Willst Du rauchen? Aber warte, damit wir hier nichts verderben . . .“ sagte er und brachte den Aschenbecher. „Nun . . .“

„Ich habe an Dich zwei Anliegen.“

„So . . .“

Maslennikows Gesicht wurde finster und trübselig. Alle Spuren der Ekstase des Hündchens, das der Herr hinter den Ohren gekraut hatte, verschwanden vollständig.

Aus dem Salon tönten Stimmen herüber. Eine weibliche Stimme sagte: „jamais, jamais je ne croirais“, während eine männliche Stimme am anderen Ende des Zimmers irgend etwas erzählte und dabei immer wieder die Worte „la comtesse Voronzoff und Viktor Apraksine“, wiederholte. Von einer anderen Gruppe her tönte bloß ein Stimmengewirr und Gelächter herüber.

Maslennikow horchte auf das, was im Salon vorging, und hörte gleichzeitig Nechljudow zu.

„Ich möchte wieder wegen derselben Frau ...“ sagte Nechljudow.

„Ja, die unschuldig verurteilte. Ich weiß, ich weiß.“

„Ich möchte bitten, sie als Dienstmädchen in das Lazarett überführen zu lassen. Man sagte mir, daß das möglich sei.“

Maslennikow preßte die Lippen zusammen und wurde nachdenklich.

„Kaum . . .“ sagte er. „Übrigens werde ich mich dieserhalb beraten und Dir morgen telegraphieren.“

„Man hat mir gesagt, daß dort viele Patienten seien und man Gehilfinnen brauche.“

„Schön, schön . . . Ich werde es Dich jedenfalls wissen lassen . . .“

„Ich bitte Dich darum“, sagte Nechljudow.

Aus dem Salon erscholl ein allgemeines und sogar ungekünsteltes Gelächter.

„Das ist immer der Viktor!“ sagte Maslennikow lächelnd. „Er ist außerordentlich geistreich, wenn er bei Laune ist.“

„Und dann . . .“ sagte Nechljudow, „augenblicklich sitzen im Gefängnis hundert und dreißig Mann, nur weil ihre Pässe abgelaufen sind. Man hält sie schon einen Monat gefangen.“

Und er erzählte ihm die Umstände, unter denen sie inhaftiert worden seien.

„Aber wie hast Du denn das erfahren?“ fragte Maslennikow, auf dessen Gesicht sich plötzlich Unruhe und Unzufriedenheit ausdrückten.

„Ich besuchte einen Gefangenen, und im Korridor umringten mich die Leute und baten . . .“

„Bei welchem Gefangenen warst Du?“

„Bei einem Bauern, der unschuldig angeklagt ist und für den ich einen Verteidiger engagiert habe. Aber darauf kommt es nicht an . . . Ist es wirklich möglich, daß diese Leute, die nichts verbrochen haben, nur darum im Gefängnis gehalten werden, weil ihre Pässe abgelaufen sind und . . .“

„Das ist Sache des Staatsanwalts . . .“ unterbrach ihn ärgerlich Maslennikow.

„Da sagst Du immer: ‚ein rasches und gerechtes Gericht‘. Zu den Obliegenheiten des Staatsanwaltsadjunkts gehört es, die Gefängnisse zu besuchen und sich davon zu überzeugen, ob die Gefangenen gesetzlich inhaftiert sind. Diese Herren aber thun nichts, spielen nur Karten . . .“

„Also Du kannst da nichts machen?“ fragte finster Nechljudow, dem die Worte des Advokaten einfielen, daß der Gouverneur alles auf den Staatsanwalt schieben würde.

„Doch, ich werde Maßregeln ergreifen, werde mich sogleich darüber informieren . . .“

„Um ſo ſchlimmer für ſie. C'est un souffre-douleur . . .“ hörte man aus dem Salon die Stimme einer Frau, die augenſcheinlich ganz gleichgiltig gegen das war, was ſie ſprach.

„Um ſo beſſer . . . ich nehme auch das!“ ließ ſich von einer anderen Seite her die ſchäkernde Stimme eines Herren vernehmen, und das kokette Lachen einer Dame, die jenem irgend etwas verweigerte.

„Nein, nein, für nichts in der Welt . . .“ rief die Frauenſtimme.

„Alſo — ich werde alles thun . . .“ wiederholte Maslennikow, während er mit ſeiner weißen türkisgeſchmückten Hand die Cigarette ausdrückte. „Gehen wir jetzt zu den Damen . . .“

„Ja, noch etwas . . .“ ſagte Nechljudow, indem er vor der Salonthür ſtehen blieb. „Man hat mir geſagt, daß geſtern im Gefängnis Menſchen körperlich gezüchtigt worden ſind. Iſt das wahr?“

Maslennikow wurde rot.

„Ach, danach fragſt Du? Nein, mon cher, Dich darf man entſchieden nicht dorthin laſſen, Du kümmerſt Dich ja um alles . . . Geh'n wir, geh'n wir, Annette ruft uns“, ſagte er, indem er Nechljudow unter den Arm faßte und wieder von einer ähnlichen Aufregung befallen wurde, wie vorhin, bei der ihm erwieſenen Aufmerkſamkeit der hochgeſtellten Perſönlichkeit; nur daß es jetzt keine freudige, ſondern eine ängſtliche Erregung war.

Nechljudow riß ſich von ihm los und ging mit finſterer Miene, ohne jemand zu grüßen und ohne ein Wort zu ſagen, durch den Salon und den Saal hindurch, an den herbeiſpringenden Lakaien vorbei in das Vorhaus und von dort auf die Straße hinaus.

„Was iſt mit ihm? Was haſt Du ihm gethan? fragte Annette ihren Mann.

„Das iſt à la française", ſagte jemand.

„Wo denn à la française, das iſt à la zoulon!"

„Na, er iſt ja immer ſo geweſen."

Jemand erhob ſich, jemand kam an, und das Gezwitſcher ging ſeinen Gang fort. Die Geſellſchaft benutzte die Epiſode mit Nechljudow als ein dankbares Thema für den heutigen jour fix.

Am Tage nach ſeinem Beſuch bei Maslennikow erhielt Nechljudow von ihm einen Brief, auf dickem wappengeſchmückten Papier mit Briefkopf. Maslennikow ſchrieb in ſeiner prachtvollen, feſten Handſchrift, daß er ſich wegen Überführung der Maslowa in das Lazarett an den Arzt gewandt hätte, und daß Nechljudows Wunſch wahrſcheinlich Berückſichtigung finden würde. Unterzeichnet war der Brief: „Dein Dich liebender älterer Kamerad" und unter der Unterſchrift „Maslennikow" befand ſich ein erſtaunlich kunſtvoller, großer und feſter Schnörkel.

„Schafskopf!" konnte Nechljudow ſich nicht enthalten zu ſagen, beſonders weil er fühlte, daß

Maslennikow ſich mit dem Worte „Kamerad“ zu ihm herabließ. Obgleich Maslennikow das allerſchändlichſte und ſittlich ſchmutzigſte Amt verſah, ſo hielt er ſich dennoch für eine überaus wichtige Perſönlichkeit und wollte offenbar mit dieſem Worte Nechljudow wenn ſchon nicht ſchmeicheln, ſo doch zeigen, daß er auf ſeine Größe nicht unmäßig ſtolz ſei und ihn dennoch „Kamerad“ nenne.

Es iſt einer der gewöhnlichſten und verbreitetſten Aberglauben, daß jeder Menſch nur allein ſeine beſtimmten Eigenſchaften hätte, daß ein Menſch gut, ſchlecht, klug, dumm, energiſch oder apathiſch ſei u. ſ. w. Die Menſchen ſind nicht ſo. Wir können von einem Menſchen ſagen, daß er häufiger gut als ſchlecht iſt, häufiger klug als dumm, häufiger energiſch als apathiſch, und umgekehrt. Aber es wird nicht der Wahrheit entſprechen, wenn wir von dem einen Menſchen ſagen, daß er immer gut oder klug iſt, und von dem anderen, daß er immer ſchlecht oder dumm iſt.

Trotzdem teilen wir die Leute immer so ein. Und das ist falsch, die Menschen sind wie die Flüsse: das Wasser ist immer gleich und immer dasselbe, aber jeder Fluß ist bald schmal, bald schnell, bald breit, bald langsam, bald rein, bald kalt, bald trübe, bald warm. So sind auch die Menschen. Jeder Mensch trägt in sich die Keime aller menschlichen Eigenschaften und offenbart zuweilen die einen, zuweilen die anderen, und wird zuweilen sich selbst nicht ähnlich, während er doch stets derselbe und er selbst bleibt. Bei einigen Menschen pflegen diese Veränderungen besonders häufig zu sein. Und zu diesen Menschen gehörte Nechljudow. Solche Veränderungen fanden bei ihm sowohl aus physischen als auch aus moralischen Ursachen statt, und eine solche Veränderung war jetzt in ihm vorgegangen.

Jene Empfindung der Feierlichkeit und der Freude an der Erneuerung, die er im Gericht und nach dem ersten Wiedersehen mit Katjuscha gehabt hatte, war nun gänzlich verschwunden und hatte nach der letzten Zusammenkunft dem Gefühle der Furcht und sogar des Ekels vor ihr Platz gemacht. Er beschloß, sie nicht zu verlassen und seine Absicht sie zu heiraten — wenn sie selbst es nur wolle — nicht aufzugeben; aber es wurde ihm schwer und qualvoll.

Am Tage nach dem Besuche bei Maslennikow fuhr Nechljudow wieder ins Gefängnis, um Katjuscha zu sehen.

Der Inſpektor geſtattete die Zuſammenkunft, aber nicht im Bureau und nicht im Advokatenzimmer, ſondern nur im Beſuchszimmer der Frauenabteilung. Ungeachtet ſeiner Gutmütigkeit war der Inſpektor gegen Nechljudow zurückhaltender als früher. Offenbar hatte die Unterredung mit Maslennikow die Vorſchrift einer größeren Vorſicht, dieſem Beſucher gegenüber, zur Folge gehabt.

„Sehen können Sie ſie", ſagte er, „nur bezüglich des Geldes . . . wie ich Sie gebeten hatte . . . Was die Überführung in das Lazarett betrifft, von der Se. Exzellenz geſchrieben hat, ſo geht auch das und der Arzt iſt einverſtanden. Nur ſie ſelbſt will nicht gehen . . . Sie ſagte: ‚Was, hab' ich es nötig, dieſem räudigen Pack das Geſchirr hinauszuſchleppen . . .' — Das iſt ja ſchon ſo ein Volk, Fürſt", fügte er hinzu.

Nechljudow antwortete nichts und bat, ihn vorzulaſſen. Der Inſpektor ſchickte einen Aufſeher, und Nechljudow trat hinter ihm in das leere Beſuchszimmer der Frauenabteilung ein.

Die Maslowa war ſchon da und kam hinter der Netzwand hervor, ſtill und ſchüchtern. Sie kam ganz nahe an Nechljudow heran und ſagte, an ihm vorbeiſehend:

„Verzeihen Sie mir, Dmitrij Iwanowitſch, ich habe vorgeſtern nicht recht geſprochen . . ."

„Nicht ich habe Ihnen zu verzeihen . . ." begann Nechljudow.

„Aber dennoch . . . lassen Sie mich", fügte sie hinzu, und in den schrecklich scheel gewordenen Augen, mit denen sie einen Blick auf ihn warf, las Nechljudow wieder jenen angestrengten und bösen Ausdruck.

„Warum soll ich Sie denn lassen?"

„So . . ."

„Wie: so?"

Sie sah ihn wieder mit demselben, wie es ihm schien, bösen Blick an.

„Nun also . . ." sagte sie. Lassen Sie mich, das sage ich Ihnen sicher . . . Ich kann nicht . . . Lassen Sie das ganz . . ." sagte sie mit bebenden Lippen und schwieg. „Sicher! Ich häng' mich lieber auf."

Nechljudow fühlte, daß aus dieser ihrer Ablehnung der Haß gegen ihn sprach, die noch unverziehene Kränkung, aber er fühlte, daß auch noch etwas anderes darin lag, etwas Gutes und Wichtiges. Diese, in vollständig ruhiger Verfassung erfolgte Bestätigung ihrer früheren Ablehnung, vernichtete in Nechljudows Seele auf einmal alle Zweifel und versetzte ihn von neuem in die frühere ernste, feierliche und gerührte Stimmung.

„Katjuscha, wie ich gesagt habe, so spreche ich auch jetzt noch", sagte er besonders ernst. „Ich bitte Dich, mich zu heiraten. Wenn Du es aber nicht willst und so lange Du es nicht willst, werde

ich, wie ich es früher wollte, da sein, wo Du bist, und dahin fahren, wo man Dich hinbringt."

„Das ist Ihre Sache. Ich sage nichts mehr ..." sagte sie, und wieder erbebten ihre Lippen.

Auch er schwieg, da er nicht die Kraft fand zu sprechen.

„Ich fahre jetzt auf meine Güter und werde dann nach Petersburg reisen", sagte er, nachdem er endlich die Fassung wieder gewonnen hatte. „Ich werde mich für Ihre, für unsere Sache bemühen, und, wenn's Gott giebt, wird das Urteil kassiert."

„Und wird's auch nicht kassiert, einerlei. Ich bin dessen, wenn auch nicht dafür, so doch für anderes wert . . ." sagte sie, und er sah, welche Anstrengung sie machte, um die Thränen zurückzuhalten.

„Nun, haben Sie Menjschow gesehen?" fragte sie plötzlich, um ihre Aufregung zu verbergen. „Nicht wahr, die sind doch unschuldig?"

„Ja, ich denke."

„So ein gutes Mütterchen . . ." sagte sie.

Er erzählte ihr alles, was er von Menjschow erfahren hatte und fragte sie, ob sie nicht etwas brauche. Sie antwortete, daß sie nichts nötig hätte.

Sie schwiegen wieder eine Weile.

„Nun und wegen des Lazaretts . . ." sagte sie plötzlich, ihn mit ihrem schiefen Blick ansehend,

„wenn Sie wollen, werde ich gehen . . . Und Schnaps werde ich auch nicht mehr trinken . . ."

Nechljudow sah ihr schweigend in die Augen. Ihre Augen lachten.

„Das ist sehr gut . . ." konnte er bloß sagen.

„Ja, ja, sie ist jetzt ein ganz anderer Mensch", dachte Nechljudow, während er, nach den früheren Zweifeln, jetzt ein ganz neues, noch nie gehabtes Gefühl der Überzeugung von der Unbesiegbarkeit der Liebe empfand.

Als die Maslowa nach diesem Wiedersehen in ihre stinkende Zelle zurückgekehrt war, legte sie ihren Schlafrock ab und setzte sich auf ihren Platz auf der Pritsche mit auf die Kniee gesunkenen Händen. In der Zelle waren nur die Schwindsüchtige, die Wladimirsche mit dem Säugling, die alte Menschowa und die Bahnwärterin. Die Tochter des Meßners war gestern für geisteskrank erklärt und in das Lazarett übergeführt worden. Die übrigen Frauen wuschen Wäsche. Die Alte lag auf der Pritsche und schlief. Die Kinder waren im Korridor, zu welchem die Thür geöffnet stand.

Die Wladimirsche mit dem Kind auf den Armen und die Bahnwärterin mit dem Strumpfe, den sie nicht aufhörte mit schnellen Fingern zu stricken, näherten sich der Maslowa.

„Nun, habt Ihr Euch gesehen?" fragten sie.

Die Maslowa saß ohne zu antworten, auf

der hohen Pritsche und baumelte mit den in der Luft hängenden Beinen.

„Was greinst Du?“ sagte die Bahnwärterin. „Das erste — verlier nur den Mut nicht . . . Ach, Katjuscha! Nun . . .“ sagte sie, schnell ihre Finger bewegend.

Die Maslowa antwortete nicht.

„Und die unseren sind waschen gegangen. Man sagt, daß es heute viel Spenden giebt. Es soll viel hingebracht worden sein“, sagte die Wladimirsche.

„Finaschka!“ rief die Bahnwärterin zur Thür hinaus, „wo bist Du Strick hingelaufen?“

Und sie nahm eine der Nadeln heraus, steckte sie durch Knäuel und Strumpf und ging in den Korridor hinaus.

Auf dem Korridor ertönte ein Geräusch von Schritten, und Frauenstimmen ließen sich hören. Die Einwohnerinnen der Zelle, die Pantoffeln an den nackten Füßen, kehrten zurück, in der Hand je ein oder auch zwei Brödchen. Fedoßja kam gleich zu der Maslowa heran.

„Was ist denn, fehlt Dir was?“ fragte sie, die Maslowa mit ihren hellen, blauen Augen liebevoll ansehend. „Da haben wir was zum Thee . . .“ und legte die Brödchen auf das Wandbrett.

„Nun, oder hat er sich's überlegt, das Heiraten?“ fragte die Korabljowa.

„Nein, das nicht, aber ich will nicht . . .“ antwortete die Maslowa. „So hab' ich's ihm auch gesagt.“

„O Du Gans!“ sagte im Baßton die Korabljowa.

„Ja, wenn man nicht zusammenleben kann, was soll man dann heiraten?“ meinte Fedoßja.

„Aber Dein Mann geht doch mit Dir“, entgegnete die Bahnwärterin.

„Wir sind aber auch getraut“, sagte Fedoßja. „Was soll man sich aber trauen lassen, wenn man doch nicht zusammen bleibt?“

„Du Dummkopf! Wozu? Wenn er sie einmal heiratet, so wird er sie ja mit Gold überschütten . . .“

„Er sagt: wohin man Dich auch schickt, ich folge Dir . . .“ sagte die Maslowa. — „Na, fährt er, so fährt er, fährt er nicht — so fährt er nicht. Bitten werd' ich ihn nicht. Jetzt reist er nach Petersburg, der Sache wegen. Dort sind alle Minister mit ihm verwandt . . .“ fuhr sie fort. „Aber brauchen thu' ich ihn doch nicht.“

„Natürlich!“ stimmte die Korabljowa, die in ihrem Sack kramte und offenbar an etwas anderes dachte, plötzlich zu. — „Nun, trinken wir eins?“

„Ich werde nicht . . .“ antwortete die Maslowa. „Trinkt allein.“

Spamerſche Buchdruckerei in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068609989

Digitized by Google

Digitized by Google